This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

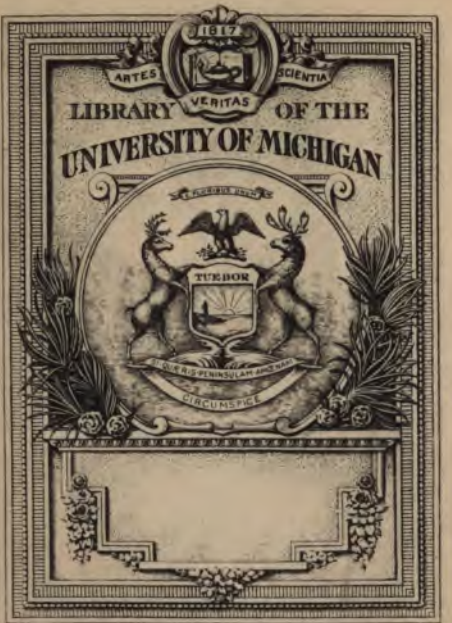
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SUPERAS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ANSICHT DES HAFENS UND DER BAI VON NAGASAKI.

# Taschenbuch

zur Verbreitung

# geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

---

Herausgegeben

von

**Johann Gottfried Sommer.**

---

## Für 1844.

---

(Zweiundzwanzigster Jahrgang.)

Mit 6 Stahltafeln.

---

**Prag.**

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

**1844.**

# Geographisches Repertorium.

Johann Gottfried Seume.

1814.

Compl. sets
Hiersem
5-20-30
21747

# Inhalt.

Seite

*Einleitung.* Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen . . . . . 1

I. Zur Kenntniss von Japan . . . . . 1

II. Wanderungen in Neu-Fundland. Nach Jukes . . . . 158

III. Erinnerungen aus Mexico. Nach Löwenstern . . . 212

IV. Skizzen aus Badakschan. Nach Wood . . . . . 308

V. Die Marquesas-Inseln. Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz . . . . . 337

VI. Vandermaelens Geographische Anstalt zu Brüssel . . 396

# Stahltafeln.

I. Ansicht des Hafens und der Bay von Nagasaki. (Aus dem Atlas zu Siebolds Nippon-Archiv.) Zu Seite 27.
II. Festungswerke in Japan. (Aus demselben Werke.) Zu S. 107.
III. Japanische Costumes. (Aus demselben Werke.) Zu S. 126.
IV. Mexicanische Tortillas-Bäckerinnen und Köhler. (Aus Nebels Voyage en Mexique.) Zu S. 252.
V. Morai auf Nukahiwa. (Aus Dumont d'Urville's Voyage au Pol Sud etc.) Zu S. 369.
VI. Hütten der Wilden auf Nukahiwa. (Aus demselben Werke.) Zu S. 385.

# ALLGEMEINE ÜBERSICHT
## DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Was schon Aristoteles ausgesprochen, „dass *Afrika* immer etwas Neues bringe," gilt auch noch jetzt, nach einem Zeitraume von mehr als dritthalbtausend Jahren. In diesem Augenblicke hat sich der europäische Forschungstrieb, wie die letzten Jahrgänge unsers Taschenbuches nachgewiesen haben, vorzüglich nach dem Nordosten dieses Erdtheiles gewendet, und namentlich sind es Franzosen und Engländer,

welche nicht nur *Abyssinien* bereisen, sondern auch von der Ostküste aus durch die südlich an Abyssinien gränzenden Länder immer tiefer ins *Innere* einzudringen suchen. Ueber die fernern Erfolge der im vorigen Jahrgange erwähnten *französischen* Reisenden fehlt es uns zur Zeit noch an zusammenhangenden Nachrichten. Die von der *Englisch-Ostindischen Compagnie* unter dem Cap. *Harris* abgeschickte Expedition ist in ihren Bemühungen nicht glücklich gewesen und allem Anscheine nach an dem Misstrauen der eingebornen Häuptlinge gescheitert, welche die Unterdrückung des Sklavenhandels für den Zweck dieser Reise gehalten haben. Dagegen gelingt es dem gleichfalls aus den vorigen Jahrgängen bekannten Engländer Dr. *Beke*, seinen Forschungen immer grössere Ausdehnung zu geben. Eine Fortsetzung der dort (S. XCV u. ff.) mitgetheilten Nachrichten ist das Schreiben dieses Reisenden, aus *Dima*, vom 15. Dez. 1841, welches am 12. Dez. 1842 in der

Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vorgelesen wurde.

Dr. *Beke* verliess am 19. Okt. (1841) *Angolalla*, um nach *Godscham* (Godjam) zu gehen. Er schlug zuvörderst den Weg nach *Angortscha* (Angorcha) ein, im Lande des mächtigen Galla - Häuptlings *Abba Moate*, welcher ihn über den *Abaï* (Nil) bringen sollte. Der Weg führte zuerst westlich und nachdem zwei Gebirgsflüsse übersetzt worden, wandte er sich nordwärts und führte durch eine herrliche mit zahlreichen Dörfern besetzte Landschaft. Dann ging es abermals westlich durch den Bezirk von *Dscherru*. Hier wurde das Land flacher und weniger fruchtbar. Weder Bäume noch Dörfer waren zu sehen, wohl aber Weideplätze für zahlreiche Heerden. Im Bezirke *Guari* wurde eine Ebene durchschnitten, die in eine Spitze auslief. Hier war eine Verzäunung, die kein Reisender ohne besondere Erlaubniss des Gouverneurs überschreiten darf. Etwas weiter ist abermals ein solcher Zaun und

zwischen beiden ging die Strasse fast senkrecht zwischen Basaltfelsen in die Tiefe hinab, so dass das Gepäck von Menschen getragen werden musste. Nach Ueberschreitung einer zweiten Ebene ging es aufwärts zu dem *Amba* (Bergveste) *Dey*, wo der Gouverneur von *Morat* seinen Sitz hat. Diese Veste liegt 7887 (engl.) Fuss über dem Meere und ist durch ihre Lage am Zusammenflusse des *Adabaï* und *Bersena* ein wichtiger Posten, indem sie einerseits das hohe Flachland nach Westen, andererseits das Gebirgsland beherrscht. Von den drei Wegen, auf denen man hieher gelangen kann, ist nur einer für Lastthiere gangbar. Von *Dey* ging Dr. Beke an der reizend gelegenen und von Cypressen umgebenen *Kirche* zum *heil. Georg* vorüber, abwärts nach der Stadt *Debra Beserat*, welche dem von *Siena Markos*, einem gefeierten abyssinischen Heiligen gestifteten Kloster gehört, und dann noch tiefer hinab zur Bergveste *Yawalo*. Hier hatte er einen Ueberblick

des Flusses *Bersena*, welcher im Lande der *Abitschu-Gallas* entspringt und in seinem untern Laufe die Provinz *Ensarro* von der Provinz *Morat* scheidet. Auf einem stellenweise ebenen, im Ganzen aber vielfach gewundenen und rauhen Wege wurde dieser Fluss erreicht. Sein steiniges Bett ist an 100 Fuss breit, war aber jetzt bis auf einen kleinen Strom in der Mitte, der rasch nordwestlich ging, ausgetrocknet. Den Fluss wieder verlassend, führte die Strasse den Reisenden durch eine niedrige Landstrecke, welche theils mit Gestrüppe bedeckt, grösstentheils aber mit Tabak, Baumwolle, Mais, Hülsenfrüchten etc. angebaut war. Das Land wurde wieder gebirgig und die Gebirge strichen in der Richtung gegen die Vereinigung des *Bersena* und *Dschamma* (*Adabai*), von welchen der erstere hier alle vom Gebirge herabkommenden Flüsse und Bäche empfängt. Die trocknen Betten beider Ströme waren leicht übersetzt und nun ging es über eine Ebene, zu deren Linken sich eine Masse

basaltischer Felsen erhob, über die der Weg hinauf nach *Wala*, dem Sitze des Gouverneurs *Aïto Merrit*, führte. Dieser war abwesend, aber die Aufnahme, welche der Reisende bei der Frau fand, gab ihm einen vortheilhaften Begriff von abyssinischer Gastfreundschaft. Von *Wala* setzte er über den Bergstrom *Kersa* und dann über den *Bon*, einen Zufluss des *Dschamma*. Die Provinz *Ensario* liegt weiter hinab und zahlreiche Dörfer bezeugen ihre Fruchtbarkeit und starke Bevölkerung. Nach Ueberschreitung mehrer andern Gewässer kam der Reisende an den Fluss *Ziega Wodain*, dessen Ufer mit einem dichten Akazien-Gestrüppe bedeckt war. Das Bett hat eine Breite von 600 Fuss und ist steinig und sandig. Das Wasser selbst war jetzt nur 20 Fuss breit und in der Mitte 18 Zoll tief. Der Lauf ging nordwestlich. Nach Uebersetzung dieses Stromes wandte sich der Reisende nach *Angortscha*. Dieser Ort liegt auf dem Gipfel eines Bergrückens von so geringer Breite,

dass man zu gleicher Zeit links in das Thal des *Ziega Wodain* und rechts in das Dorf *Safa* hinabblicken kann. Das berühmte Kloster *Deha Lebanos*, welches der abyssinische Gesetzgeber und Heilige *Tekla Haïmanot* gegründet, liegt etwa 8 (engl.) Meilen südöstlich von *Angortscha*. Dieses ist ein kleines Dorf, bei dessen oberm Theile die Residenz des *Aito Duriesa* steht, welche durch eine quer über den Bergrücken gehende Pfahlschanze vertheidigt wird. Der Häuptling sagte dem Reisenden, es sei vor mehren Jahren hier auf der Höhe des Berges Gold gefunden worden. Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiss, dass man dergleichen in den letzten Jahren beim Kloster *Deha Lebanos* gefunden hat. Von *Angortscha* ging *Beke* in Begleitung des *Aito Duriesa* und einiger andern Männer vorwärts nach *Gerrar*; dem Geburtsorte des Galla-Häuptlings *Abba Moale*. Diess ist ein kleines, hochgelegenes Dorf in einer wohl angebauten Gegend, unweit westsüdwestlich vom Berge *Salala*.

Der Häuptling, ein Vasall des Negus, unterhält im Kleinen einen Hofstaat wie dieser, hat seine Tänzer und Sänger etc. und es geht bei ihm verhältnissmässig mehr Geld auf als am Hofe seines Lehnsherrn. Obschon Gerrar sein väterlicher Sitz ist, so zieht er doch als Residenz *Wogiddi* vor, wohin ihn Dr. *Beke* auf seinem Wege nach *Godscham* begleitete. Das Gefolge des Häuptlings war zahlreich. Die Strasse führte nordwärts durch eine unebene, bergige Gegend nach *Wogiddi*, einem ansehnlichen Dorfe, wie Angortscha auf einem den Fluss beherrschenden Bergrücken gelegen. Von der Wohnung des Fürsten hat man eine weite Aussicht auf das tiefere Land bis zum *Abaï*. Der Reisende wurde von *Abba Moale* höchst gütig und freundlich aufgenommen. „Ich hatte ihm freilich" — sagt er — „eine Muskete geschenkt, die ich von der brittischen Gesandtschaft in Ankobar erhalten, und eine musikalische Tabaksdose (Beides war eigentlich für den Beherrscher von *Godscham* bestimmt), eben

so aus meinem Eigenen ein Paar Pistolen; aber wenn ich bedenke, dass ich ohne seinen Schutz und Beistand in diesem wilden und noch unbetretenen Lande gar nicht fortgekommen wäre, so ist der Preis dafür wahrscheinlich nicht zu hoch."

Nach kurzem Verweilen in *Wogiddi* wurde die Reise unter dem Schutze *A.* (?) *Galater's* und einer Escorte von drei Mann fortgesetzt. Nachdem drei Gebirgsflüsse hinter einander glücklich zurückgelegt waren, ging die Strasse durch den Bezirk *Gordsch*, anfangs ziemlich uneben, weiterhin flacher. Nach Uebersetzung eines vierten Gewässers betrat der Reisende den Bezirk *Avaso* und eine halbe Stunde weiter das gleichnamige Dorf. Die Thäler dieser Gewässer sind tief und rauh, aber das Land dazwischen ist gut angebaut, mit Dörfern angefüllt und mit Bäumen geschmückt. Ueber einige andere Bezirke und Flüsse gelangte *Beke* nach *Abado*, der Residenz *Guritschi's*, eines dem *Abba Moale* untergebenen Galla-Häuptlings, der

den Auftrag hatte, den Reisenden sicher über den Fluss Dschamma nach der Residenz *Marie Saburo's,* des unabhängigen Fürsten der *Dorra-Gallas,* zu bringen. Der *Dschamma* wurde an einer Stelle überschritten, wo er 90 Fuss breit und 3 Fuss tief war, und die Strasse ging dann bergauf nach *Dada.* In geringer Entfernung davon wurde der *Abaï* sichtbar und etwas weiterhin hielt die Reisegesellschaft in *Selalkulla* an, wo *Marie Saburo* residirte, der sich zwar einen Christen nennt, aber ein heidnischer Galla ist. Hier wurde *Beke* 10 Tage zurückgehalten und allen möglichen Erpressungen preisgegeben für angebliche Zusagen von Diensten, die Niemand gemacht hatte. Endlich gelang es ihm doch, fortzukommen und den *Abaï* an einer Stelle zu erreichen, wo er sich mit sehr abwechselnder Breite durch Gebirge windet. Es wurde beschlossen, den Uebergang weiter aufwärts vorzunehmen. „Während meine Leute zankend und schreiend Anstalten dazu machten, bestimmte ich die

Meereshöhe des Wasserspiegels und fand sie 2936 Fuss, welches für den weitern Lauf des Stromes bis ins Mittelländische Meer ein durchschnittliches Gefälle von wenig mehr als 1 Fuss auf die (englische) Meile giebt.“ Die Breite des Abai war da, wo er übersetzt wurde, nicht ganz 200 Yards (600 Fuss). Der Uebergang war nicht leicht; ein Maulthier wurde drei Mal von dem Gegenschlage der Wellen (*by the eddy*) zurückgetrieben. Da der Strom zu tief war, als dass das Gepäck von Menschen auf den Köpfen hätte hinübergeschafft werden können, so wurden die (wahrscheinlich werthvollsten) Sachen ausgepackt und in dünne, angeblich wasserdichte Schaffelle gethan, welche sich *Beke* und seine Diener um den Leib banden. Auf diese Weise wurden sie mit Hilfe eines Mannes auf jeder Seite, der am Rücken eine leere Kürbissflasche befestigt hatte, schwimmend durch das Wasser getragen. Was nicht fortgebracht werden konnte, wurde dann von Zurückschwim-

menden nachgeholt. Das Schlimme bei diesem Transport war, dass die Schaffelle keinesweges wasserdicht gewesen und daher Alles tüchtig durchnässt und grösstentheils zu Grunde gerichtet war. Auch wurde Manches gestohlen. Das Land zu beiden Seiten des Flusses war theils flach und mit dichtem Gestrüppe bedeckt, worin jedoch keine reissenden Thiere zu hausen schienen, theils bergig, mit steil aus Wasser abfallenden Felsen. Durch verschiedene Dörfer, wo es gleichfalls nicht ohne Diebstahl abging, gelangte der Reisende endlich bis zur Kirche *St. Abbo* und in das flache Land *Godscham*, wo er seinen Weg durch die Dörfer *Katscham* und *Anselal* fortsetzte. *Anselal* war ehemals ein bedeutender Ort; es hatte steinerne Häuser und war die Hauptstadt des *Ras Hailu*, dessen Palast in geringer Entfernung von der Stadt lag. *Beke* verweilte hier ausruhend über den Sonntag und ging dann nach *Dima* weiter. Auf diesem Theile seines Weges hatte er weder Führer noch

Schutzwache. Das Land (*Godscham*) ist sehr verschieden von Schoa. Während in Schoa Niemand sich ohne Wissen und Willen des Negus rühren darf, kann hier jeder gehen wohin er will, und braucht dazu keine Erlaubniss von den Behörden, erhält aber auch freilich keinen Beistand. Das Land ist sehr wenig angebaut. *Beke* begegnete einer grossen Menge von Leuten aus *Dima* und der Nachbarschaft, welche sich nach *Bitschora* auf den Markt begaben, der daselbst jede Woche gehalten wird. Der Wildbach *Wati* wurde übersetzt und eine Stunde weiter der Fluss *Gád*, gerade oberhalb einer Stelle, wo er mehre Hundert Fuss in ungebrochner Masse senkrecht in eine Schlucht hinabstürzt, worin er seinen Lauf bis in den *Abaï* fortsetzt. Die Strasse, die jetzt nach West gen Nord gegangen, wandte sich nun östlich und führte anderthalb Stunden weiter nach der Stadt *Dima*, gewöhnlich *Dima Gurgis* genannt, von dem grossen Kloster und dessen Kirche zu *St. Georg*, welches

sich hier befindet. Die Stadt ist gross, allem Anscheine nach von neuerer Entstehung und in Viertel abgetheilt, die durch steinerne Mauern von einander geschieden sind. Die Kirche war das grösste Gebäude dieser Art, welches *Beke* bis jetzt in Abyssinien gesehen hatte. Die innern Wände sind mit Malereien geziert, fast in demselben Style, wie die aus dem Mittelalter in Europa. Der zerrüttete Zustand des Landes, welchen die verschiedenen Kämpfe um Wiedererlangung verlorner Gewalt herbeigeführt hatten, hinderte unsern Doktor für den Augenblick an der Fortsetzung seiner Reise; doch giebt er sein Vorhaben zu erkennen, den Dedschesmatsch nach seiner Hauptstadt *Gudera* zu begleiten, welche ganz nahe bei den Quellen des *Abai* liegt, und er hofft daselbst jede Erleichterung zu finden, die grossen Sklavenmärkte von *Burie* und *Baso* zu besuchen und hier weitere Nachrichten einzuziehen.

Dem Berichte war ein Verzeichniss

von Längen- und Breitenbeobachtungen, so wie eine geologische Sammlung von 48 Handstücken beigefügt. Er bemerkt am Schluss, dass der belgische General-Consul in Aegypten, *Blondin*, vor Kurzem mit einem zahlreichen Gefolge ebenfalls dieses Land besucht habe und vor drei Wochen von *Dima* auf der Strasse nach *Senaar* wieder zurückgereist sei *).

Von dem französischen Reisenden *Arnaud d'Abbadie* enthält die Zeitschrift *Ausland* ein weitläuftiges Schreiben aus *Omokullu* bei *Massaua*, vom 27. Dezbr. 1841, aus welchem wir das Wesentlichste mittheilen. *Tuschurra* (auch *Tadschura*, s. den vor. Jahrg. S. XL), das die Engländer im August 1840 gekauft haben, liegt an der Nordostküste Afrikas, südwestlich von der Strasse *Bab el Mandeb*, unter 11° 46′ nördl. Br., an einem weit ins Land gehenden Busen, der auf den bisherigen Karten nicht angezeigt ist. Bei

*) *Literary Gazette*, 1842, Dezbr., Nr. 1358.

der Einfahrt in denselben liegt die kleine unbewohnte Insel *Mescha*, wo die Engländer ihre Fahne aufgepflanzt haben. Der Ort bedeckt auf einer kleinen, vom Meere angeschwemmten Ebene eine Fläche von 340 Meter Länge und 90 bis 100 Meter Breite, besteht aus 180 bis 200 Hütten mit etwa 1000 Einwohnern und hat 5 Moscheen. Der Hafen, eigentlich nur eine Rhede, bietet grossen Schiffen wenig Sicherheit, denn die Küste ist sehr steil und die Anker reissen leicht los. Auch ist der Ankerplatz so beschränkt, dass nicht mehr als 5 oder 6 Briggs zu gleicher Zeit anlegen können. Die Einwohner leben blos vom Handel mit Abyssinien, namentlich vom Sklavenhandel. Der Verf. sah vom 27. Jänner bis 30. März gegen 600 Kinder, meistens junge Mädchen, durchpassiren, was, wenn diess Verhältniss das ganze Jahr Statt findet, einen Transit von 3600 Köpfen ausmacht. Die Mehrzahl kommt aus *Schoa*, einem christlichen Lande, wo die Gewinnsucht zu diesem schändlichen Handel

antreibt. Im Durchschnitt kostet ein Kind von 11 — 13 Jahren an Ort und Stelle 100 bis 120 Franken, wird aber in *Tuschurrah* für 200, in *Mokka* für 250 und in *Bassora* für mehr als 400 Franken verkauft. Die Waaren, welche man in Tuschurra in Tausch dagegen giebt, sind weisse Baumwollen-Stoffe, Zinn und Zink, woraus die Aethiopier Schmucksachen für die Frauen machen, und Salz, das einige Tagreisen vom Meere gewonnen wird.

Die Einwohner von Tuschurra sind höchst fanatische Mohammedaner und von düsterer Gemüthsart. Sie leben fast nur von Durrah und rothem Reis. Fleisch gilt für ungesund. Als eine Art Gewürz geniessen sie, vorzüglich die Weiber, eine butterartige weissliche Erde, welche indessen allmählich die festeste Gesundheit zerstört. Landbau findet in der Umgebung von Tuschurra, wie überhaupt in der Nähe des Meeres, nicht Statt, sondern beginnt erst bei der noch von keinem Europäer besuchten Stadt *Ausa* (*Awsa*), sechs Tage-

reisen von der Küste. Hier theilt sich der durch Verdunstung und Einsickerung erschöpfte Fluss *Hauasch* (*Hawasch*) in acht Arme, und ergiesst sich mittelst derselben, ein flaches Delta bildend, in einen grossen See*). Seine Ufer, welche wie beim Nil jährlich durch Ueberschwemmung befruchtet werden, sind zu jeder Art von Anbau geeignet; man baut aber nur Durrah, Bohnen und einen angenehmen Tabak. Das Landmaass ist ein Viereck von 90 Meter Länge und Breite. Ein solches Stück anbaufähiges Land gilt einen männlichen Sklaven, oder ein Kamehl, oder 5 Kühe, oder 192 Ellen (*Dera*) gewöhnlichen Zeug, oder endlich in Geld 12 Marien-Theresien-Thaler.

Die zahlreichen Stämme dieser Gegend bilden ein Volk, dessen früheste Vorältern aus *Yemen* kamen und den Namen *Afar* führten, was in ihrer Sprache so viel als Nomaden bedeutete. Sie breiteten sich

*) S. über diesen Fluss die Mittheilung von Dr. *Beke* im XX. Jahrgange, (1842) S. L u. ff.

bald längs der Küste, dem Busen von Tuschurra und den Gebirgen von Abyssinien aus. Allem Anscheine nach waren sie ihren jetzigen Nachkommen an Gesittung weit überlegen. Der *Adaly*, der Vater des jetzt noch bestehenden gleichnamigen Stammes, stiftete ein mächtiges Reich, welches im XVI. Jahrhundert von *Magadoïscho* am Indischen Meere bis nach *Senaar* sich erstreckte. Er legte die erbliche Herrschergewalt in die Hände zweier Familien. Das Oberhaupt heisst noch jetzt *Adalum* oder der Mann von Adaly, nimmt aber im Verkehr mit Fremden gern den Titel *Sultan* an. Der einzige Beamte eines Stammes der *Afar* (es giebt deren über hundert) ist der *Idaltu*, ein Wort, das dem arabischen *Scheich* vollkommen entspricht. Er hat wie dieser nur in Friedenszeit Gewalt. Das Kriegsheer steht unter einem von ihm unabhängigen Befehlshaber, dessen Amt erblich ist. In wichtigen Fällen muss der Adalum seinen ganzen Stamm versammeln. Nach der Ansicht einiger Richter zu Tu-

schurra und Hanfalah ist der Vertrag, welchen die Engländer 1840 einseitig mit dem Adalum von Tuschurra abgeschlossen haben, nicht rechtskräftig; er hätte dem ganzen versammelten Stamme vorgelegt und von diesem bestätigt werden sollen.

Für die laufenden Angelegenheiten, Eigenthumsstreitigkeiten, Händel, bei denen Blut geflossen, aber Niemand erschlagen worden, u. dgl., versammelt man die *Fema*. Diess ist eine Versammlung von gewissen Männern einerlei Alters, ohne Rücksicht auf den Stamm und selbst auf die Eigenschaft als Fremde oder Einheimische. Die Beamten der Fema sind: 1) Der *Ebo*, welcher allein die Gewalt hat, die Fema zu berufen und sie, wenn der Verurtheilte sich widersetzt, zur Ergreifung der Waffen aufzufordern; 2) der *Abarar*, oder Priester, eine Art Friedensrichter; 3) der *Makabantu*, oder Richter, und 4) der *Hais*, oder Rechtsgelehrte, welcher die von den Vorfahren überlieferten Gesetze dieser Institution aufbewahrt.

Alle diese Aemter sind erblich. Da unmöglich alle Afar gleichen Alters in einer Fema vereiniget seyn können, so haben sich diese Völker in drei grosse *Eidgenossenschaften* getheilt. Auch erwachsene unverheurathete Frauenspersonen bilden eine besondere Fema, welche ebenfalls ihren Richter, Priester und Rechtsgelehrten hat, doch konnte der Verf. keine nähern Auskünfte über das Wesen einer solchen Fema erhalten*).

In *Süd-Afrika* ist seit neunzehn Jahren ein teutscher Naturforscher, *Karl Zeyher*, wie es scheint ein Berliner, für botanische und zoologische Zwecke thätig und war im Frühlinge 1842 von seiner letzten grossen Wanderung in den Ländern der Kaffern, Bitschuanas etc. nach der *Capstadt* zurückgekehrt. Er hatte ausser noch drei andern Europäern eine Zahl eingeborner Diener aus der brittischen Cap-Colonie bei sich. Nachdem er Ende

*) *Ausland*, 1843, Nr. 91 bis 94.

1840 die Gränze der Letztern überschritten hatte, gelangte er an den Fluss *Caledon*, konnte aber jenseits desselben, weil das Land durch anhaltende Regengüsse völlig unwegsam geworden, erst mit Anfang April 1841 die Reise fortsetzen. Das Wetter war zwar günstiger geworden, aber es drohte eine neue Gefahr in der Pferdeseuche, die in jenen Gegenden alljährlich ausbricht, sich nicht selten bis tief in das Gebiet der Colonie verbreitet und nur durch Absperrung zu vermeiden ist. Da die Reisenden durch den Verlust ihrer Pferde in eine sehr hilflose Lage versetzt worden wären, so blieb ihnen nichts übrig, als auf halbem Wege zwischen dem *Oranje*- und dem *Vaal*-Flusse abermals Halt zu machen. Von hier brachen sie, ohne einen Verlust erlitten zu haben, Ende April wieder auf und erreichten den *Mooye*-Fluss, in dessen Nähe ein Theil der damals ausgewanderten Bauern (*Boeren*) ein Dorf angelegt, ihre Lage aber durch diesen in der Hitze der Leidenschaft

gefassten Entschluss keineswegs verbessert, sondern eher noch verschlimmert hatten. Das Dorf bestand aus 50 elenden Strohhütten, die nur während der Aerndtezeit bewohnt werden. Den grössern Theil des Jahres bringen die Bauern nomadisirend zu oder leben auch häufig nur von der Jagd, indem sie der zwar zurückgetriebenen aber nicht besiegten *Rothen Kaffern* wegen mit ihren Heerden sich nicht weit wagen dürfen. Anfang Juni erreichte die Expedition am Gebirge *Majalis* den äussersten Punkt nach Norden, bis zu welchem ausgewanderte Bauern vorgedrungen sind. Diese Bergkette selbst ist von mässiger Höhe, aber sehr schroff, liegt zwischen 25° und 26° südl. Breite und erstreckt sich in der Richtung von Westen nach Osten bis an die *Delagoa-Bay*. In Bezug auf Klima und Pflanzenwuchs bildet sie eine höchst scharf gezogene Gränze. Der nördliche Abhang schickt seine Gewässer in die *Delagoa-Bay* und zeichnet sich eben so durch sehr

warmes Klima als durch reichen Waldwuchs vor dem südlichen aus, dessen Gewässer in den *Vaal*-Fluss gehen. Während auf der Nordseite der Winter nie gefühlt wird, höher oben eisenharte Stämme gewaltiger Akazien (Mimosen), weiter hinab schöne Dodonäen, Cassien und Ficus dichte Waldungen bilden, die Vegetation überhaupt die Nähe des Wendekreises anzeigt, ist auf der südlichen felsigen und sogar gebüschlosen Seite der Winter empfindlich kalt. Am Fusse des Gebirges wurde am Ufer des *Krokodil*-Flusses abermals ein Standquartier bezogen, und von demselben aus machte man sechs Monate hindurch zahlreiche Ausflüge, hauptsächlich auch, da die Sammlungen ohnehin schon sehr angewachsen waren, um lebende Thiere für die Menagerie der Londoner Zoologischen Gesellschaft einzufangen. Sowohl die Wälder als die offenen Ebenen erschienen mit Thieren erfüllt. Rhinocerosse, Giraffen, Büffel, Elen-Antilopen beleben nebst einer Menge kleinerer Arten von

Antilopen, Nagethiere und Vögel diese Wildnisse. Reissende Thiere sind verhältnissmässig eben so zahlreich, doch bekommt man sie weit seltener zu Gesicht als in den gebüschlosen südlichern Gegenden. Die Flüsse enthalten Nilpferde und Krokodile. Die Reisenden gelangten später bis 24° Breite, ohne jedoch weiter nördlich vorzudringen, da ein Zusammentreffen mit den dort hausenden Rothen Kaffern nicht zu wünschen war. Innerhalb des bereisten Gebiets traf man nur kleine Horden friedlicher *Bitschuanas*, die einst unter dem blutgierigen *Moselikatsi* als Sklaven standen, aber zurückblieben, als dieser von den ausgewanderten Bauern weiter nordwärts gedrängt wurde. Die Kaffern hatten sie indess beim Abzuge ihrer Heerden so vollständig beraubt, dass die grösste Noth unter ihnen ausbrach. So lange *Zeyher* dort herumreiste, hatte er stets grosse Haufen solcher unglücklichen Bitschuanas in seinem Gefolge, welche um Fristung ihres Lebens flehten und von den Jägern der Expedition

ernährt werden mussten. Im Februar 1842 erreichte man wieder die Gränze der Colonie, ohne ein Mitglied verloren oder einen beträchtlichen Unfall erlitten zu haben. Die Sammlungen wurden gleichfalls bis dahin, wo wieder Heerstrassen beginnen, ohne Beschädigung gebracht und sollen, wie sich erwarten liess, sehr viel Neues enthalten. Doch glaubte man, dass die weitere Rückreise bis zur *Capstadt* ziemlich lange dauern werde, da seit Januar eine ungewöhnliche Dürre in der Colonie herrschte und das Treiben der lebenden Thiere unter solchen Umständen langsam und vorsichtig geschehen musste *).

Von dem englischen Capitän *Allen*, welcher an der in den letztern Jahrgängen unsers Taschenbuches beschriebenen Niger-Expedition Theil genommen, wurde der Londoner Geographischen Gesellschaft ein Bericht über den Fluss *Cameruns* (Camarones, Cameronus) an der Küste des

*) *Ausland*, 1842, August, Nr. 240.

Busens von Guinea eingeschickt und in der Sitzung vom 27. März d. J. vorgelesen. Während man auf Befehle aus England in Betreff der weitern Schritte der Niger-Expedition warten musste*), benützte Cap. *Allen* diese Musse, um mit dem Dampfboote Wilberforce einige Theile der Küste in der Nähe von *Fernando Po* zu untersuchen. Er richtete seine Aufmerksamkeit zunächst auf die von den Portugiesen so benannte grosse Flussmündung *Cameruns*, welche zwar schon früher theilweise vom Cap. *Vidal* aufgenommen worden, wo sich aber noch einige unerforschte Flüsse befanden, welche, namentlich der *Malimba*, sich in diese weite Mündung ergiessen sollen. Vorsichtig mit dem Senkblei vorwärts gehend, gelangte er wohlbehalten an den Ankerplatz der Palmölschiffe, in einen der Flüsse, welcher ebenfalls *Cameruns* heisst. Hier fand er eine zahlreiche und bedeutende Ansiedlung von Eingebornen, welche

*) S. den vorigen Jahrgang, S. XXXIV.

ausgebreiteten Handel trieb und auf einer beträchtlichen Stufe der Gesittung stand. Sie leben unter zwei Häuptlingen, König *Bell* und König *Aqua*, deren grosse und wohlgebaute Städte, 50 Fuss über dem Wasser und in ziemlich gesunder Lage, nur durch einen kleinen Bach von einander geschieden sind. Zwischen den Häusern liegen grosse Maisfelder und Gärten mit Pisang und Kokospalmen. Da Cap. *Allen* keine genügende Auskunft über die Gegend, woher das viele Palmöl in den Handel kommt, erhalten konnte, so beschloss er mit dem Wilberforce den Strom weiter hinauf zu gehen, und gelangte bis zum *Dschibareh-Krik*, konnte aber wegen zu geringer Wassertiefe nicht über 7 oder 8 (engl.) Meilen weiter aufwärts kommen. Er begnügte sich daher mit der Untersuchung des Kriks *Bomano*, welcher aus dem Cameruns-Gebirge im Westen herbeifliesst. Ein Versuch, mit dem Dampfboote den linken Arm des Flusses hinauf zu gehen, gelang ebenfalls nicht, und nun entschloss

sich der Capitän zu einer Fahrt auf einem Segelschiffe. Eine vierzigfüssige Galeere wurde mit dem Nöthigen versehen und mit neun Krumans (Eingebornen) bemannt, wozu noch als Begleiter der Offizier *Sidney*, der Beamte *Terry* und der Arzt *Sterling*, so wie ein Privatmann, *Lilley*, kamen, welcher Letztere wegen seiner Bekanntschaft mit den Eingebornen vom grössten Nutzen war. Auch König *Bell* und Prinz *Beppo* schlossen sich mit ihren Kähnen, jeder von 30 Rudern, der Gesellschaft an. Man brach Nachmittags mit der Fluth und bei gutem Wetter auf. *Bells* leichter Kahn ging voraus und der Capitän fand sich bald in ein Labyrinth von Kriks und Inseln verwickelt, die mit Mangrove-Bäumen bedeckt waren. Ein Lootse an der Spitze des Bootes sondirte unaufhörlich. Die Tiefe war an manchen Stellen 10 Fuss, schwand aber oft plötzlich auf 2 oder 3, während die faulenden Pflanzenstoffe den übelsten Geruch verbreiteten. Nach einer Stunde Ruderns kam man

indess an eine wohl tausend Yards breite offene Stelle des Flusses, und hierauf in einen schmalen Kanal zwischen besser aussehenden Inseln. Die Mangroven verschwanden, wo das Salzwasser aufhörte, und man sah nur niedrige Palmen, aus denen die Eingebornen das beste Oel bereiten. Wie man wieder in den ungetheilten Hauptstrom kam, fand man auch eine reichere Vegetation. Der Strom war 4- bis 500 Yards breit, das Ufer flach, aber fest und mit den den afrikanischen Flüssen eigenthümlichen hohen Gräsern bedeckt. Hinter diesen standen Farnkräuter, Gruppen von Pisang und Gebüsche von endloser Mannichfaltigkeit der Form und des Blätterwerks, Vieles in voller Blüthe und fast Alles mit zahllosen anmuthigen Schlingpflanzen dick überzogen. Der Abend war schön und der Seewind erfrischend. Die Temperatur der Luft 84° (Fahr.), des Wassers 83°. Längs den Ufern sah man Hütten, das Eigenthum der Haussklaven der Könige *Bell* und *Aqua*. Die angebauten

Felder ringsum und die Nettigkeit der Wohnungen zeugten von Wohlstand. Je weiter man kam, desto zahlreicher wurden diese Dörfer. Drei Meilen von der Spitze des Delta kam man an einem Nebenflusse vorüber, welcher, wie gesagt wurde, bis zu einem, mit Sonnenuntergang erreichbaren Orte, *Abo* genannt, schiffbar seyn sollte. Noch weiter drei Meilen kam man zu der schmalsten Stelle des Flusses, 600 Yards breit, obschon so seicht, dass er eben nur die sandigen Ufer bedeckte. Der eingeborne Lootse sagte jedoch, in zwei Monaten würde er so anschwellen, dass man leicht über das 15 Fuss hohe Gras am rechten Ufer würde hinwegsegeln können. Auf diese Art muss natürlich eine gewaltige Strecke Flachland ganz und gar unter Wasser stehen. Ein wenig weiter aufwärts verengte sich der Fluss bis auf 360 Yards, mit einer Tiefe von 18 bis 20 Fuss. Der Strom wird hier durch die Insel *Wuri* in zwei Arme getheilt und es beginnt hier das gleichnamige

Land, dessen Einwohner einen Dialekt sprechen, welcher von dem der *Cameruns-* oder *Dualla-Nation* weiter abwärts verschieden ist.

König *Bell*, der immer eine Strecke voraus war, hatte überall die Ankunft der Reisenden angekündigt, so dass die Ufer voll Menschen standen, die sie mit betäubendem Geschrei und Gelächter empfingen. Das Land war im Allgemeinen flach, und hatte nur einige Anhöhen von lockerm Sandstein, auf welche sich die Einwohner bei der Ueberschwemmung zurückziehen, und wo sie schon im Voraus eine angemessene Menge von Lebensmitteln aufspeichern. Um 5 Uhr Abends erreichte man die Stadt *Andamaka*, und *Bell*, der keine Lust hatte, weiter zu gehen, suchte die Reisenden zu bewegen, hier zu übernachten. Aber Cap. *Allen* zog es vor, die noch übrigen lichten Tagesstunden zu benutzen und kam daher noch glücklich bis zum nächsten Dorfe *Wana Makemby*. *Hier* war der Häuptling abwesend und

seine Leute getrauten sich nicht, die Reisenden einzulassen. Auch König *Bell* widersetzte sich der Landung, weil er, wie er sich ausdrückte, unter diesen Umständen nicht seiner Würde gemäss empfangen werden könnte. Gleichwohl liess er sich die Gastfreiheit des gemeinen Volks gefallen und sprach dem Palmenweine tüchtig zu. Der Ort war schmutzig, die Hütten elend und die Plage von Moskiten und Sandflöhen unerträglich. Weiter stromaufwärts war unter zwei Stunden kein Dorf zu erreichen und die Mannschaft war erschöpft. Cap. *Allen* fuhr also wieder stromabwärts bis *Bona Pia*, dem Landungsplatze von Andamaka, wo Alle mit stürmischer Freude empfangen wurden. So viel Lebensmittel mitnehmend, als man für nöthig hielt, ging die Gesellschaft nach *Andamaka*. Hier war der Zusammenlauf von Neugierigen ungeheuer, selbst die Bäume mit Negerjungen besetzt; doch widerfuhr Niemanden eine Belästigung oder Beleidigung. Die Aufnahme beim Häuptling

war höchst originell. Die Stelle des Tisches vertrat eine Kiste, welche ihm jetzt als Möbel diente und nach seinem Tode zum Sarge bestimmt war. Der Häuptling ass nicht eher, als bis seine Gäste ihre Mahlzeit beendigt hatten, worauf er sich gleichfalls niedersetzte und seinen Dienern von Zeit zu Zeit einen Knochen zuwarf, welchen Beweis königlicher Gnade diese dankbar empfingen. Nach aufgehobener Tafel entstand ein langes Palaver über den Zweck dieser Fahrt Cap. *Allens*, dessen Ergebniss war, man müsse den Fetisch befragen, ob es rathsam sei, den Strom weiter hinauf zu gehen. Der Fetisch sprach sich verneinend aus. Dennoch beschloss der Capitän nach einer schlaflosen Nacht voll Ratten, Moskiten und Lärm die Reise trotz dem Fetisch fortzusetzen und nahm am nächsten Morgen von seinem gastfreundlichen Wirthe Abschied. Auf dem Wege hinab zum Boote sagte man ihm, dass sie bei der Fahrt weiter aufwärts ein sehr schlechtes und wildes Volk antreffen

würden, und da sich der Häuptling mit seiner Ehre für die Sicherheit der Weissen verbürgt hätte, so würde er, falls sie unter diesen Wilden das Leben verlören, gezwungen seyn, sich gleichfalls umzubringen. Cap. *Allen* durchschaute den Zweck dieser Drohungen und liess sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er fuhr daher bis zur obersten Spitze der stark bewaldeten und sehr volkreichen Insel *Wuri* hinauf und ging dann durch den *Ibondscheh-Krik* wieder stromabwärts. Dann segelte er den Nebenfluss *Yabiang* hinauf und kam 6 Meilen oberhalb seiner Mündung an einer niedrigen waldigen Insel vorbei, wo der grössere Flussarm durch querüber geworfene grosse Bäume gesperrt war, um feindliche Fahrzeuge abzuhalten. Das Boot passirte daher den kleinen Arm und kam nach dem Dorfe *Kokki*, wo man übernachtete. Am folgenden Morgen wünschte der Capitän bis *Abo* zu fahren, aber der Fluss wurde so schmal und die Ausdünstung von den vielen faulenden

Pflanzenstoffen so stark, dass man zum Dampfschiffe zurück zu gehen beschloss. *Abo* soll vier Stunden höher hinauf, bei einigen Felsen liegen, über die der *Yabiang* 50 Fuss hinabstürzt. Um zehn Uhr Morgens langten die Reisenden wieder beim Dampfschiffe an. Der Strom war auf diesem kurzen Ausfluge bis auf 40 Meilen weit vom Meere erforscht worden. Oertliche Einflüsse störten die Magnetnadel und hinderten die Beobachtungen mittelst derselben. Der schöne Mündungsbusen des *Cameruns* empfängt in seinem Innern verschiedene andere Ströme. Der vornehmste ist ein stattlicher Fluss, der zur Fluthzeit die grössten Schiffe aufnehmen kann; doch lässt er sich nicht mit dem *Niger* (Quorra) vergleichen. Neunzig Meilen aufwärts soll die Fahrt durch Felsen im Bett unterbrochen werden. Umstände verhinderten Cap. *Allen* auch den *Qua-Qua* zu erforschen; aber er nahm den *Cameruns* oder *Dualla* von Bells Hauptstadt abwärts vollständig auf und knüpfte diese

Aufnahme an die frühere des Capitän *Vidal* an.

Spuren von Fieber am Bord des Wilberforce bewogen Cap. *Allen*, sich schleunig nach der Bay *Amboises* (oder, wie sie auch genannt wird, *Ambas-Bay*) zu begeben. Diese Bay liegt am Fusse eines 13000 Fuss hohen Berges von vulkanischer Entstehung. Die Abhänge desselben sind stark bewaldet und längs der Meeresküste sind viele Dörfer, deren Bewohner sich sehr gefällig benahmen. Bei *Brinbia* ist ein guter vortrefflicher Ankerplatz, aber die Hitze ist übermässig stark und die Landwinde kommen über die Sümpfe des Mündungsbusens. Die Bay von *Ambas* enthält drei kleine Inseln. Die grösste, nur $\frac{1}{2}$ Meile lang, ist hoch und felsig, hat aber eine ebene, höchst fruchtbare Oberfläche, während die steilen Abhänge mit Gehölz bewachsen sind; auch sind 3 oder 4 Quellen, die stets Wasser geben. Die zweite Insel, *Ambas*, ist kleiner und beinahe unfruchtbar. Dennoch wohnen hier

3- oder 400 Menschen, welche an die nächsten Küstenbewohner Seeprodukte für Pisang und Yams verkaufen; auch haben sie einen guten Stand von Ziegen und Schweinen. Wasser ist selten. Die dritte Insel, *Bobia*, auch *Piraten-Insel* genannt, ist eigentlich nur eine unfruchtbare Klippe, deren Bewohner aus Noth Seeraub treiben. Der Ankergrund ist überall an dieser Bay vortrefflich. Holz, Wasser und Lebensmittel kann man sich im Ueberfluss verschaffen, Letztere um drei Viertel wohlfeiler als auf *Fernando Po*. Cap. *Allen* schliesst seinen Aufsatz mit der Bemerkung: „Ich halte die *Bay von Amboises* für die gesundeste Stelle an diesem Theile der afrikanischen Küste. Obschon ich mich während eines Theils der Regenzeit hier aufhielt, so hatten wir doch selten täglich mehr als einen Guss oder Tornado. Der übrige Tag war sehr schön und einige Tage lang regnete es gar nicht.“

Auch Oberst *Nicolls*, der der Vorlesung dieses Aufsatzes beiwohnte und

mit jenen Gegenden der afrikanischen Küste genau bekannt ist, fügte einige Bemerkungen bei. Er verweilte hauptsächlich bei den Hilfsquellen des Landes, der unerschöpflichen Menge von Palmöl, die man sich hier verschaffen kann, und der ausgezeichneten Vortrefflichkeit der in Ueberfluss erzeugten Baumwolle, welche in Liverpool als unter die besten Sorten gehörig erklärt worden ist *).

In *Aegypten* ist gegenwärtig eine Gesellschaft preussischer Gelehrten und Künstler, unter der Leitung des Dr. *Lepsius* aus Berlin, mit Erforschung der zahlreichen Alterthümer des Nil-Thales beschäftigt und findet trotz dem, was so viele europäische Reisende schon früher hier entdeckt haben, noch manches Neue. Die *Preussische Staatszeitung* und die Londoner *Literary Gazette* haben bisher verschiedene Berichte darüber mitgetheilt, welche durch die *Augsburger Allgemeine Zeitung* und einige

*) *Lit. Gaz.*, 1842, April, Nr. 1370.

andere wissenschaftliche Blätter eine grössere Verbreitung gefunden haben. Nachrichten vom 3. Jänner d. J., aus dem Lager der Expedition bei den Pyramiden von Ghiza, zufolge sollten *Sakkara*, *Memphis* und das *Fayum* zunächst untersucht und dann die Reise auf derselben Seite des Nils längs dem Rande der Wüste fortgesetzt werden, bis *Abydos*, welcher höchst interessante Ort vielleicht wegen seiner Entfernung von der gewöhnlichen Wasserstrasse bisher vergleichungsweise sehr vernachlässigt worden ist. Während des Aufenthalts inmitten der Grabstätten des alten Memphis wurde ein genauer *topographischer Plan* der ganzen mit Denkmählern bedeckten Ebene aufgenommen, auf welchem, ausser den Pyramiden, 45 Gräber angezeigt und deren Eigenthümer durch Inschriften ermittelt worden sind. Es giebt überhaupt 82 Gräber, welche wegen ihrer Inschriften oder anderer Eigenthümlichkeiten besondere Aufmerksamkeit verdienen. Etwa 12 aus einer spätern

Zeit ausgenommen, sind alle diese Gräber zu derselben Zeit oder bald nachher errichtet worden, wo die s. g. Grosse Pyramide gebaut wurde, und sie werfen daher ein unschätzbares Licht auf das Studium der Civilisation im grauesten Alterthum. Die Reliefs sind ungemein zahlreich und stellen ganze Figuren, zum Theil in Lebensgrösse dar. Auch die Malereien sind zahlreich und von bewundernswerther Schönheit, so frisch und unversehrt, als ob sie erst gestern fertig geworden. Diese Wandgemälde und Skulpturen in den Gräbern stellen meistens Scenen aus dem Leben der Verstorbenen dar, deren Reichthum an Vieh, Fischen, Booten, Sklaven etc. hier ruhmredig dem Beschauer vor Augen gelegt wird. Man erhält dadurch eine sinnliche Kenntniss von dem Privatleben der alten Aegypter. Die Kunstwerke sind überdiess durch Inschriften erläutert, welche die Namen der zahlreichen Glieder der Familie, nebst ihren Titeln und Würden *enthalten.* *Es* konnte bereits mit Hilfe

derselben ohne grosse Schwierigkeit ein förmlicher Staatskalender aus der Regierungszeit des Königs *Cheops* verfasst werden. Die prächtigsten Mausoleen sind jene solcher Fürsten, welche entweder mit dem Könige verwandt waren oder hohe Staatsämter bekleideten. Diese Bauwerke liegen in der Nähe der Pyramiden. *Lepsius* hat stellenweise die Gräber von Vater, Sohn, Enkel und sogar Grossenkel ausfindig gemacht; — das Einzige, was von den ausgezeichneten Familien übrig geblieben, die vor 5000 Jahren den hohen Adel dieses Landes bildeten. Das Amt eines „Oberaufsehers der königlichen Gebäude" muss in jener Zeit kolossaler Architektur von höchster Bedeutung gewesen seyn; es wurde häufig einem Prinzen von Geblüt verliehen. Eines der prachtvollsten Gräber, das, wie viele andere, ganz unter Sand verschüttet lag, ist das eines Prinzen vom Hause *Cheops,* welcher dieses wichtige Amt bekleidete. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die grössten Gebäude aus

jener Periode unter seiner Leitung aufgeführt worden seien *).

Auch in *Amerika* geschieht fortwährend Vieles für die Entdeckung und Untersuchung der merkwürdigen Denkmähler alter Baukunst und Civilisation, an welchen besonders *Mexico* und *Mittel-Amerika* so reich sind. Was *Stephens* in dieser Hinsicht gefunden und beobachtet, ist im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches, S. LXXIX, mitgetheilt worden. Die Halbinsel *Yukatan* hat in den Jahren 1841 und 1842 ein Hr. *Norman*, Buchhändler in New-York, zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht **). Sein Bericht über *Tschitschen* enthält durchaus Neues. „Es war am Morgen des 10. Febr.“ — sagt er — „als ich meine Schritte zum ersten Male nach den Ruinen der alten

*) *Lit. Ges.*, 1843, Febr., Nr. 1362, März, Nr. 1365, und April, Nr. 1369.

**) *Rambles in Yukatan; or Notes of Travels through the Peninsula, including a Visit to the remarkable ruins of Chi-Chen, Kabah, Zayi and Uxmal.* By *B. M. Norman.* New-York, 1843.

Stadt *Tschitschen* lenkte. In ihrer Nähe angelangt, musste ich mir durch ein fast undurchdringliches Dickicht von Unterholz und Gesträuch, das überdiess durch Schlingpflanzen aller Art zusammenhing, den Weg bahnen. In einigen Stunden gelangte ich mit Hilfe meines thätigen Begleiters José zu den gesuchten Ruinen. Fünf Tage lang wanderte ich unter diesen zerbröckelten Resten einer Stadt herum, welche eine der grössten gewesen seyn muss, die die Welt je gesehen. Auf einem Raume von mehren Meilen im Durchmesser sah ich hier die Mauern von Palästen, Tempel und Pyramiden, Alles mehr oder weniger verfallen und zerstreut umherliegend. So weit das Auge reichen konnte, war die Erde mit theils zerbrochenen, theils noch fast unversehrten Säulen und Steinen bedeckt. Mitten unter diesen ehrwürdigen Denkmählern abgeschiedener Generationen, die kein weiteres Andenken als diese Trümmer hinterliessen, sah man keine andern belebten Wesen als Fleder-

mäuse, Eidechsen und Schlangen, welche hie und da aus Spalten und Löchern zum Vorschein kamen. Keine menschlichen Fussstapfen, keine Spuren früherer Besucher waren zu sehen; überhaupt scheint ausgemacht, dass nie ein Reisender die Stille dieser Einöde unterbrochen habe. Um mich blickend und diesen Betrachtungen nachhangend, war ich in stummes Erstaunen versunken. . . . . Erst nach einigen Stunden wurde ich meiner so weit mächtig, dass ich an die genauere Untersuchung des Einzelnen gehen konnte. Täglich besuchten mich Indier, zum Theil aus weit entfernten Orten, aber der Gegenstand meiner Forschungen war ihnen ganz unbegreiflich. Sie beobachteten jede meiner Bewegungen und blickten zuweilen einander mit Erstaunen an. . . Von den Erbauern oder Bewohnern dieser in Trümmern liegenden Gebäude hatten sie durchaus keine Kenntniss; auch schienen sie sich nie darum bekümmert zu haben. Trotz aller meiner Fragen konnte ich

keinerlei Ueberlieferungen, weder wahre noch fabelhafte, von ihnen erhalten. Die Zeit und die Fremdherrschaft haben dieses unglückliche Volk gleichgiltig gegen Geschichte und Ueberlieferung gemacht. Aller Zusammenhang mit der Vergangenheit ist ihnen entschwunden. Da jede Hoffnung, von diesen Leuten etwas zu erfahren, vergebens war, so entschloss ich mich den einzig möglichen sichern Weg einzuschlagen und die Ruinen selbst in ihren Einzelheiten zu untersuchen."

Diese Einzelheiten sind, ohne Abbildung, keiner Mittheilung fähig. Nur Folgendes lässt sich als Allgemeines aus des Verf. Bemerkungen ausheben. „Die Ruinen (von Tschitschen) liegen auf einer Ebene von vielen Meilen im Umkreise, fast im Mittelpunkte der Provinz (Yukatan), etwa 100 Meilen vom Meere, und ausser aller Verbindung mit andern Gewässern. Sie verrathen in der Anlage des Ganzen keine Regelmässigkeit, keine Strassen etc.; aber dass das Volk, welches

sie erbaute, eine grosse Bekanntschaft mit den mechanischen Künsten gehabt habe, lässt sich keinen Augenblick bezweifeln. Am vollkommensten sind der Tempel, das Kastell, die Pyramide und noch einige andere Gebäude erhalten, welche eine Reihe von Terrassen einnehmen, die aus durch Mörtel verbundenen Geschieben bestehen und durch Mauern von dichtem Kalkstein mit einander zusammenhangen. Die Seiten aller dieser Gebäude sind ohne Ausnahme nach den vier Weltgegenden gerichtet, die Hauptfronte namentlich gegen Osten. Die Mauern der Gebäude steigen im Allgemeinen senkrecht bis zur Hälfte der Höhe empor, wo das Gebälke beginnt, über welchem bis zum Karniess die Façaden in Felder abgetheilt sind, welche steinerne Zierrathen von Bildhauer-Arbeit und verschiedene hieroglyphische Figuren enthalten. Die Steine sind Langwürfel von etwa 12 Zoll Länge und 6 Zoll Breite. Die Zwischenräume sind mit demselben Geschieben-Conglomerat ausgefüllt, aus

welchem die Terrassen bestehen. Die Höhe der meisten Gebäude ist 20, selten mehr als 25 Fuss. Sie bestehen aus einem einzigen langen und schmalen Stockwerk, ohne Fenster. Die Zimmer bilden eine Doppelreihe und erhalten ihr Licht nur durch die Thüröffnungen. Die Decken sind in Form eines spitzwinkeligen Bogens aus Lagen von flachen Steinen gebaut, deren Ränder schräg bis zum Scheitel emporlaufen, wo sich der Schlussstein befindet. Das Innere einiger der vornehmsten dieser Zimmer ist sehr geschickt mit einer schönen weissen Masse verziert. Auch Fresco-Malereien werden gefunden und die Farben sind noch wohl erhalten. Himmelblau und Hellgrün kommen am häufigsten vor. Man unterscheidet Figuren von indischem Charakter, aber nicht bestimmt genug, um zu sehen, was sie vorstellen sollen. Der Fussboden ist mit einer harten Masse überzogen, welche Spuren von Abnützung zeigt. Die Thüröffnungen bilden fast ein Viereck von 7 Fuss jede Seite, einigermassen den

ägyptischen ähnlich; die Seiten bestehen aus gehauenen Steinblöcken. Bei einigen sind auch die Oberschwellen (*Lintels*) von demselben Material, übrigens von aussen mit Hieroglyphen und eingeschnittenen Linien verziert. Steinerne Ringe und Löcher an den Seiten der Thüröffnungen beweisen, dass sich ehemals auch Flügel darin befanden *).

Von demselben Nord-Amerikaner *Stephens*, dessen Reise durch Mittel-Amerika im vorigen Jahrgange, S. LXXIX u. ff., besprochen wurde, ist vor Kurzem auch der Bericht über eine Reise durch die mexicanische Halbinsel und Provinz *Yucatan* erschienen **), welcher eben so anziehend und gehaltreich seyn soll als seine frühern Mittheilungen. Das Werk selbst ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen und wir können daher nur von dem Wenigen, was die Literary Gazette darüber

*) *Lit. Gaz.*, 1843, Febr. Nr. 1360.

**) *Incidents of Travels in Yucatan.* By *J. L. Stephens*, etc. II. Voll. London, 1843.

sagt, Einiges ausheben. *Stephens* hat schon in der ersten Reisebeschreibung seine Ansicht ausgesprochen *), dass kein triftiger Grund vorhanden sei, den Ursprung der meisten altmexicanischen Denkmähler in das höchste Alterthum hinauf zu setzen, sondern dass sie höchst wahrscheinlich von den Vorältern desselben Volkes erbaut seien, welches das Land zur Zeit der spanischen Eroberung inne hatte. Auch seine letzten Forschungen in Yucatan haben ihn, wie er sagt, in dieser Ansicht nur noch mehr bestärkt. Er bemerkt dann weiter: „Den glaubhaftesten Nachrichten zufolge hiess das jetzt unter dem Namen *Yucatan* bekannte Land zur Zeit der Ankunft der Spanier *Maya* und hatte auch früher keinen andern Namen geführt. Der Name *Yucatan* wurde ihm von den Spaniern gegeben; er ist ganz zufällig und willkürlich, und Niemand kennt seinen Ursprung genau. Einige behaupten, er sei abgeleitet

*) S. den vor. Jahrgang, S. CIII. u. S.

von *Yucu*, einer gewissen Pflanze, und *tal* oder *tàale*, einer Erdanhäufung, worin diese Pflanze wächst; allgemeiner aber ist die Meinung, dass der Name von gewissen Wörtern herstamme, die die neu angekommenen Spanier auf ihre den Eingebornen unverständlichen Fragen zur Antwort erhalten haben möchten. „Ich verstehe dies nicht" soll in der Sprache der hiesigen Indier Aehnlichkeit mit den Worten *Yuca tan* haben *). Wie es sich auch damit verhalten mag: die Eingebornen haben den Namen nie anerkannt, sondern nennen das Land in ihrer eignen Sprache *Maya*, wie es schon vor Jahrhunderten geheissen hat. Auch nennt sich kein Eingeborner

*) In ähnlicher Weise hat man den Namen *Canada* von den spanischen Worten *aca nada* (hier ist nichts) ableiten wollen. Als die ersten spanischen Entdecker des Landes sich in Gegenwart der Indier wieder einschifften, sollen sie zu einander gesagt haben: *aca nada* (nämlich zu thun oder zu gewinnen). Dieselben Worte hätten dann die Indier den zuerst angekommenen Franzosen zugerufen, um sie von der Besitznahme des Landes abzuschrecken. Diese hätten aber geglaubt, es sei der Name des Landes. (S. mein *Gemälde von Amerika*, in Schütz's Allgemeiner *Erdkunde*, VII. Band, S. 100.)

jemals *Yucateco*, sondern stets *Maccgual*, d. h. ein Eingeborner von Maya. Die ebenfalls unter dem Namen *Maya* bekannte Sprache herrschte sonst durch die ganze Halbinsel, und wenn auch die Spanier das Land in verschiedene kleine Staaten, unter verschiedenen Namen und Kaziken, die einander feindlich gegenüber standen, getheilt antrafen, so war doch in einer frühern Zeit das ganze Land *Maya* einem einzigen Herrscher unterworfen. Dieser hatte seinen Sitz in einer sehr volkreichen Stadt, *Mayapan* genannt, und unter ihm standen als Vasallen viele andere Kaziken, welche verpflichtet waren, ihm einen Tribut an Baumwollenzeug, Geflügel, Kakao und Gummi (als Räucherwerk) zu entrichten, ihn im Kriege mit Mannschaft zu unterstützen etc. Diese Kaziken hatten wieder ihre Unter-Vasallen. Mit der Zeit wurden sie so stolz, dass sie sich gegen ihren Ober-Lehnsherrn empörten, sich vereinigten, ihn in seiner Hauptstadt *Mayapan* angriffen und diese zerstörten. Diess geschah

etwa 100, oder nach *Herrera* 70 Jahre vor der Ankunft der Spanier in Yucatan, und nach der Zeitrechnung der Indier selbst 270 Jahre nach der Erbauung der Stadt. Die einzelnen Berichte sind zwar verworren und ungenau; aber das Daseyn einer grossen Hauptstadt *Mayapan* und ihre Zerstörung durch Krieg um die angegebene Zeit ist eine von allen Geschichtschreibern gemeldete Thatsache. Die Bewohner dieser Stadt gehörten zu demselben Volke, welches das Land zur Zeit der Eroberung, wie noch jetzt, inne hatte, und die Stadt lag an derselben Stelle, wo sich die noch heut zu Tage *Mayapan* geheissenen Ruinen befinden, die der Gegenstand meines Besuches waren *).“

Ein teutscher Reisender, Hr. *Löwenstern*, aus Wien, hat in den Jahren 1837 u. ff. eine Reise um die Welt gemacht**)

---

*) *Lit. Gaz.*, 1843, April, Nr. 1370.

**) Vorläufig gab davon schon Nachricht der XIX. Jahrg. (1841) unsers Taschenbuches, S. XVII. u. ff.

und seine Beobachtungen über die *Vereinigten Staaten* von *Nord-Amerika* und die *Havaña* im Jahre 1842 durch ein zu Paris in französischer Sprache erschienenes Werk veröffentlicht. Von einer zweiten Schrift, welche seine Reise durch *Mexico* beschreibt, an dessen Westküste er sich nach den *Sandwich-Inseln* einschiffte, finden die Leser weiter unten im vorliegenden Jahrgange dieses Taschenbuches einen gedrängten Auszug. Das Werk über die *Vereinigten Staaten* und die *Havaña**) ist uns nicht zugänglich gewesen, besteht aber, nach dem zu urtheilen, was *Eyriès* in den *Nouvelles Annales des Voyages* darüber sagt, hauptsächlich in Bemerkungen über Charakter, Sitten und Gebräuche der Einwohner, die im Ganzen von den bisherigen Berichten englischer und teutscher Reisenden nicht wesentlich abweichen und nur durch die

*) *Les Etats-Unis et la Havane.* Souvenirs d'un Voyageur. Par *M. Isidore Löwenstern.* Paris, 1842.

individuelle Auffassung des Verfassers interessant seyn dürften *).

Dass der preussische Naturforscher *Schomburgk* seit 1841 abermals in *Süd-Amerika* mit physisch-geographischen Forschungen in Beziehung auf die Flüsse des *brittischen Guyana* beschäftigt sei, wurde bereits im vorigen Jahrgange, S. CVI, kurz angezeigt. Ueber seine Reise von *Pirara*, einem brasilischen Wachtposten an der Gränze von Brittisch-Guyana, zu den Quellen des Flusses *Takutu* wurde ein Bericht am 27. Febr. 1843 in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vorgelesen. *Schomburgk* verliess mit seinen Begleitern *Pirara* am 26. März 1842 und erreichte nach einem Marsch von 15 (engl.) Meilen die Vereinigung des Flusses *Pirara* mit dem *Mahu*. Von hier brach er am 2. April auf und setzte die Reise bis zum Zusammenflusse des Mahu mit dem *Takutu* fort. Der Weg

*) *Nouv. Ann. des Voyages*, etc., 1842, November-Heft S. 222 u. ff.

ging durch Llanos (Ebenen, Savaṅen) und die Hitze war äusserst stark. Der Vereinigungspunkt beider Flüsse lag unter 3° 35′ 8″ nördl. Br. und 24′ 1″,65 westl. L. von Pirara. Eine schon 1838 gemachte trigonometrische Messung gab für die Breite des *Takutu* oberhalb der Aufnahme des Mahu 192, und für die des Letztern 263 Yards. Der *Takutu* war indessen gegenwärtig zu einem Bache eingetrocknet, dessen hellbläuliches Wasser an mehren Stellen fast ganz bewegungslos war, während der *Mahu*, obschon niedriger als gewöhnlich, in dunkelbraunen Fluthen einherströmte. Am 6. ging es in den indischen Fahrzeugen langsam den fast seichten *Takutu* aufwärts. Diese mussten häufig ausgeladen werden, was in Verbindung mit der Hitze von 130 bis 132° Fahr. (= 43½ bis 44½ ° Réaum.) und Legionen von Sandfliegen die Fahrt höchst beschwerlich und langweilig machte. In den trocknen Stellen des Flussbettes fand man schöne Agate, Carneole und Opale, auch

hie und da einen schwarzen Sand mit ein wenig Gold. Ob er die Mühe des Waschens lohnen werde, konnte man in diesem Augenblick nicht untersuchen. Das Land zu beiden Seiten des Flusses, d. h. die ganze Ebene swischen dem *Rupununi* und dem *Rio Branco*, ist mit scharfkantigen Bruchstücken von Quarzfels bedeckt, welche die Indier nöthigen, Sandalen zu tragen, die sie aus den Blättern der *Ita*-Palme verfertigen, eines Baumes, der selbst nach seinem Tode noch Nutzen bringt, da in seinem auf der Erde liegenden Stamme sich in ungeheurer Menge die Larven eines schwarzen Käfers finden, welche die Indier und auch viele Europäer für einen grossen Leckerbissen halten. Durch Einäscherung gewinnt man auch ein Salz aus diesem Baume. Natürliche Durchschnitte des Bodens zeigen, dass er aus weissen und eisenhaltigen Thonarten besteht, mit runden Geschieben gemengt und nur mit einer wenige Zoll dicken Humusschicht bedeckt ist. Ihren Weg fortsetzend

kamen die Reisenden zu den Nebenflüssen *Maoapa* und *Cupáya*, beide am linken Ufer mündend und der Letztere so grose wie der Pirara; dann zum *Mucú-Mucu*, dem *Camu* und dem *Amarimani* am rechten Ufer, wo sie das westliche Ende der *Canuku-Gebirge* erreichten. Hier erhob sich der Berg *Hamikipang*, zufolge trigonometrischer Messung, 2500 Fuss über die Savaña. Man kam nun am *Savara-auru*, einem Zuflusse am rechten Ufer, vorüber, und erreichte mittelst desselben und eines Tragplatzes in drei Tagen den *Rupununi*. Jagd und Fischfang waren bisher sehr ausgiebig gewesen. Am Lande war jedoch die sehr gefährliche Klapperschlange zu fürchten; eben so im Wasser die Kaimans und Stachelrochen. Einer von den Leuten, welcher von einem Stachelrochen verwundet war, wurde völlig rasend, so dass er sich zu Boden warf und sich mit dem Kopfe in den Sand einbohrte. *Schomburgk* betrachtet den April als den Anfang des Wiederauflebens der

Pflanzenwelt, es mag vorher geregnet haben oder nicht. Die Fahrt wurde, indem man die Kähne, so gut es gehen wollte, über die Wasserfälle und Stromschnellen schleppte, nach dem *Curfato-Gebirge* fortgesetzt. An der Mündung des *Shabunk*, eines Zuflusses von der rechten Seite, angelangt, fand man es wegen Wassermangel unmöglich, denselben hinauf zu fahren und man verliess daher am 17. April den Fluss, um die Reise zu Lande fortzusetzen. Die Boote wurden ausgeladen und das Gepäck nach einem Dorfe der *Waipisiana* am Fusse des Berges *Tenette* getragen, wo *Schomburgk* durch trigonometrische Messungen das *Canuku-Gebirge* mit dem *Cursato* verbinden konnte. Die Aussicht vom *Tenette* wird als sehr reizend beschrieben. Das *Cursato*-Gebirge ist eine kleine Kette von etwa 5 Meilen von Norden nach Süden; der höchste Gipfel, unter 2° 47′ nördl. Br., misst 3000 Fuss. Alles ist dicht bewaldet. Auch magnetische Beobachtungen wurden gemacht und dann

ging es wieder vorwärts bis zu der Stelle, wo der *Cursarari* in den *Takutu*, an dessen rechtem Ufer, fällt, worauf der Letztere überschritten wurde. Zahlreiche Bienenschwärme fanden sich in den Bäumen. Die Bienen bereiten einen köstlichen Honig, aber kein Wachs, und stechen sehr heftig; eine andere Art machte Honig und Wachs, hatte aber keinen Stachel. Am Gebirge *Kuipaiti*, links am Flusse, wurden mehre astronomische Beobachtungen gemacht. Die Savaña am Fusse desselben war mit schönen weissen Lilien bedeckt und unter den Bäumen sah man herrliche scharlachrothe Passionsblumen. Man passirte nun den *Curati*, welcher durch einen Tragplatz bis zum *Guidiwau* mit dem *Rio Branco* in Verbindung steht, und gelangte dann zu einer Berggruppe von mässiger Höhe, über welche man zum *Watuwau* kam, einem wilden Bergstrom von 150 Yards Breite, der mit grosser Schwierigkeit übersetzt wurde. Der blendend weisse *Kaisirite-Berg* lag Süd 54° West; er besteht

aus weissem Quarzfels und ist, wegen seiner im Verhältniss zur Atmosphäre geringern Temperatur, stets feucht, so dass die unter einem gewissen Winkel auf ihn fallenden Sonnenstrahlen ihm das glänzende Ansehen geben, wovon er auch den Namen führt, welcher „Mondberg“ bedeutet. Diese Erscheinung findet sich bei mehren andern hiesigen Bergen und ist bereits von *Humboldt* bemerkt worden. Nach Uebersteigung mehrer Hügelgruppen erreichte die Gesellschaft am 27. April das *Tuarutu-Gebirge*, in dessen Umgebung Wälder und Savañas mit einander um die Oberhand in der Landschaft zu kämpfen schienen. Jenseits des Gebirges floss der *Manatiwan* mit dunkeln Fluthen dem *Takutu* zu, und nach Ueberschreitung desselben wurde in einer Niederlassung der *Wapisiana*, welche ebenfalls *Tuarutu* hiess, Halt gemacht. Es giebt mehre solcher Niederlassungen in der Nachbarschaft, aber jede besteht nur in zwei Hütten, welche von einer Familie bewohnt werden.

Der Boden ist ungemein fruchtbar. Die Indier verstehen sich auf das Räuchern der Fische, welche sie dadurch, indem sie dieselben in dicht verschlossene Säcke stecken, lange aufbewahren. Die *Tuaruta*-Berge, nördlich von den Niederlassungen, sind an 10 Meilen lang und erheben sich bis 1800 Fuss über den *Tabutu*. Nach Süden steigt das *Ossotschuni-Gebirge* empor, welches vornehmlich aus Granit und Urschiefer besteht. Die Indier sagen, dass dort Tabak wild wächst. Noch weiter südlich beginnen dichte Wälder und am Horizont werden in Südsüdost die blauen Umrisse der *Essekibo* (Essequibo)-Gebirge sichtbar. In derselben Richtung liegt auch der Berg *Vindana*, an der rechten oder östlichen Seite des Flusses, welcher von demselben den ersten bemerkenswerthen Zufluss empfängt. *Schomburgk* sah auch hier in der Ferne seine alten Bekannten, die *Wangwai*- und *Amucu*-Gebirge, so wie den von *Humboldt* erwähnten Berg *Uasseri*. Bald nachher kamen die Rei-

senden in einen dichten Palmenwald, wo am Rande eines kleinen, von Nastus und Bambus beschatteten Baches die Zelte aufgeschlagen wurden. Während der Nacht platzte die Frucht einer *Carolinea* und die Samenkerne zerstreuten sich weit umher und fielen auch zum Theil mit einem Geräusch wie Hagel auf das unter dem Baum befindliche Zelt. Bei der Fortsetzung der Reise längs dem *Ossotschuni*-Gebirge traf man in den Wäldern ungeheure Schaaren von Ameisenhaufen an. Ein einziger solcher Zug war einen Fuss breit und *drei oder vier Hundert Fuss lang*. Jedes Thier trug ein Stückchen Blatt von einem 80 oder 90 Fuss hohen Baume. Die Haufen dieser Ameisen haben oft einen *Umfang von mehren Hundert Fuss*, bei einer Höhe von 10 oder 12 Fuss. Da sie alle Vegetabilien zerstören, so müssen die Gegenden, wo Anpflanzungen von Lebensmitteln Statt finden, oft ganz verlassen werden. Eine *Macusi*-Ansiedelung, *Maripa* genannt, wurde jetzt erreicht, deren

Bewohner nebst denen von zwei andern in der Nachbarschaft die letzten Indier westlich von den Quellen des *Essekibo* waren. Es gab hier viel brasilische Nüsse. Ein von hier mitgenommener Wegweiser führte die Gesellschaft durch dichte Wälder einen ganzen Tag lang, wo nicht ein Tropfen Wasser zu finden war. Am 6. Mai kam man wieder an den *Takutu*, dessen stehendes und mit grünlichem Schleim überzogenes Wasser dennoch gern getrunken wurde. Das Bett des Flusses war nur 10 bis 12 Fuss breit und das Wasser hatte sich in vereinzelten Pfützen gesammelt; es war beinahe schwarz, während es weiter abwärts, ehe der *Mahu* sich damit vereinigt, eine bläuliche Farbe hat. Man folgte dem Laufe des Flusses mehre Meilen weit aufwärts. Dann kamen die trocknen Betten zweier kleinen Zuflüsse, und über den obersten derselben hinaus schwindet der *Takutu* zu einem Bächelchen zusammen, dessen Ufer mit hohen Bäumen und dichtem Bambusgesträuch

besetzt sind, welche den Himmel ganz unsichtbar machen, so dass sich auch keine astronomische Beobachtungen vornehmen liessen. Doch konnte eine Felsenplatte in der Nähe bestiegen werden und hier fand man die Breite 1° 50′ nördlich und die Länge 19 Meilen westlich von *Pirara*. Am nächsten Morgen, 8. Mai, machte man sich auf den Rückweg und traf am 22. wieder in *Pirara* ein. Trotz der langen Reise und der vielen Beschwerden und Entbehrungen, war Niemand ernstlich krank geworden*).

Einem spätern Berichte im *Guiana Herald* vom 24. Jänner 1843 zufolge, hatte *Schomburgk* im September 1842 abermals eine Wanderung zur Erforschung der südwestlichen Gränzgegenden des Brittischen Guyana angetreten und war den Fluss *Cotinga* hinaufgegangen, bis zu dessen Quelle bei *Roraima*, einer Stelle, die *Schomburgk* schon 1839, aber auf

*) *Lit. Gaz.*, 1843. März, Nr. 1364.

lehnt wurde. An demselben Abende noch wurde zum Besten der Kirche ein Fest von eigner Art gefeiert, eine Auction. Die zur Versteigerung kommenden Gegenstände, unter denen sich sehr weltliche befanden, hatten vorher die kirchliche Weihe erhalten und gingen daher zum zehnfachen Betrage ihres Werthes reissend ab. Uebrigens bot das Fest einen recht heitern Anblick dar. Die Geistlichkeit hatte Alles aufgeboten, es recht glänzend zu machen. Die Kirche war von unten bis zur Thurmspitze mit farbigen Lampen erleuchtet und ein Feuerwerk wurde abgebrannt. Eine Musikbande von Negern spielte sehr weltliche und lustige Stücke auf und besonders verursachten die Einfälle des Auctionators, der zugleich den Buffo machte, eine allgemeine Heiterkeit. Der schöne brasilische Abend hatte nicht nur die sämmtlichen Einwohner des Orts, sondern auch die reichen Gutsbesitzer (*Fazendeiros*) der Umgegend mit ihren Familien herbeigezogen. *Auf dem* grünen Platze vor der Kirche

hatten sich malerische Gruppen auf Matten gelagert. Die meisten verzehrten ihr Abendbrod, wozu reichlich Portwein genossen wurde, unter dem mondhellen besternten Südhimmel und viele luden auch unsern Reisenden ein, an dem Imbiss Theil zu nehmen. Bis spät in die Nacht dauerte die Lustbarkeit und die Menge zerstreute sich in der vergnügtesten Stimmung. — Am andern Morgen wurde die Reise fortgesetzt und nach einigen Stunden *Porto Caxeiro* erreicht, eine ziemlich lebhafte Stadt von 800 bis 1000 Einwohnern, welche den Stapelplatz des Kaffehs und anderer Produkte bildet, die über die *Serra do Mar* gebracht oder dorthin verführt werden. Gegen Mittag kam man, nach Ueberschreitung des Flusses *Makaku*, in das gleichnamige Städtchen. Dieser Ort bot ein grauenhaftes Bild des Todes und der Verödung dar, denn der Hauch einer pestartigen Krankheit war darüber gegangen und hatte fast sämmtliche Bewohner dahin gerafft. Das Städtchen liegt in einer

niedrigen sumpfigen Gegend und hat ein schlechtes Trinkwasser, Umstände, welche unstreitig die pestartige Seuche hervorgebracht hatten. Es ist diess um so merkwürdiger, da das Klima von *Rio* und seiner Umgegend für besonders gesund gilt. Ein Wirthshaus war nicht mehr vorhanden und der Reisende musste im Kloster einsprechen, wo er von den drei Mönchen, die von den frühern zahlreichen Bewohnern übrig geblieben waren, gastlich aufgenommen wurde. Noch denselben Nachmittag führte ihn auch der Pater Bibliothekar nach einem andern benachbarten Kloster, wo seit 30 Jahren ein teutscher Benediktiner lebte und wegen seiner Gelehrsamkeit und seines frommen Wandels in allgemeinem Ansehen stand. Dieser freute sich sehr, nach so langer Zeit wieder mit einem Landsmanne in der Muttersprache sich unterhalten zu können und erzählte ihm seine sehr merkwürdige Lebensgeschichte. Der Verf. musste in diesem Kloster übernachten und nahm am nächsten

Tage seine Richtung nach dem *Orgelgebirge*. In dem Wirthe einer Venda, wo er einkehrte, lernte er abermals einen Landsmann kennen. Er theilte ihm Zeitungen aus Teutschland mit, auf die er sehr begierig zu seyn schien, da die Trompete der Fama nur selten von dort in die brasilischen Wälder dringt. Dafür wurde aber auch unser Reisende aufs beste bewirthet. Am andern Morgen gelangte er nach *Canto de Gallo*. Dieses Städtchen liegt in einem tiefen Kessel von Bergen, deren Rücken mit Kaffehpflanzungen bedeckt sind. Der hiesige Kaffeh gilt für eine der besten Sorten Brasiliens. Die Einwohner, etwa 700, meistens Teutsche, Schweizer und Franzosen, haben sich grösstentheils von der 8 bis 9 teutsche Meilen entfernten, in ziemlich rauher Gebirgsgegend liegenden Schweizeransiedelung *Nova Friburgo* hieher gewandt, wo ihnen der Kaffehbau eine grössere und sicherere Erwerbsquelle darbietet. In der Umgegend wohnen bemittelte Pflanzer, welche an

Sonn- und Feiertagen zur Kirche hieher kommend, keinen geringen Luxus entfalten. Ueberhaupt lieben die Einwohner Brasiliens, besonders das schöne Geschlecht, den Putz. Die Damen in den grössern Städten und deren Umgegend kleiden sich meistens nach französischer Mode und zeigen sich öffentlich nie anders als in Seidenstoffen. . . . . Das nächste Nachtlager, nach der Abreise von Canto de Gallo, war die einsame, auf der Spitze eines hohen Berges gelegene Wohnung eines noch jungen und unverheuratheten Ansiedlers aus der französischen Schweiz, dessen Schwester ihm die Wirthschaft führte. Die Gebirgsgegend musste lebhaft an seine Heimath erinnern, nur dass in dieser weiten Landschaft ein grossartigerer Charakter vorherrschte. Er schien mit seiner Lage zufrieden, aber seine Schwester klagte bitter über die „entsetzliche Eintönigkeit“ des hiesigen Lebens. Sie gab sogar, als sie später mit unserm Reisenden allein war, diesem ihren Wunsch

zu erkennen, in Rio oder sonstwo ein Unterkommen zu finden, und hat ihn, als sie aus seinem Gespräche mit dem Bruder vernommen, dass er in Rio Verbindungen habe, ihr dazu behilflich zu seyn. „Welch ein Land", sagt der Verf. am Schlusse seines Berichts, „könnte Brasilien seyn, wenn es von 80 Millionen fleissiger Menschen bewohnt würde, um den lange gefesselten ergiebigen Boden aufzufurchen und blühende Städte und Dörfer in diesen menschenleeren und romantischen Wildnissen zu gründen! Riesenströme mit ihren mächtigen Armen durchschneiden in allen Richtungen das ungeheure Reich und könnten dem Handel und der Industrie neue Wege eröffnen. Aber alles dieses wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben." *)

Die Hoffnung, dass *Paraguay* nach dem Tode des Dictators *Francia* mit dem Auslande wieder in Verbindung treten

*) *Ausland*, 1843, Jänner, Nr. 27 bis 31.

werde, will sich nicht verwirklichen. · Der von England 1842 an die Republik abgeordnete Gesandte, *Gordon*, hatte einen Versuch gemacht, die Kuhpocken-Impfung einzuführen, ist aber sogleich aus dem Lande verwiesen worden. Die an Francia's Stelle getretenen fünf Consuln bezeigen sich eben so feindselig gegen alle Neuerungen und haben jetzt allen Fremden neuerdings den Eingang ins Land untersagt *).

Ueber die *Falklands-Inseln* hatte das brittische Colonial-Ministerium im letzten Winter einen Bericht des dortigen Gouverneurs-Stellvertreters *Moody* erhalten, von welchem Lord Stanley einen Auszug der Londoner Geographischen Gesellschaft mittheilte. Dieser Bericht beschränkt sich vornehmlich auf *Ost-Falkland* (die *Ostinsel*), welche nach Moody's Angabe 95 (engl.) Meilen lang und 53 M. breit ist. *West-Falkland* hat 80 M. Länge und 40 M.

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1843, März, S. 395.

Breite. Die übrigen Inseln und Inselchen, wohl an 200, stufen sich von 16 M. L. und 8 M. Br. bis zu einer halben Meile Durchmesser ab. Durch die vielen und tiefen Einbuchten der Küsten wird die Oberfläche des Landes sehr vermindert. *Ost-Falkland* hat etwa 3000 (engl. oder 140 geographische) Geviertmeilen, die weniger genau bekannte West-Insel wahrscheinlich nicht über 2000, alle übrigen Inseln zusammen nur 1000. Durch die *Ostinsel* läuft von Ost nach West eine Bergkette, deren höchster Gipfel 2300 Fuss misst. Parallel mit dieser nördlich streicht eine andere von geringerer Höhe und zwischen beiden Ketten ist ein Thal von etwa 25 M. Länge und 3 M. Breite. Sie unterbrechen die Verbindung zwischen dem Norden und Süden der Insel, nicht sowohl wegen ihrer Höhe als durch die Massen lockerer Blöcke und Geschiebe, welche nebst einzelnen Sumpfstrecken die Gipfel und Abhänge der Berge gänzlich unwegsam machen. Eine dritte Kette im Norden

der Insel geht gleichfalls von Osten nach Westen; ist aber stellenweise durchbrochen. *West-Falkland* sieht von der Küste gebirgiger aus als *Ost-Falkland*, scheint jedoch denselben geologischen Charakter zu haben. Die Hauptkette ist hier im östlichen Theile der Insel und streicht etwa 3 – 4 M. von der Küste von Norden nach Süden. Auch ist hier ein hoher Rücken von Quarzfels, welcher etwa 150 Fuss senkrecht aus dem Meere emporsteigt und der Küstenlinie 40 Meilen weit folgt. Zwischen ihm und der inneren Kette ist ein Längenthal, dessen Ausgänge die Häfen *Port Howard* und *Shag Harbour* (Seeraben-Hafen) bilden. Die Nordküste von West-Falkland ist mit langen Inseln besetzt, mit schmalen Oeffnungen dazwischen. Die Westküste ist nur Walfischfängern und Matrosen bekannt, soll aber noch tiefer eingeschnitten seyn als selbst die Küsten von Ost-Falkland. Das Innere scheint keine grossen Ebenen oder so weitförmige Strecken wie letztere Insel zu haben. Der Flüsse

sind wenig. Der *San Carlos* auf der Ostinsel ist der grösste. Er hat 30 M. Länge, ist 8 M. weit für Boote schiffbar, etwa 100 Yards breit, mit hohen Ufern, und in Ganzen tief, obschon er stellenweise übersetzt werden kann. Der nächste an Grösse ist der *Matson*. Auf der Westinsel soll bis ein so grosser Fluss seyn wie der San Carlos. Es giebt zahlreiche Seen und Teiche von 4 Meilen bis 30 Yards im Umfange. Das *Klima* der Inseln ist ausserordentlich gesund; dies empfindet Jeder, der einige Wochen hier gelebt und sich an die Kost gewöhnt hat, die fast nur in Fleischspeisen besteht. Man schreibt dies den herrschenden trocknen Winden zu. Die Temperatur ist gleichförmiger als in England; im Winter ist nur wenig Schnee und Eis, und Gewitter, so wie nebeliges Wetter sind ebenfalls selten. Eben so verhält es sich mit anhaltendem Regen. Der Boden ist im grössten Theile der Ostinsel von dunkler torfiger Beschaffenheit, 6 Zoll bis 2 Fuss tief. Der Unter-

grund ist verschieden, bildet aber überall, wenn er mit der Torfschicht gemischt wird, eine höchst fruchtbare Erde. Das Land ist mit Gräsern bedeckt, worunter das wichtigste das unter dem Namen *Tussac* bekannte (D'Urville's *Festuca flabellata*), mit 7 Fuss langen und $\frac{3}{4}$ Zoll breiten Blättern. Es ist sehr zart und nahrhaft; das Hornvieh frisst es gern und wird davon fett. Alle Inseln sind mit dieser Grasart bis eine halbe Meile von der Küste eingefasst. An Stammholz fehlt es; aber in den Thälern giebt es viel Gesträuch, unter welchem Tausende von Kaninchen hausen. Aus einer Haidegattung lässt sich Thee bereiten. Auch die Balsampflanze (*Bolax gummifera*) wächst hier. Wilder Spinat und Sellery sind im Ueberfluss. Culturgewächse gedeihen trefflich; doch Flachs weniger; mit Hanf ist noch kein Versuch gemacht. Von wilden Thieren giebt es einen Wolffuchs (*Wolf-Fox*), so gross wie der englische Jagdhund; er wird den Lämmern sehr verderblich; sein

Fell ist dick, aber nicht sehr fein. Kaninchenfelle wurden sonst ausgeführt und gut bezahlt. Von Robben ist jetzt die Gattung *Hair-Seal* (Haar-Seehund, unterschieden vom *Fur-Seal*, Pelz-Seehund) am häufigsten und ihr Fang sehr einträglich. Der schwarze Walfisch soll an der Westküste der Westinsel sehr häufig seyn. Essbare Fische sind im Ueberfluss, aber nur wenige Arten; eben so wildes Geflügel, namentlich Schwäne, Enten, Gänse, Schnepfen etc. Hornvieh, Pferde und Schweine sind schon früher eingeführt und später verwildert, haben sich aber so vermehrt, dass man an 30000 Stück Rindvieh annehmen kann. Es ist eine langgehörnte Rasse mit zartem und wohlschmeckendem Fleisch. Die Häute übertreffen die von Buenos-Ayres. Wilde Pferde mag es 3000 geben; sie haben gute Häute, sind aber sonst hässlich. Englische Schafe (aus *Leicestershire* und *Southdown*) haben sich gut erhalten und zeichnen sich durch ihr langwolliges und schweres Vliess aus.

Hühner, Enten, Tauben, Trut- und Guinea-Hühner gedeihen trefflich und die Schweine mästen sich mit Tussac-Gras. Von Lettern sind, so wie von der Balsampflanze lebende Exemplare nach England geschickt worden, wo man glaubt, dass sie fortkommen werden. *)

Während einer Reise um die Welt, welche im Auftrage der brittischen Regierung der Capitän *Sir F. Beechey* in den Jahren 1836 bis 1842 mit dem königlichen Schiffe *Sulphur* gemacht hat, und deren Beschreibung vor Kurzem zu *London* in zwei Bänden erschienen ist, sind die *westlichen Küsten von Amerika*, namentlich nördlich von Chili nordwärts, also von Peru und Columbien, Mittel-Amerika, Mexico, Californien, Nutka und die russische Küste von Neu-Archangel aufgenommen, mehre *australische Inseln* des Grossen Weltmeeres besucht, in Asien der Fluss von *Canton* erforscht und die Heimfahrt über *Ceylon*

*) *Lit. Ges.*, 1842, Decbr., Nr. 1880.

die *Seychellen*, *Mozambik* und das *Vorgebirge der Guten Hoffnung* gemacht worden. Die Brigg Sulphur wurde schon 1835 im September unter dem Cap. *Beechey* abgeschickt, um die Aufnahme der *Westküste Amerikas* von Chili an, wo Capitän *Fitzroy* solche eingestellt hatte, fortzusetzen, und der Schooner Starling wurde ihm beigegeben. Die Schiffe erreichten *Valparaiso*, bei welchem Hafen sie ihre Aufnahme beginnen sollten, im Juli 1836, aber *Beechey's* Gesundheit war durch frühere Anstrengung so angegriffen, dass er nach England zurückkehren musste. An seine Stelle wurde nun Cap. *Belcher* ernannt, welcher von Westindien aus über die Landenge von Darien, und zwar von *Chagres* nach *Panama* und von dort nach Valparaiso ging. Nach Beendigung der Arbeiten an der amerikanischen Küste besuchte *Belcher* die *Sandwich-* und die *Gesellschafts-Inseln*, so wie die Gruppen der *Marquesas-*, *Fidschi-* und mehrere an-

dern Inseln des Grossen Weltmeeres, und konnte hier, da er mehre derselben schon früher gesehen hatte, Vergleichungen zwischen ihrem damaligen und jetzigen Zustande anstellen. Im Allgemeinen hat der Verkehr der Australier mit den Weissen und namentlich den Missionären nichts zur Verbesserung ihres Wohlstandes beigetragen. Die Missionäre auf den Sandwich-Inseln üben eine tyrannische Herrschaft über den König aus, ohne ihren Einfluss zur Besserung seines Charakters anzuwenden. Sie mischen sich in Hafenzölle und andere Gegenstände, die ganz ausser ihrem Gesichtskreise liegen, und haben den beginnenden Handel vernichtet. „Wie können diese Inseln“ — sagt Cap. *Belcher* — „an Wohlstand und Bedeutung zunehmen, wenn das herrliche Klima und die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens nicht benützt werden? Was haben die Missionäre für sie gethan? Diess zu beantworten bin ich nicht im Stande, aber

ich kann mit Zuversicht behaupten, dass in den Jahren 1826 und 1827 über 80 Walfischfänger und andere Kauffahrer in den Hafen von *Honolulu* einliefen und fast eines Tages diese Zahl zugleich da war. Gegenwärtig ist der Hafen beinahe verlassen und statt der blühenden Pflanzungen haben sich jetzt die Branntweinschenken bedeutend vermehrt. Früher waren die Strassen rein und ruhig; selten nur traf man einen betrunkenen Eingebornen. Sie hatten eine Freude an körperlichen Uebungen, namentlich am Schwimmen, und waren allem Anscheine nach glücklich. Ihr jetziges Aussehen bildet dagegen einen kläglichen Contrast; ihre Freudigkeit ist dahin und sie fühlen sich unglücklich.“ — Der Berichterstatter über diese Reise (im *United Service Magazine*, April 1843) klagt über den Mangel an Wissenschaftlichkeit in der Abfassung der Reisebeschreibung, und sagt, dass man von einem Werke, das die Worte „auf Veranlassung der Lordcommissäre der Ad-

miralität" an der Stirne trägt, etwas Anderes hätte erwarten dürfen *).

Ueber die *Marquesas-Inseln* finden die Leser im Haupttheile des vorliegenden Jahrganges einen grössern Aufsatz, nach einem vor Kurzem in Paris erschienenen Werke.

Auf dem Festlande Australiens (*Neu-Holland*) ist man fortwährend thätig, das unbekannte Innere desselben immer mehr zu erforschen. Zeitungsberichten zufolge wollte der Gouverneur von *Neu-Südwales* 1842 eine Entdeckungsreise von der *Moreton-Bay* aus nordwestlich bis an den *Golf von Carpentaria* unternehmen lassen. Das englische Kriegsschiff *Beagle* hatte im Winter 1841 bis 1842 diesen letztern Meerbusen genau untersucht und zwei grosse Flüsse entdeckt, von welchen der eine, dem man den Namen *Albert* gegeben, auf 20 engl. Meilen von der Mündung aufwärts beschifft worden ist. Er

*) *Ausland*, 1843, Mai, Nr. 124 und 125.

fliesst in der Richtung, auf welche sich die erwähnte Entdeckungs-Expedition zu wenden hatte, so dass dafür gesorgt werden sollte, von der Colonie *Port Essington* aus ein Depot an dem äussersten schiffbaren Punkte des *Albert* zu errichten, um die von Südosten kommenden Reisenden aufzunehmen. Die Ureinwohnen in diesem Theile von Nord-Australien haben sich gutartig und unschädlich gezeigt.

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 9. Jänner 1843 wurden „*Bemerkungen über Australien* (Neu-Holland)" von einem Hrn. *Sutter* vorgelesen, die neben manchen bekannten Einzelheiten auch viel Neues enthalten. Er spricht zuvörderst von den Flüssen. In der Regenzeit schwellen sie bis zum äussersten Rande an, oder treten aus ihren Ufern, wogegen sie in der heissen Jahreszeit, so zu sagen, ganz verschwinden und nur hie und da eine Reihe einzelner Pfützen und Teiche erscheinen, doch fliesst das Wasser unter den ausgetrockneten Stellen des

Bettes fort, so dass die Teiche mittelst der Durchsickerung stets klares und gutes Wasser haben. Da bis jetzt nur ein kleiner Theil des Landes von Ansiedlern besetzt und bebaut worden ist, so sind auch die unterirdischen Reichthümer des Bodens, selbst in den volkreichsten Gegenden, noch ziemlich unbekannt. Was man bis jetzt von Mineralien gefunden hat, besteht hauptsächlich in Kupfererzen und Eisenstein, welcher Letztere besonders in ganz Neu-Südwales häufig vorkommt. Kleine Proben von Gold sind in den Blauen Bergen entdeckt worden. An der Strasse nach *Bathurst* giebt es einige Meilen unterhalb des Gebirgspasses, ein bis zwei Fuss unter der Oberfläche, Steinkohlen, welche mit viel Rauch und Flamme brennen, aber kaum einige Asche hinterlassen. Vulkane sind noch nicht entdeckt worden, obschon an mehren Stellen vulkanische Thätigkeit sichtbar ist. Was jedoch den brennenden Berg *Wingen* betrifft, so glaubt man, dass es bloss ein brennendes Steinkohlenflötz sei;

er liegt an der Spitze des schönen *Hunter*-Thales, wo es allerdings viel Kohlen giebt. Kalkstein ist am *Macquarie* und in der benachbarten Gegend häufig; auch Marmor, Bergkrystall, Weisser und Rauchtopas werden oft gefunden, und Jaspis hat man im Bette des Baches von *Winburndale* angetroffen. Granitblöcke kommen häufig im *Coxe's River* vor und sind durch das Wasser gleich Geschieben so abgerundet, dass man sie als Mühlsteine gebrauchen kann. Pfeifenthon ist überall in geringer Tiefe zu finden; aber Kiesel und Kreide hat der Verf. nicht gesehen. (Doch erinnerte hier der Sekretär der Gesellschaft, dass *Eyre* auf seiner letzten Forschungsreise längs der Südwestküste Kiesel angetroffen.) Bei *Paramatta* kommt ein schöner rother Ocher vor. In der Gegend von *Sydney* ist weder Granit noch Kalkstein zu sehen, aber das tiefere Land hat Ueberfluss an Sandstein und Eisenstein. Bei *Bathurst* sind grosse Schiefermassen. Ueber die Pflanzenwelt bemerkt der Verf.

unter Anderem Mehreres hat Australien mit England gemein. Obgleich wilde Rosen und Nelken, noch andere Blumen Englands hier zu finden sind, so haben die Ansiedler doch mehren hiesigen Blumen Namen beigelegt, welche Aehnlichkeit damit haben, jene Namen beigelegt. Tabak ist im *Neu-Südwales* wild gefunden worden, aber die Eingebornen waren unbekannt mit seinen Eigenschaften, bis sie den durch Europäischen Tabak kennen und schätzen lernten, welcher jetzt stark gebaut wird. Drei Gattungen Indigo sind einheimisch, wie auch Flachs, von dem man aber keinen Gebrauch macht. Auch über die Thierwelt sagt der *Verf.* manches Bemerkenswerthe. Die Lerchen steigen nicht so hoch wie bei uns, halten auch nicht so lange im Fluge aus. Während eines Aufenthalts von vierzig Jahren hat er nur ein einzigen Mal eine Nachtigall gehört. Ueber die Eingebornen lauten seine Angaben ziemlich so wie die anderer Beobachter, doch sagt er ausdrücklich, dass sie im Ganzen

gegen die Ansiedler nicht eben feindselig gesinnt seien und dass viele in die Dienste derselben treten und ihnen sehr nützlich sind. Aber sie vermindern sich zusehens, aus verschiedenen Ursachen, die grösstentheils nicht den Weissen zuzuschreiben sind. „Zeit und Arbeit“ — fährt er fort — „werden ohne Zweifel manche nützliche Mineralien und Gewächse dieses ungeheuern Landes zum Vorschein und in Anwendung bringen, aber gegenwärtig haben die Colonisten noch zu viel mit ihren Heerden und Pflanzungen, mit Getraide- und Wiesenbau zu thun, als dass sie auf neue Entdeckungen ausgehen könnten. Eine kleine Zahl hat sich auf den Weinbau gelegt und gewinnt ein gutes Produkt. Ich bin vollkommen überzeugt, dass man Australien eben so geeignet für den Weinstock, die Orange, die Dattel, die Olive und überhaupt für alle (?) Früchte Europas und Asiens finden wird, als es in diesem Augenblicke der Zucht feinwolliger Schafe günstig ist.“ Obschon die geogra-

phische Breite des vom *Macquarie* durchflossenen Landes wenig von der von *Sydney* verschieden ist, so bringt doch die Meereshöhe einen beträchtlichen Unterschied des Klima's hervor. In *Bathurst* fällt im Winter viel Schnee, während dieser in *Sydney* und *Paramatta* seit der Gründung der Colonie nur ein einziges Mal gesehen worden ist, nämlich 1837, wo er bei Paramatta mehre Stunden lang den Boden einen Fuss hoch bedeckte. In Sydney verschwand er, wie er fiel, und that überhaupt nirgends Schaden, nicht einmal den Orangen; doch war es für die jüngern Einwohner ein merkwürdiges Schauspiel. — Die brittische Bevölkerung hat immer noch viel Anhänglichkeit an's Mutterland; auch giebt es, wie *Sutter* versichert, keineswegs so viel schlechtes Volk darunter, als gemeiniglich behauptet wird. Es geschieht sehr Vieles für religiöse, wissenschaftliche und überhaupt gemeinnützige Zwecke. Der Zustand der Colonie ist im Ganzen so be-

friedigend, als es billigerweise erwartet werden kann*).

Der brittischen Regierung ist fortwährend äusserst viel an der Erforschung *Asiens* gelegen. Wie wir in den letzten Jahrgängen dieses Taschenbuches gezeigt haben, erstreckt sich die Thätigkeit der englischen Reisenden vorzüglich auf *Klein-Asien, Persien* und die an die Besitzungen der Ostindischen Compagnie stossenden Länder *Mittel-Asiens.* Auch über China und chinesische Zustände sind seit dem glücklich beendigten Feldzuge bereits zahlreiche Schriften erschienen, welche indessen grösstentheils entweder nur kriegerische Vorfälle oder persönliche Erlebnisse der Verfasser erzählen und zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse bis jetzt nur wenig beigetragen haben. Dasselbe gilt wohl auch von dem Tagebuche der heldenmüthigen *Lady Sale,* welche die Geschichte ihrer Gefangenschaft

*) *Lit. Ges.*, 1843, Jänner, Nr. 1358.

in *Afghanistan* beschreibt. Aus *Woods* schon früher besprochener Reise zu den Quellen des *Oxus* haben wir weiter unten ein Bruchstück zur Kenntniss von *Badakschan* mitgetheilt. Die Hoffnungen, durch den Obersten *Stoddart* und den Cap. *Conolly* neuere Nachrichten über *Bochara* zu erhalten, sind durch das aus öffentlichen Blättern sattsam bekannte tragische Schicksal dieser unglücklichen Männer vereitelt worden. Da es England jetzt an Mitteln fehlt, Genugthuung für diese Schmach zu erhalten, und jedem Engländer überhaupt für eine lange Reihe von Jahren der Eintritt in diese Gegenden von Mittel-Asien untersagt seyn wird: so erhalten *Burnes* und *Woods* Reiseberichte dadurch nur um so höhern Werth.

In den Jahren 1840 und 1841 ist abermals ein Theil der *Südküste* von *Klein-Asien* durch den brittischen Seeoffizier *Hoskyn*, auf dem Schiffe *Bracon*, unter der Oberleitung des Commander *Graves*, aufgenommen und zugleich das Innere von

*Lycien* besucht worden. Die Reisenden gelangten, aus dem Hafen *Piräeus* kommend, am 14. Dez. 1840 nach *Rhodus*. Die Aufnahme begann am Cap *Kisil-burnu*, von wo sie die weitläuftigen Ruinen von *Caunus* besuchten. Sie fuhren dann einen Fluss hinauf, der für den *Calbis* gehalten wird, und kamen zu einem 6 Meilen langen See, welcher den *Yuvalaki*, den einzigen nicht versiegenden Fluss, empfängt. Im Winter aber ergiessen sich mehre Gewässer in den See und dann ist das ganze Land zwischen ihm und dem Meere überschwemmt. Am südöstlichen Theile der Bay von *Dalamon* wurden einige Ruinen gefunden, in deren Nähe der Hain der *Latona* gewesen seyn mag. Unweit davon ist das Cap *Artemisium* und östlich von demselben liegen einige fruchtbare Inseln, welche trefflichen Tabak hervorbringen. Diese Inseln trennen den Busen *Skopea* von dem Busen *Makry*. An einer kleinen Bay nördlich von den Inseln sieht man die Trümmer einer altgriechi-

schen Veste. Ueberhaupt sind hier überall Ruinen sichtbar. Auf dem Gebirge weiter nördlich sind Reste einer alten Stadt, wahrscheinlich *Dädala*, mit zahlreichen Felsengräbern im gewöhnlichen Lycischen Styl. Der Hafen *Makry* ist vollkommen sicher und vor allen Winden geschützt. Der Ort ist ein armseliger Hüttenhaufen mitten unter den Ruinen der alten Stadt *Telmessus*, und im Sommer sehr ungesund. Diese Stadt muss sehr gross gewesen seyn. Andere Ruinen dieser Gegend stammen aus dem Mittelalter. Mit dem Hafen *Levissey* endigte die Aufnahme der Seeküste. *Hoskyn* begab sich von hier nach *Marmoras*, um Lebensmittel zu holen. Hier lag gerade damals die Flotte des Admirals *Stopford* und die ganze Nachbarschaft war in Bewegung, sie mit Vorräthen zu versehen. Vor 1801 waren die herrlichen Häfen *Marmoras* und *Makry* kaum bekannt; seit jener Zeit aber sind sie untersucht und aufgenommen. Von *Marmoras* kehrte *Hoskyn* wieder nach *Makry* zurück

und machte im März 1841 einen Ausflug nach den Ruinen von *Xanthus*, von denen er nicht wusste, dass sie damals bereits von *Fellows* untersucht worden waren*). Der nächste Gegenstand seiner Forschungen waren die Ruinen von *Pinara*, welche eine beträchtliche Oberfläche einnehmen. Viele Felsengräber sind von grosser Schönheit und verdienen die grösste Bewunderung. . . . Nach langer Unterbrechung wurde am 7. Okt. die Aufnahme der Küste wieder fortgesetzt. Der erste besuchte Platz war die Bay von *Kalimaki* und nachdem die Mündung des Flusses *Xanthus* bestimmt worden, begaben sich *Hoskyn* und sein Begleiter, der Naturforscher *Forbes*, nach *Makry*, um eine zweite Reise ins Innere anzutreten. Sie schlugen, zunächst den Xanthus übersetzend, den Weg nach *Almali* ein und bestiegen bei dieser Gelegenheit einen Berg von 9000 Fuss Höhe, wo *Forbes* seine Sammlungen be-

*) S. die Jahrgänge XVIII, S. XCV. u. ff. und XX. S. LXXII. u. ff.

trächtlich vermehrte. Der höchste Gipfel der *Massicytus*-Berge erhob sich in Süden zu einer Höhe von 10000 Fuss. Man begegnete vielen Karawanen mit Waizen, die nach *Makry* gingen. Die Ebene von *Almali* liegt etwa 5000 Fuss über dem Meere. *Almali* soll die grösste Stadt in diesem Theile von Klein-Asien seyn. Es liegt am nordöstlichen Ende der Ebene amphitheatralisch in einem kleinen Thale des erwähnten Gebirges, ist ringsum von Gärten eingeschlossen und wohl bewässert. Die Häuser, etwa 1500, sind aus ungebrannten Ziegeln gebaut und die Dächer bestehen aus dünnen Brettern. Es sind mehre Moscheen da, ein Bazar, und jeden Donnerstag ist Markt. Viele Franken machen hier Geschäfte und senden ihre Waaren zur Ausfuhr nach Makry. Alles zeugt von Gewerbsamkeit und Wohlstand. Alterthümer findet man nicht bei *Almali*. In der Nähe ist ein Gebirgsbach, der sich in eine Felsenhöhle stürzt. Von hier gingen die Reisenden in westlicher

Richtung nach *Kisildschar* und *Yuvali*, wo sie einen steilen Berg erstiegen und hier Ruinen mit zerstreuten Felsengräbern fanden. Die Deckel der Sarkophage waren mit Basreliefs geziert; auch gab es mehre Inschriften. Hierauf ging es abwärts zu einer andern Reihe hochgelegener Ebenen, in das Dorf *Sehdehler Yaila*. Das Wort *Yaila* bedeutet eine hochgelegene Gegend. Jeder Ort von Bedeutung im tiefern Lande hat sein Yaila, wohin sich die Einwohner bei der Sommerhitze zurückziehen. Auch in *Urludschah*, *Tremeli* und *Kasra* wurden Ruinen gefunden. In *Tremeli* erfuhren die Reisenden, dass drei Meilen nordöstlich, bei *Horsum*, sehr ausgebreitete Trümmer einer alten Stadt vorhanden seien; aber es mangelte an Zeit, sie zu besuchen. *Tremeli* hat 500 Häuser, liegt am Fusse der Berge, am südöstlichen Ende einer weiten Ebene, und ist von Obst- und Weingärten umgeben. Ein kleiner Fluss geht von hier in den *Dalamon*. Von Tremeli gingen die Reisenden

nach *Makry* zurück. Auf diesem Wege kamen sie durch einen Pass, den wenigstens 6000 Fuss über dem Meere liegen mochte. Sie kamen an mehren Haus vorüber, die zum Gebrauch der Reisenden errichtet waren, trafen aber kein einziges Dorf an, und erreichten *Makry* am 2. Nov. Die Einwohner fand *Hoskyn* überall auf diesen Wanderungen freundlich und gefällig. Gegen ihre Landsleute üben sie unentgeldliche Gastfreiheit; doch von Fremden erwarten sie ein kleines Geschenk*).

Der erwähnte Engländer *Fellows* soll eine neue Reise nach dem Thal von *Xanthus* unternehmen, um noch mehr alterthümliche Kunstwerke von dort nach England zu bringen. Er wird mit 60 Mann Gehilfen und Arbeitern England im Laufe dieses Sommers verlassen, um mit dem nächsten Oktober am Orte seiner Bestimmung eintreffen zu können. Diess ist nämlich der Anfang der Jahreszeit, wo die

*) *Lit. Gaz.*, 1842, August, Nr. 1335.

erforderlichen Arbeiten ausgeführt werden können; denn in dieser Gegend besteht der sogenannte Winter nur in drei oder vier (?) Tagen mit heftigem Regen, worauf von October bis Mai die schönste und gesündeste Witterung herrscht. Im Mai nimmt die *Malaria* (ungesunde Luft) Besitz von dem schönen Thale und wird dem Menschen so verderblich, dass alle Einwohner, nachdem sie ihre Felder mit Mais und anderm Getreide bestellt haben, in die benachbarten Gebirge flüchten und erst zur Zeit der Aerndte, im Oktober, zu ihren Wohnungen heimkehren *).

Im November 1842 liefen in London Berichte aus *Klein-Asien* ein von dem zu den Wohnsitzen der nestorianischen Christen bestimmten Missionär *Radger*, welcher von *Samsun*, am Schwarzen Meere, auf dem kürzesten Wege nach *Mossul* gegangen war. Man fürchtete, dass es ihm schwer fallen möchte, in das Land der

*) *Ebendas.*, 1843, März, Nr. 1364.

Nestorianer zu kommen, indem der Pascha mit den *Kurden* von *Amadiih* im Krieg begriffen war. Dr. *Grant* war auf einem Wege südlich von den nestorischen Gebirgen nach *Urumiah* gegangen; aber wegen der feindlichen Stellung, in der sich die Türkei und Persien gegen einander befanden, wurde jeder Zutritt aus einem der beiden Länder in das andere für beinahe unmöglich angesehen. Die Kurden, welche längs der ganzen Gränze beider Länder hausen, schwärmten überall plündernd herum. Man erwartete das Beste von der beiderseitig angenommenen Vermittelung Gross-Britanniens und Russlands. Bekanntlich sind jetzt zu Erzerum persische und türkische Gesandte beschäftigt, die Zwistigkeiten auszugleichen. — Die französischen (katholischen) *Lazaristen* sind ebenfalls in diesen Gegenden sehr thätig und suchen die verschiedenen christlichen Sekten mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Ob es den (brittischen) Missionären mit den Nestoria-

nern in den Gebirgen gelingen werde, ist noch sehr zweifelhaft; aber bei denen im Flachlande dürften ihre Bemühungen nicht ohne glücklichen Erfolg bleiben*).

Der erwähnte Dr. *Grant* hat schon 1839 eine Reise zu den *Nestorianern* gemacht und die Erfolge derselben in der 1842 zu *London* unter dem Titel: *The Nestorians or the Lost Tribes etc.* dargestellt. Der Verf. brach im April 1839 von *Urumiah* auf und da es schon damals nicht gerathen war, von der *persischen* Seite in *Kurdistan* einzudringen, so reiste er über die noch mit Winterschnee bedeckten Hochebenen Armeniens und ging einstweilen über Trapezunt nach *Konstantinopel.* Von hier kehrte er aber bald wieder nach Trapezunt zurück und begab sich nun nach *Diarbekir,* wo ein Hr. *Homes* zu ihm stiess. Diess war gerade die Zeit der Schlacht von *Nisib,* welche das ganze Land in Verwirrung stürzte. Die

*) *Ebendas.*, 1842, Nov., Nr. 1348.

Reisenden kamen mit genauer Noth mit dem Leben davon und gingen nach *Mardin*, an welchem ungastlichen Orte sie zwei Monate blieben. Dieser Aufenthalt erschöpfte die Geduld des Hrn. *Homes*, der nicht länger mit einer so rohen Bevölkerung zusammenleben wollte und nach Konstantinopel ging, während *Grant* seine Reise allein und zwar zunächst nach *Mossul* fortsetzte. Er verliess diesen Ort, wo er von den Nestorianern, die ihn schon früher als Arzt gekannt, sehr gut aufgenommen wurde, am 7. Okt. dess. J., gelangte glücklich nach *Kurdistan* und zerstreute dadurch die Furcht, welche bis jetzt das persische Kurdistan allen Reisenden, mit Ausnahme *Rawlinsons*, verschlossen hatte. Das *Ausland*, dem wir diese Notiz entlehnen*) und welche aus dem Werke des Dr. Grant das interessante Bruchstück: „Ueber die nestorianische Republik“ **) mitgetheilt hat, bemerkt: „Das

*) *Jahrg.* 1842, Nov., Nr. 324.
**) *Ebendas.*, Sept., Nr. 268.

Werk kommt, nachdem *Ainsworth's* Schrift über seine in kirchlichen und politischen Beziehungen unternommene Reise schon erschienen ist, viel zu spät, und enthält noch überdiess viel zu wenig geographische Details, da der Verf., wie er selbst sagt, um nicht Verdacht zu erregen, so wenig als möglich Bemerkungen niederschrieb und deren auch wirklich so wenig als möglich machte. Dieser Mangel ist einigermassen ersetzt durch eine Abhandlung über die *verlornen Stämme Israels*, welche der Verf., so wie die amerikanischen Missionäre, mit denen er in Verbindung stand, in den *Nestorianern* gefunden zu haben glaubt." — In Nr. 335 bis 341 dess. J. giebt das Ausland auch eine umständliche Uebersicht von *Ainsworth's* Reise.

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 23. Jänner d. J. wurden Mittheilungen über eine Reise des Freiherrn *Clement Alexander de Bode* durch *die südlichen Provinzen von Persien*,

nebst einer Beschreibung der Skulpturen zu *Tenghi-Sulek*, vorgelesen. Dieser Reisende hatte in *Bebehan* erfahren, dass im *Batschmeï-Gebirge* alterthümliche Bildhauer-Arbeiten und Inschriften vorhanden seien, und beschloss daher, sie zu besuchen, um so mehr, als diess ein noch ganz neuer Boden war. Er brach am 28. Jänner 1842 auf, liess die Strasse, welche *Macdonald Kinneir* eingeschlagen hatte, links liegen und ging in nordwestlicher Richtung durch die Bebehan umgebende grosse Ebene nach *Tenghi Sulek*. Hier fand er auf dem Felsen merkwürdige Skulpturen und Inschriften, welche er abzeichnete. Der Styl der Basreliefs erschien ihm abweichend von Allem, was er in *Persepolis, Nakschi-Rustam, Nakschi-Redschib, Bissitun, Tachti-Bostan, Schapur* und *Nakschi-Bagram* gesehen hatte. Auch die Inschriften sind verschieden von der babylonischen Keilschrift und den Pehlwi-Buchstaben, und die Charaktere scheinen mehr dem alten Zend, oder selbst dem

phönicischen Alphabet sich zu nähern. Die Wegweiser sagten, dass eine Verbindung zwischen hier und *Ispahan* bestände; wenigstens sprach das abgenutzte Steinpflaster dafür, dass ehemals hier eine stark besuchte Strasse gegangen seyn müsse. Von *Tenghi Sulek* ging der Reisende über die Hauptflüsse Kurdistans und ihre nördlichen Zuflüsse, kam nach *Mandschanik* und von da über *Kale-Tul* nach *Mal-Amir*, einer Ebene mit mehren künstlichen Erdhügeln (Mounds), an deren Ende sich Höhlen und Skulpturen finden. Von *Mal-Amir* wollte der Baron über das Gebirge von *Ispahan* gehen, aber der Pass war durch Schnee gesperrt. Er wandte sich daher östlich, überstieg ein Bergland, setzte über mehre Flüsse und gelangte am 10. Febr. nach *Schuster* *).

Im *russischen* Asien sind im Jahre 1842 die in wissenschaftlicher Hinsicht bisher noch ganz unbekannten Gegenden des öst-

*) *Ausland*, 1843, Febr., Nr. 49; umständlicher in der *Lit. Ges.*, 1843, Febr., Nr. 1359.

lichen Theils des *Altai* und der *Sajanskischen Berge* durch den kais. Collegienrath und Naturforscher *Peter Tschichatscheew* bereist worden. Er gelangte zunächst, nachdem er, von *Barnaul* ausgehend, die *Katunja* übersetzt hatte, zu den Jurten der beiden Oberhäupter der Saisang-Kalmücken, *Schurmek* und *Mongol*. Diese Kalmücken reden dieselbe türkische Mundart, welche dem grössten Theile der Nomaden-Völker des Altai und der Sajanskischen Berge eigen ist. Sie sind Heiden, aber durchaus keine Fanatiker; man kann bei ihren religiösen Feierlichkeiten ungehindert anwesend seyn und ihre Sitten und Gebräuche selbst im Innern der Jurten beobachten. Die Hochebene, auf welcher mitten unter zahlreichen Rossheerden die Jurten der beiden Kalmücken-Fürsten standen, hatte für den Reisenden ein doppeltes Interesse, zuerst weil sie die Gränze der zwei grössten Reiche der Welt ist, und zweitens, weil bis jetzt noch kein Europäer seine Forschungen bis hieher

fortgesetzt hat. In dieser Gegend entdeckte er unter Anderm die Quellen der Flüsse *Tschuja, Baschkaus* und *Tschulyschman*, welche nicht weit von einander entfernt liegen, namentlich der östliche Arm der Tschuja von dem westlichen des Tschulyschman nur 15 Werste. Um jedoch diese kleine Entfernung zurückzulegen, brauchte unser Reisende zwei Tage, weil er bald über Bäche und Stromschnellen setzen, bald über Sumpfland gehen musste, wo er mehrmals sammt dem Pferde zu versinken in Gefahr war. Nicht nur die Berge, sondern auch alle Thäler waren Anfangs Juni noch mit Schnee bedeckt, und der See an den Quellen des Baschkaus sogar mit dickem Eise überzogen. *Tschichatschew* suchte jetzt, so weit als möglich längs dem *Tschulyschman* abwärts zu gehen, obgleich die Ufer äusserst felsig und steil sind. Das Thal dieses Flusses ist eben so malerisch als prachtvoll und bietet im Pflanzenreich eine solche Fülle dar, dass der Reisende versichert, er habe

auf seinen Wanderungen in drei Welttheilen, von Gibraltar und der Sahara bis zum Nil und Euphrat, nirgends eine schönere und grossartigere Gegend gefunden. Die Aufsuchung der Quellen des *Abakan*, des ansehnlichsten Nebenflusses des *Jenisei*, führte ihn weiter, als er anfänglich gedacht hatte. Er ging im Laufe dieser Forschungen zwei Mal und an zwei verschiedenen Punkten über die *Sajanskischen Berge*, welche wie eine unverrückbare, mit ewigem Schnee bedeckte Mauer zwischen dem *russischen* und dem *chinesischen* Reiche stehen. Der *Allasch* fliesst schon auf chinesischem Gebiet und bildet den Hauptzufluss des *Kuntschik* oder westlichen Quellenarmes des Jenisei. Der Anblick des Allasch-Thales lohnte reichlich für alle Mühseligkeiten, welche beim Uebergange der Sajanskischen Berge zu erdulden waren. Einen ganzen Monat lang traf der Reisende nicht eine menschliche Spur; einen ganzen Monat lang musste er von den Lebensmitteln zehren, die er

selbst mit sich führte, und sein einziger Wegweiser war der Compass. An den Ufern des Allasch, im nördlichen Theile der chinesischen Provinz *Ulussutai* beobachtete er die grosse Sonnenfinsterniss vom 8. Juli (26. Juni alten Styls). Auf dem Rückwege überschritt er die Gränze nicht weit vom Berge *Schabek Dabachan*, kam von da wieder an den Fluss *Abakan*, ging denselben hinab bis *Minusinsk* und dann auf dem Jenisei bis *Krasnojarsk*. Hier nahm er die Goldwäschen des Gouvernements *Tomsk* in Augenschein, untersuchte die Steinkohlen-Formationen von *Kusnezk* und *Salairsk* und kehrte dann nach *Barnaul* zurück, nachdem er 2000 Werste zu Pferde gemacht hatte. — Kurz darauf besuchte er auch die Kirgisen-Steppe, um die Goldsand-Lager zu besichtigen, die sich 80 Werste südlich von *Ustkamenogorsk* befinden. Dann fuhr er den Irtisch hinab nach *Omsk*, von wo er mit seinen reichen Sammlungen nach *Petersburg* zurückkehrte. Ein Haupt-Augenmerk auf seiner Reise

waren die Striche, wo Goldsand-Lager sich finden. So reich auch die jetzigen Lager sind, so verschwindet diess doch völlig vor dem, was die Zukunft verspricht. Die Entdeckungen, die unabhängig davon im Stromgebiet des *Jenisei* gemacht worden, lassen vermuthen, dass das ganze weite, menschenleere und kalte Land des nördlichen Siberiens unermessliche Schätze in sich schliesse *).

Ueber *Japan*, das in Folge der letzten Siege der Engländer über die Chinesen früher oder später in den Kreis europäischer Handelsunternehmungen gezogen werden dürfte, enthält der Haupttheil des gegenwärtigen Jahrganges einen grössern aus den besten Quellen geschöpften Aufsatz. Dr. *v. Siebold*, dessen „Nippon-Archiv" dabei hauptsächlich benützt worden, hat vor Kurzem die ersten vier Blätter seines *Atlas von Japan* zu Paris herausgegeben. In einem dieselben beglei-

*) *Ausland*, 1843, März, Nr. 77.

tenden Aufsatz meldet er, dass er in dem Ostindischen Archiv zu Amsterdam den gedruckten, aber nicht ins Publikum gekommenen Bericht einer *Entdeckungsreise im Grossen Ocean* östlich von Japan gefunden habe, welche im Jahr 1639 auf Befehl der Holländisch-Ostindischen Compagnie durch *Mathäus Quast* und *Abel Jansen Tasman* ausgeführt worden ist. Zugleich theilt er die Resultate seiner eignen Forschungen über die Einführung der Wissenschaften und Künste, so wie der astronomischen Instrumente in Japan mit, welche bereits acht oder neunhundert Jahre vor Christi Geburt Statt gefunden hat *).

Die *englische Südpol-Expedition* unter Cap. *Ross* **) ist, Zeitungsberichten zufolge, von ihrer zweiten Fahrt nach dem *südlichen Eismeere* am 4. April d. J. nach dem *Vorgebirge der Guten Hoffnung* zurückgekommen, und soll im Oktober in

*) *Lit. Ges.*, 1843, März, Nr. 1366.

**) S. den vorigen Jahrgang, S. I. u. ff.

England wieder eintreffen. Cap. *Ross* ist dieses Mal nicht so glücklich gewesen als bei dem ersten Versuche; denn schon am 12. März, wo er erst bis 71° 30′ Breite vorgedrungen war, musste er des vielen Eises wegen wieder umkehren.

Geschlossen am 14. Juli 1843.

***Der Herausgeber.***

# I.

# ZUR KENNTNISS VON JAPAN.

Wir haben im IX. Jahrgange (1831) dieses Taschenbuches (S. XXIII u. ff.) Nachricht von der Rückkunft des teutschen Naturforschers Dr. *von Siebold* aus Japan nach Europa gegeben und im XII. Jahrgange (S. XXXVI u. ff.) auf das im Jahre 1832 angekündigte grosse Werk dieses Reisenden, welches unter dem Titel *Nippon-Archiv* eine Beschreibung Japans enthalten sollte, aufmerksam gemacht. Ebendaselbst ist (S. XXXVIII) des niederländischen Reisenden *Van Overmeer Fischer* Erwähnung geschehen, welcher im Sommer 1833 aus Japan nach Paris gekommen war, und wir haben aus dem, was *Jul. v. Klaproth* in den *Nouvelles Annales des Voyages* über die Forschungen dieses Gelehrten mittheilte, Auszüge geliefert

Da uns seit jener Zeit sowohl die Werke *v. Siebolds* und *Fischers*, als auch die einiger andern niederländischen Schriftsteller, ihrer Kostspieligkeit halber nicht zugänglich gewesen: so waren wir nicht im Stande, unser Taschenbuch mit einem grössern, umfassendern Aufsatze über das noch so wenig gekannte Kaiserthum Japan zu bereichern. Erst jetzt vermögen wir diesem mit dem ursprünglichen Plane des Taschenbuchs, nach und nach alle Länder des Erdbodens im Lichte der neuesten Forschungen darzustellen, im Einklange stehenden Wunsche Genüge zu leisten, indem wir eine Uebersicht von dem Inhalte eines 1841 zu *London* unter dem Titel: *Manners and Customs of the Japanese, in the Nineteenth Century, etc.*, von einem ungenannten Verfasser erschienenen Werkes liefern und aus dem Atlasse zu Dr. *v. Siebolds* Werke einige Blätter zur Versinnlichung und Erläuterung beifügen.

Der Verfasser des eben erwähnten englischen Werkes hat bei der Bearbeitung desselben nicht bloss die neuesten Berichte niederländischer Reisenden, so wie das Nippon-Archiv des Dr. v. Siebold benutzt, sondern auch die meisten ältern Werke über Japan waren ihm durch die Güte des *Lord Francis Egerton*, dem er das Buch zueignet, zur Verfügung gestellt. Wir geben als Einleitung zu unserm Aufsatze eine Uebersicht der europäischen Literatur über Japan, wie sie unser Engländer in

den seinem Werke angehängten erläuternden Noten mittheilt.

Den Reihen eröffnen die Missionäre der *Gesellschaft Jesu;* aber das Wenige, was sie über den Zustand des Landes und der Einwohner melden, ist, obwohl sehr schätzbar, in ihren Berichten nur nebenher erwähnt. Den Hauptinhalt bilden Nachrichten über den Erfolg ihrer Bemühungen zur Ausbreitung des Christenthums und Schilderungen des Druckes, welchen sie zu erleiden hatten, und der Härte, mit der sie verfolgt wurden. Die Geschichte dieser Verfolgungen ist auch das Wesentlichste der von *Charlevoix* und *Crasset* nach jesuitischen Quellen bearbeiteten Geschichte von Japan. Nach der Vertreibung der Jesuiten aus Japan im Jahre 1640 bestand lange Zeit das, was man in Europa über Japan erfuhr, in dürftigen Berichten holländischer Reisenden und in dem *Atlas Japonensis* von *Albertus Montanus.* Letzteres Werk ist aus den Tagebüchern der verschiedenen holländischen Gesandtschaften zusammengetragen und der Verfasser, der ohnehin das Land nicht persönlich besucht hatte, scheint nach dem zu urtheilen, was seine Arbeit über naturgeschichtliche Gegenstände und manches Andere enthält, ziemlich ungebildet und in Bezug auf die Erzählungen seiner Gewährsmänner sehr leichtgläubig gewesen zu seyn. Von weit grösserm Werthe, obgleich in seiner Form dem Geschmacke unserer heutigen

Lesewelt wenig zusagend, ist *Kämpfers* in teutscher Sprache geschriebene *Geschichte von Japan.* Kämpfer war ein bei der holländischen Faktorei in Japan zu Ende des XVII. Jahrhunderts angestellter teutscher Arzt. Sein Werk besteht aus zwei, in jedem Sinne des Wortes gewichtigen Folio-Bänden und enthält so viel Anziehendes und Lehrreiches, dass man sich verwundern muss, wie es ihm bei einem Aufenthalte von nur zwei Jahren und zu einer Zeit, wo das fremdenfeindliche System des Reiches in seiner vollen Kraft bestand, möglich war, sich diese Masse von Kenntnissen zu erwerben.

Im Jahre 1775 wurde Dr. *Thunberg*, ein schwedischer Arzt und ausgezeichneter Naturforscher, gleichfalls bei der holländischen Faktorei in Nagasaki angestellt. Wie Dr. Kämpfer brachte er zwei Jahre daselbst zu und bei seiner Rückkunft nach Europa gab er einige Werke über die Naturgeschichte Japans heraus, nebst vier Bänden historischen Inhalts, deren einer die Beschreibung der politischen Verfassung des Reiches, der Sitten und Gebräuche der Einwohner etc. gewidmet war. Seine Berichte sind unterhaltender, aber weniger belehrend als die Werke Kämpfers.

Das nächste Werk, welches nach einem Zeitraume von mehr als dreissig Jahren über Japan erschien, war des russischen Schiffscapitäns *Golownin* Nachricht von seiner Gefangenschaft in Japan, deren wir weiter unten näher gedenken

werden. Aber der Umstand, dass diese in einem entfernten Theile des Reiches (auf der Insel *Matsmai*) Statt fand und dass er in seinem beschränkten Verkehr mit den Einwohnern sich der Hilfe eines halbwilden Kurilen als Dolmetschers bedienen musste, war seinen Beobachtungen sehr nachtheilig und seine Nachrichten müssen daher, obwohl sie viel Unterhaltendes darbieten, mit einigem Misstrauen gelesen werden.

Zuverlässiger waren die holländischen Mittheilungen, die etwa zwölf oder fünfzehn Jahre später in Europa ans Licht traten. Bald nach Thunbergs Rückkehr war *Isaak Titsingh* Vorsteher der Faktorei in Nagasaki geworden und scheint diesen Posten mehrmals nach einander, obwohl nur immer für eine kurze Zeit, inne gehabt zu haben. Er sammelte eine Menge Natur- und Kunsterzeugnisse, Handschriften, Bücher etc. und brachte diess Alles glücklich nach Europa zurück. Aber im Jahre 1812 ereilte ihn zu *Paris* der Tod, ohne dass er etwas von seinen wissenschaftlichen Vorräthen herausgegeben oder auch nur zur Bekanntmachung vorbereitet hatte, und seine Sammlungen wurden zerstreut. Einige Jahre später gab ein Franzose, der mehre schriftliche Arbeiten gekauft hatte, eine französische Uebersetzung der Jahrbücher der *Zioguns* heraus und 1834 erschienen auch, ebenfalls französisch, die Jahrbücher des *Daïri*, mit Anmerkungen von dem gelehrten Orientalisten *Julius* von

*Klaproth.* Letzterer hatte schon zwei Jahre früher seine eigene Uebersetzung eines japanischen Werkes über die Geographie des Landes herausgegeben und in der *Asia Polyglotta* seine Ansichten über japanische Sprache und Literatur dargelegt.

Was nun die übrigen niederländischen und teutschen Schriftsteller betrifft, die dem Verfasser des vorliegenden englischen Werkes als Gewährsmänner gedient haben, so hätte sich von den verschiedenen Präsidenten und Magazin-Aufsehern der Faktorei in Desima während einer so langen Reihe von Jahren wohl mehr erwarten lassen, als sie wirklich geliefert haben. In frühern Zeiten mag die Politik des Mutterlandes allerdings Vieles unterdrückt haben, wie in ähnlicher Weise auch die brittische Regierung eine mehr oder weniger strenge Censur in Betreff der Reiseberichte ausübt, die von Zeit zu Zeit über ihre Colonial-Besitzungen erscheinen. Herr *Doeff* (sprich *Duff*), welcher neunzehn Jahre lang in Desima lebte, hätte auf jeden Fall mächtig zur Erweiterung unserer Kenntnisse von Japan beitragen können, wenn nicht auf der Heimreise alle seine Papiere und Sammlungen durch Schiffbruch zu Grunde gegangen wären. Die benutzten niederländischen Werke sind: Präsident *Meylan's Japan voorgesteld in Schetsen over de Zeden en Gebruiken van det Ryk, byzonder over de Ingezetenen der Stad Nagasaki* (Japan, dargestellt in Skizzen der Sitten und Gebräuche dieses Rei-

ches, besonders über die Einwohner der Stadt Nagasaki); erschienen 1830. Meylan ist später in Japan gestorben. Des Magazin-Aufsehers *Overmeer Fischers* Quartband, betitelt *Bydrage tot Kennis van het Japansche Ryk* (Beiträge zur Kenntniss des Japanischen Reiches) kam 1833 heraus, und ihm folgten in demselben Jahre des Präsidenten *Doeffs Herinnerungen uit Japan* (Erinnerungen aus Japan). Es muss jedoch bemerkt werden, dass *Doeff* Japan viel früher verlassen hatte, als Meylan und Fischer daselbst angelangt waren. Die letzte und wichtigste Arbeit aber ist das teutsche Werk des Dr. *von Siebold,* welcher zuletzt als Arzt bei der Faktorei in Desima angestellt war. Es führt den Titel: *Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan,* und ist, wie kein anderes, reichhaltig an belehrendem Stoff. Nur muss man bedauern, dass der gelehrte Verfasser sich nicht die Mühe genommen hat, das Ganze in eine systematische Form zu bringen. —

Ein kleines englisches, oder vielmehr amerikanisches Büchelchen, welches 1838 unter dem (hier abgekürzten) Titel: *Parkers Journal of an Expedition from Singapore to Japan* erschien, hat keinen Werth, da es weder dem Verfasser noch seinen Begleitern gestattet wurde, die Küsten von Japan zu betreten.

Wir wenden uns nun zum Inhalte des englischen Werkes selbst.

Holland hat keine *unmittelbare* Verbindung mit Japan. Die Faktorei *Desima* steht unter dem Befehl des General-Gouverneurs der niederländisch-ostindischen Besitzungen und aller Verkehr mit Japan wird daher von *Batavia* aus geleitet, von wo jährlich die zwei Schiffe, auf welche der ganze Handel beschränkt ist, nach der Bay von *Nagasaki* abgeschickt werden, so wie auch der Gouverneur die Beamten ernennt und besoldet.

Die Reise dauert fünf bis sechs Wochen, je nachdem die Schiffe sich in den niederländischen Colonien unterwegs aufhalten. Der erste Anblick des Ziels ihrer Fahrt ist nichts weniger als einnehmend. Die Felsen und Riffe, welche einen grossen Theil der Küsten unzugänglich machen, so wie die häufigen Nebel und Stürme in jenen Meeresgegenden, haben für den neuen Ankömmling eben so viel Abschreckendes, als die misstrauischen Massregeln, welche von japanischer Seite gegen das Schiff ergriffen werden, bevor es in der Bay von Nagasaki Anker werfen darf, lästig und beleidigend sind. Zuweilen bietet die Ungeschicklichkeit japanischer Schiffer schon auf der Hinreise einige Gelegenheit dar, mit diesem seltsam gearteten Volke bekannt zu werden. Dr. *v. Siebold* erzählt in dieser Beziehung Folgendes:

»Nach einem furchtbaren Sturme entdeckten wir am 5. August mit Tagesanbruch ein Wrack. Es war ein Schiff ohne Masten und Segel, das

zwei Anker nachschleppte. Anfangs hielten wir es für eine chinesische Dschonke, aber bald erkannten wir aus der aufgezogenen Nothflagge, dass es ein japanisches Fahrzeug war. Es trieb vor Ostnordost immer weiter landabwärts. Wir legten bei und setzten ein Boot aus, der unglücklichen Mannschaft Hilfe zu bringen. Cap. *Jacometti* selbst fuhr mit und das Wrack wurde glücklich erreicht. Die Japaner empfingen die ihnen wohlbekannten Holländer als ihre Befreier und da sie die Unmöglichkeit sahen, mit ihrem entmasteten und lecken Fahrzeuge das Land zu erreichen, so entschlossen sie sich, es zu verlassen und auf unser Schiff zu gehen. Man sollte glauben, dass unter solchen Umständen kein langes Bedenken über die Wahl der besten Sicherheitsmassregel hätte Statt finden können; aber wenn wir mit dem Charakter der Japaner, ihren Gesetzen und der schweren Verantwortlichkeit, die auf allen Behörden und Beamten lastet, besser bekannt seyn werden, müssen wir uns vielmehr wundern, dass irgend ein Grad von Gefahr einen japanischen Seemann bewegen konnte, sein eignes Schiff zu verlassen und Sicherheit an Bord eines fremden zu suchen. Mittlerweile hatte uns die *Onderneming* erreicht und der wackere Capitän *Lelsz* kam ebenfalls mit seinem Boote zu Hilfe. Die japanischen Matrosen, vierundzwanzig an der Zahl, wurden auf die zwei Boote vertheilt. Einige Lebensmittel, als Reiss,

Salzfleisch und *Saki* (ein aus Reiss gemachtes Getränk, die einzige gegohrne Flüssigkeit, die man in Japan kennt), Tabak, nebst Waffen und Kleidungsstücken, nahm man ebenfalls mit und überliess nun das Wrack seinem Schicksale, nachdem man es auf dringendes Bitten der Mannschaft angebohrt hatte. Ihr Vergehen würde nämlich unverzeihlich gewesen seyn, wenn das verlassene Fahrzeug zufällig an die japanische Küste getrieben wäre; es musste sinken, um den Schritt, den die Leute zu ihrer Rettung zu thun genöthigt waren, einigermassen zu entschuldigen. Wir standen unterdessen in banger Erwartung auf dem Verdeck und sahen, wie unsere Matrosen gegen die berghohen Wellen kämpften. Das Boot hatte uns bald erreicht und wir blickten neugierig auf die fremden Gäste, wie sie einer nach dem andern an Bord kamen. Sie grüssten uns höflich, aber mit Zeichen des Erstaunens. Als Seeleute bewunderten sie zuerst unser Schiff, welches dem für sie so verderblich gewordenen Sturme Trotz geboten hatte. Es waren die ersten Japaner, die uns zu Gesicht kamen; ihr gesetztes Wesen und ihr bescheidnes Benehmen fiel uns angenehm auf. Ihre Kleider, Waffen, Geräthschaften, überhaupt Alles, was sie an Bord brachten, erregten unsere Aufmerksamkeit und wir geriethen sogleich in eine pantomimische Unterhaltung mit ihnen. Sie waren in der That beruhigt und der unverhoffte Wechsel ihres

Schicksals hatte sie augenscheinlich erheitert, obwohl die schreckliche Erinnerung an die überstandene Gefahr und die Spuren langer mühevoller Anstrengungen noch deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen waren. . . . . Sie fanden sich jedoch bald in die neue Lage, stärkten sich mit Saki und Tabak und begannen lebhaft mit einander zu plaudern. Nachdem sie ihre Matten auf dem Boden ausgebreitet, begann eine für uns ganz neue Scene, nämlich eine japanische Toilette. Wir bewunderten vor Allem ihre Geschicklichkeit, sich das Haupt zu scheeren. Die Japaner scheeren sich den Bart und den Wirbel; nur bei Unglücksfällen, z. B. in der Gefangenschaft, beim Tode eines Verwandten etc., unterlassen sie diesen Gebrauch. Das frischgewaschene struppige Haar rings um die geschorne Platte giebt dem Japaner, in Verbindung mit seinem eigenthümlichen Hauptschmuck, ein wildes Ansehen, der hier ins Komische überging, da jeder sich seinen langen Zopf abgeschnitten hatte, als Dankopfer für seine Schutzgottheit und in Folge eines Gelübdes nach erfolgter Rettung aus drohender Gefahr. Sauber gekleidet gingen sie nun das Verdeck auf und ab und schienen in eine neue Welt versetzt zu seyn.« . . . .

Das zu Grunde gegangene Schiff hatte dem Fürsten von *Satzuma* gehört und zum Verkehr mit den *Lutschu-Inseln* gedient, die von Japan, insbesondere von dem genannten Fürstenthum abhängig

sind. Die Gefahr, das verlassene Wrack nach Hause getrieben zu sehen, war nicht die einzige, welche die armen Seeleute zu befürchten hatten, indem sie den ihnen gebotenen fremden Beistand annahmen. Wäre das holländische Schiff anderswohin als nach *Nagasaki* gegangen, so hätte ihre unfreiwillige Abwesenheit von der Heimath gewiss ziemlich lange gedauert und sie wären bei der Rückkunft eingekerkert und einem strengen gerichtlichen Verhör unterworfen worden, ehe man ihnen erlaubt hätte, wieder in ihr Standesverhältniss, wie gering dieses auch seyn mochte, einzutreten. Und bei einer Fahrt nach entfernten Ländern hätten sie sogar ihre staatsbürgerlichen Rechte als Eingeborne des Reiches verloren.

Bei der Annäherung an den ersehnten Hafen erreicht die Neugierde derjenigen, die zum ersten Mal ihren Fuss an das verbotene japanische Land setzen sollen, den höchsten Gipfel. Zuvörderst ergötzt man sich an dem schönen Anblicke der Küsten. »Mit frischem Grün bekleidete und bis zur obersten Spitze angebaute Hügel« — heisst es bei *Siebold* — »zieren den Vordergrund, und hinter diesen erheben sich blaue Gebirgsgipfel in scharfen Umrissen.« Dunkle Felsmassen durchbrechen hier und da die glasichte Meeresfläche und der steile Abhang der nahen Küste glänzt mit stets wechselnden Farben in den Strahlen der Morgensonne. Die terrassenförmige angebaute Berglehne

der nächsten Insel, schlanke Cedern, aus denen weisse Häuser hervorscheinen, und einzelne emporragende prachtvolle Tempeldächer, gewähren mit zahllosen den Strand und die Küsten der Bay bedeckenden Wohngebäuden und Hütten einen wahrhaft reizenden Anblick. Wir versäumten die Gelegenheit nicht, Erläuterungen von unsern japanischen Gästen zu erhalten und erfuhren mit Erstaunen, dass die hübschen weissen Häuser, die wir für Wohnsitze der Vornehmen gehalten, nichts weiter als Waarenspeicher seien, deren Wände, um sie vor Feuer zu schützen, mit einem Mörtel aus Muschelkalk überzogen werden. Segelschiffe und Fischerboote belebten die Mündung der Bay. Auf das Rufen unserer Japaner kamen viele Fischer herbei und boten uns von ihren Vorräthen an, mit einer Freigebigkeit und Artigkeit, die uns bei Leuten dieses Standes höchlich überraschte. Sie wiesen unser Gold und andere Geschenke zurück, baten aber um einige leere Weinflaschen, da gemeine grüne Glasflaschen in Japan sehr geschätzt sind.« . . .

Hier, am Eingange der Nagasaki-Bay, beginnen nun die von japanischen Gesetzen und japanischem Misstrauen vorgeschriebenen Plackereien der Fremden. An der Küste aufgestellte Wachen blicken unablässig ins Meer hinaus und sobald sie die Ankunft eines Schiffes in *Nagasaki* gemeldet haben, wird von dort ein Boot abgeschickt, wel-

ches sich nach dem Namen desselben, des Landes, der Mannschaft, der Ladung etc. erkundigt. Diese Erkundigung geschieht übrigens ohne persönliche Berührung oder mündliche Rede, sondern mittelst beschriebner Papierblätter, die aus dem Boote auf das fremde Schiff gezogen und mit der beigesetzten Antwort zurückgestellt werden. Das Schiff muss dann auf derselben Stelle weitere Befehle abwarten, wenn es nicht in Beschlag genommen und als feindlich behandelt werden will. Unterdessen ist man an Bord beschäftigt, Bibeln, Gebetbücher, Bilder und überhaupt Alles, was etwa auf Christenthum sich bezieht, oder so gedeutet werden könnte, in eine Kiste zu verpacken und diese gehörig zu verschliessen und zu versiegeln.

Sobald der Statthalter von *Nagasaki* die erwähnten Antworten erhalten hat, wird abermals ein Boot abgeschickt, um Geissel (Leibbürgen) zu verlangen, und wenn diese übergeben und nach ihrem einstweiligen Bestimmungsorte abgeführt sind, kommt eine japanische Deputation mit einem obersten Polizei-Beamten, *Gobanyosi* genannt, an der Spitze und, auf ausdrückliches Verlangen des Statthalters, von einem oder zwei Mitgliedern der niederländischen Faktorei begleitet, an Bord des Schiffes, um sich aufs vollständigste zu überzeugen, dass es wirklich eines der beiden Handelsschiffe ist, die gesetzmässig alle Jahre nach Nagasaki kommen dürfen. Sollte es sich zeigen, dass es ein an-

deres ist, welches auf Schleichwegen in den Hafen zu kommen sucht, so muss es ungesäumt wieder absegeln. Ist es in Noth, so wird ihm Hilfe geleistet und zwar unentgeldlich, um zu zeigen, dass man durchaus keinen fremden Handel dulden will. Das Schiff darf aber nicht in die Bay hinein und eben so wenig ist ihm irgend eine Verbindung mit der Küste gestattet. Wenn dagegen die Untersuchung befriedigend ausfällt, so kehren die Mitglieder der Faktorei zurück. Der *Gobanyosi* nimmt alle Waffen, Pulver und Kugeln etc. in Besitz und lässt Alles, nebst der versiegelten Kiste mit den religiösen Büchern, nach einem bestimmten Platze am Lande bringen, wo es so lange bleibt, als das Schiff sich aufhält, diesem aber bei der Abreise zurückgestellt wird.

Auf *Siebolds* Schiffe lief natürlich Alles glücklich ab, und nur ein kleiner Anstand ergab sich in Bezug auf des Doktors Nationalität. Die japanischen Dolmetscher sprachen besser Holländisch als er und wollten daher nicht glauben, dass er (wie es verlangt wird) ein geborner Holländer sei. Zum Glück fiel ihm ein, dass auch in den verschiedenen Theilen Japans verschiedene Mundarten des Japanischen herrschen, und er sagte daher, an diesen Umstand erinnernd, er sei ein *Yama Hollanda* (holländischer Gebirgsbewohner!), womit man sich zufrieden stellte. Ein gleiches Misstrauen hatte einst der fremde Accent des Schweden *Thunberg*

erregt. Etwas länger hielt das Verhör der schiffbrüchigen japanischen Seeleute auf, deren Entschuldigung aber sich endlich auch genügend herausstellte. Das Schiff wurde nun in den innern Hafen gebracht, wo es an dem bestimmten Orte vor Anker ging.

»Die Bay wird belebter« — fährt Dr. v. Siebold in seiner Erzählung fort — »je näher man der Stadt kommt, und gewährt zu beiden Seiten die heiterste Mannichfaltigkeit der Gegenstände. Wie einladend sind nicht die Ufer mit ihren hübschen Wohngebäuden, wie fruchtbar die Hügel, wie majestätisch die Tempelhaine! Wie üppig bekleiden jene immergrünen Eichen, Cedern und Lorbeerbäume die Abhänge der Berge! Welche Thätigkeit, welches Leben entfaltet die Natur, die hier gleichsam von der Hand des Menschen gezähmt zu seyn scheint, wie die steilen Felswände bezeugen, an deren Fusse Kornfelder und Kohlgärten dem Boden terrassenförmig abgewonnen worden, oder die Ufer, wo cyklopische Bollwerke den Launen des feindlichen Elements Gränzen gesetzt haben.«

Auf der kleinen Insel *Desima*, dem an Nagasaki anstossenden Wohnplatze der Niederländer, ist ein Polizei-Beamter aufgestellt, der das Ausladen des Schiffes und später wieder das Einschiffen der Waaren zu beaufsichtigen hat. Kein Mensch darf ans Land steigen, ohne im Beiseyn dieses Beamten streng durchsucht worden zu seyn. Nur

ein neu ankommender Präsident *(Opperkoofd)* der Faktorei ist dieser Plackerei nicht ausgesetzt, welche in Folge der Kunstgriffe vorgeschrieben worden, deren sich die Holländer in frühern Zeiten bedient haben sollen, um eine Menge verbotener Waaren einzuschwärzen. Man erzählt, dass ehemals jeder Capitän der beiden Schiffe in der Zwischenzeit, wo die Bibeln etc. eingepackt wurden, ein weites Gewand anzog, das inwendig stark wattirt, übrigens aber dem Körper gut angepasst war und seine gewöhnliche Kleidung zu seyn schien. In diesem Anzuge stellte er sich dem an Bord des Schiffes visitirenden japanischen Beamten vor. Sobald aber gelandet werden sollte, wurden statt der Watte verbotene Waaren ins Kleid gesteckt und so auf die Insel gebracht. Während seines Aufenthalts trug er wieder den Rock mit der Watte, bis zur Abreise, wo dasselbe Spiel mit japanischen Ausfuhr-Artikeln wiederholt wurde. Dieses Kunststück ist nun jetzt, da die Beamten dahinter gekommen, nicht mehr anwendbar. Man hat aber, trotz aller Wachsamkeit neue Mittel gefunden, verbotene Gegenstände ein- und auszuschmuggeln. Wenigstens stimmen alle Mitglieder der Faktorei darin überein, dass dergleichen verbotene Waaren ans Land gebracht und heimlich verkauft oder gegen solche japanische Artikel in Tausch gegeben werden, die die Holländer wünschen aber nicht offen kaufen dürfen. Von diesen Letztern sieht man eine Menge

in dem *Königlichen Museum* zu *Haag* aufgestellt. Andererseits behauptet Präsident *Doeff*, dass die Faktorei in Besitz von Bibeln und Gebetbüchern ist, und wie *Meylan* versichert, wird jetzt von diesen religiösen Gegenständen, insofern sie zum eignen Gebrauch der Holländer dienen und nicht verbreitet werden, japanischerseits keine Kenntniss genommen. Es geht daraus hervor, dass die Furcht vor der Verbreitung des Christenthums während der langen Zeit, die seit der letzten Fortschaffung der Missionäre verflossen ist, beträchtlich abgenommen hat.

Wie streng übrigens die Durchsuchung neu ankommender Personen und wie unerbittlich das System der Ausschliessung aller Fremden aufrecht erhalten werden, mag nachstehender Vorfall beweisen. *Doeffs* Nachfolger in der Präsidentschaft der Faktorei, *Blomhoff*, versetzte 1817 die ganze Stadt *Nagasaki*, Volk und Regierung, in die grösste Bestürzung, als er, nicht etwa eine bewaffnete Macht, sondern seine junge Frau, nebst ihrem neugebornen Kinde und einer Amme aus Batavia mitbrachte. Das Strafbare dieser Gesetzwidrigkeit wurde noch dadurch vergrössert, dass auch der Ober-Bootsmann, das Beispiel des Vorgesetzten nachahmend, sein Weib mitgenommen hatte. Letztere würde jedoch nur bis zur Rückkehr des Schiffes dageblieben seyn, aber in Betreff der Frau Präsidentinn war die schreckliche Aussicht vorhanden, die

mehre Jahre lang, wenigstens auf der Insel Desima, bis zur Ablösung ihres Gemahls, verweilen zu sehen. Der Gouverneur widersetzte sich demnach diesem Unfuge und gestattete nicht einmal, dass die Frau mit Kind und Amme ans Land steigen durfte. Hr. *Doeff*, dem daran gelegen war, seinem Nachfolger, vielleicht auch allen künftigen Präsidenten und sämmtlichen Mitgliedern der Faktorei, die Wohlthat eines geregelten Hauswesens zu verschaffen, liess sich also in Verhandlungen mit dem Statthalter ein.

»Ich berief mich« — erzählt er — »auf einen Vorfall vom Jahre 1662, wo der chinesische Seeräuber *Coxinga* den Holländern die Insel *Formosa* entrissen hatte und eine Menge Weiber und Kinder nach Japan flüchteten und auf der Insel *Desima* aufgenommen wurden. Dieselbe Gunst erbat ich auch jetzt für uns. Der Statthalter antwortete, das sei ein ganz anderer Fall gewesen. Die holländischen Weiber hätten damals aus *Noth* Zuflucht in Japan gesucht, und da hätte man einer befreundeten Nation unmöglich ein Asyl verweigern können. Indessen versprach er, meine Bitte dem Hofe zu Yedo vorzulegen und den Fall von 1662 zur Unterstützung derselben anzuführen. Auch gestattete er der Frau *Blomhoff* mit ihrem Kinde und der Wärterinn einstweilen, bis Antwort von Yedo kommen würde, sich in der Faktorei aufzuhalten. Aber noch blieb eine andere grosse

Schwierigkeit übrig. Jede Person, die ans Land steigt, muss (mit Ausnahme des Präsidenten) durchsucht werden und selbst der Gouverneur kann Niemanden davon entbinden. Ich nahm es jedoch auf mich, diesen Gegenstand in Bezug auf die Frauenspersonen mit dem *Gobanyosi* abzumachen, und Alles ging mit möglichster Nachsicht und Schonung des weiblichen Zartgefühls vor sich.«

»Nach zwei Monaten kam die Antwort von Yedo; sie fiel abschlägig aus. Das Ehepaar war natürlich sehr niedergeschlagen darüber, aber alle unsere Anstrengungen, den Beschluss zu mildern, waren vergebens. Gegen eine Entscheidung des Kaisers durfte der Gouverneur keine neue Vorstellung einreichen. Die Strenge der Ausschliessung wird nicht insbesondere gegen *Holländer* oder auch gegen fremde *Weiber*, sondern überhaupt gegen alle Personen verhängt, *die nicht unumgänglich zur Betreibung des Handels mit den Holländern nothwendig sind.* .... Als daher im Jahre 1804 der Capitän *van Pabst*, ein Militär-Offizier, seinen Freund *Musquetier*, Capitän der *Gesina Antoinetta*, von Batavia nach Japan begleitete, mussten wir ihn, da er bloss als »Passagier« eingeschrieben war, als »Schreiber« oder »Bootsmann« (ich weiss es nicht mehr genau) in das Verzeichniss der Mannschaft eintragen, sonst hätte er nicht landen dürfen. .... Es lässt sich leicht denken, wie schmerzlich dem liebenden Ehepaare die Trennung seyn

musste. Am 2. December brachte Hr. *Blomhoff* seine Gattinn nebst Kind und Amme an Bord des Schiffes *Vrouw Agatha*, auf dem ich nach Batavia zurückkehrte.«

Ehe wir das Leben der Holländer auf Desima schildern, geben wir einen kurzen Abriss von den Leuten, die der Reisende aus so weiter Ferne her zu besuchen kommt, wenigstens wie sie ihm zuerst in die Augen fallen, einige, bevor er noch den Fuss ans Land setzt, andere am Eingange der Faktorei, alle in vollem Staat, um ihn feierlich zu empfangen.

Die Japaner haben die unterscheidende Körperbildung der Mongolischen Rasse, mit Einschluss der schiefen Stellung der Augen, sind aber vergleichungsweise die schönsten Menschen dieser Rasse. Das Chinesische ihrer Natur ist durch grössere, sowohl körperliche als geistige Kraft gemildert. Man beschreibt sie im Allgemeinen als wohlgebaut, stark, aufgeweckt und von gesundem Aussehen; besonders die jungen Leute beider Geschlechter haben ein glattes, rosiges Gesicht und ein dichtes, langes und schönes schwarzes Haupthaar. Die holländischen Schriftsteller sprechen mit Wohlgefallen von der Schönheit der jungen Frauenspersonen. Nur der Gang ist etwas plump, besonders bei den Frauen, welche sich um die Hüften so fest schnüren, dass die Füsse einwärts gebogen werden.

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter und aller Stände ist, was die Form betrifft, ziemlich dieselbe und nur in Hinsicht der Farbe und Kostbarkeit der Stoffe verschieden. Sie besteht aus einer Menge weiter Röcke, einer über dem andern, bei den niedern Ständen von Linnen- oder Baumwollen-, bei den höhern von Seidenstoffen, mit den eingewebten oder gestickten Familienwappen auf dem Rücken und der Brust des obersten Rockes. Alle werden über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Die Aermel sind ungeheuer weit und lang und am vordern Ende unter dem Arme zugenäht, um als Taschen benutzt werden zu können, wozu aber hauptsächlich der weite Busen des Rockes so wie der Gürtel dient. In diesen Taschen stecken gewöhnlich viereckige Blätter von weissem Papier, die statt unserer Schnupftücher gebraucht und einstweilen im Aermel behalten werden, bis man Gelegenheit findet, sie wegzuwerfen. Diese Beschreibung gilt für beide Geschlechter, nur dass die vornehmen Frauen hellere Farben zu wählen und ihre Roben mit bunter Seiden- oder Goldstickerei zu verzieren pflegen. Die Herren tragen eine Schärpe um die Schultern, deren Länge sich nach dem Range der Person richtet und zur Abmessung der Verbeugung dient, mit welcher man sich gegenseitig begrüsst; das Compliment muss nämlich gegen

Vornehmere so tief gemacht werden, dass die Enden der Schärpe den Boden berühren.

Zu dieser Kleidung kommt, bei feierlichen Gelegenheiten, als Galaschmuck, ein Mantel von eigenthümlicher Form und bei den höhern Klassen eine besondere Art von Beinkleidern, die, so viel man nach den in den Glasschränken des Haager Museums aufgehängten Exemplaren urtheilen kann, einem ungeheuer vielfaltigen Unterrocke ähnlich sehen, der zwischen den Schenkeln zusammengenäht, übrigens aber so weit ist, dass man sich frei bewegen kann. Der durch diese Beinkleider bezeichnete Unterschied des Ranges tritt jedoch nur bei feierlichen Gelegenheiten hervor; für gewöhnlich dient dazu der Degen. Die höhern Klassen tragen zwei Degen und zwar an derselben Seite, einen über dem andern. Die zunächst im Range folgenden dürfen nur Einen Degen und die niedern Stände gar keinen tragen.

Zu Hause sind Socken die einzige Fussbekleidung. Beim Ausgehen trägt man Schuhe von einer höchst unbequemen Art. Es sind eigentlich nur Sohlen von Stroh, Matten oder auch Holz, die hauptsächlich mit einer aufrecht stehenden Nadel oder auch mit einem Knopfe, zwischen den ersten beiden Zehen befestigt werden, welche aus einer zu diesem Zwecke angebrachten Oeffnung des Strumpfes hervorragen. Nach ältern Schriftstellern dient dazu ein beinerner Ring. Die Unmög-

lichkeit, sich mit solchen Schuhen leicht zu bewegen, erklärt den schwerfälligen Gang der Japaner. Beim Eintreten in ein Haus werden die Schuhe ausgezogen.

Die Kopfbedeckung bildet den Hauptunterschied in der Tracht der beiden Geschlechter. Die Männer scheeren das ganze Vorderhaupt und den Wirbel. Das übrige Haar an den Schläfen und dem Hinterkopfe wird aufwärts gekämmt und auf dem kahlen Schädel in einen Büschel zusammengebunden. Doch giebt es nach Rang und Beschäftigung auch Abweichungen von dieser Regel. Die buddhistischen Priester und die Aerzte scheeren sich den ganzen Kopf kahl, während die Wundärzte alle Haare wachsen lassen und sie auf dem Wirbel in einen Knoten zusammenbinden. Auch sieht man viele Männer mit langen Haarzöpfen, wie bei den Chinesen.

Der ungemein üppige Haarwuchs der Frauen wird in Form eines Turbans zusammengewickelt und mit Stücken schöner Schildkröten-Schalen vollgesteckt, welche 15 Zoll lang und fingersdick, fein gearbeitet und polirt sind, so dass sie wie Gold glänzen. Sie sollen sehr theuer seyn und je mehr dergleichen an dem Kopfe einer Dame hervorstehen, desto reicher ist sie geputzt. Juwelen oder andere Schmucksachen werden nicht getragen. Das Gesicht ist roth und weiss geschminkt, bis zur gänzlichen Entstellung der natürlichen Haut-

farbe; die Lippen purpurn mit Goldglanz. Ueberdiess färben sich die verheurathetеn Damen die Zähne schwarz und raufen die Haare der Augenbrauen aus.

Weder Männer noch Frauen tragen Hüte, ausgenommen zum Schutz gegen Regen. Als Sonnenschirm dient hinlänglich der Fächer. Nichts fällt vielleicht dem neu angekommenen Europäer mehr auf als dieser Fächer, den er in der Hand oder im Gürtel jedes menschlichen Wesens findet. Soldaten und Priester sieht man eben so wenig ohne Fächer als schöne Damen, welche davon denselben Gebrauch machen, wie die Frauen anderer Länder. Den japanischen Männern dient er auf gar mannichfaltige Weise. Dem eintretenden Gaste werden auf dem Fächer Zuckerwerk etc., wie auf einem Teller, angeboten. Der Bettler streckt ihn nach dem Almosen aus, um das er bittet. Dem Stutzer dient er statt einer Fischbein-Gerte, dem Schulmeister statt der Ruthe und einem vornehmen Verbrecher wird sein Todesurtheil angekündigt, indem man ihm auf einer besondern Art von Teller einen Fächer überreicht, so dass in dem Augenblick, wo er seine Hand darnach ausstreckt, sein Haupt fällt.

---

Wir haben die neuen Beamten der niederländischen Faktorei ans Land gebracht und müs-

sen nun eine kurze Beschreibung der Insel *Desima* geben, wo sie einige Jahre ihres Lebens eingepfercht zubringen sollen. Wie Alles in Japan ist auch Desima etwas ganz Eigenthümliches, eine künstliche, in der Bay gleich einem Damm oder Wellenbrecher aufgemauerte, Insel. Dem ursprünglichen Zwecke gemäss, sollte sie zunächst nicht für die Holländer, sondern im Allgemeinen für die Fremden als Einschränkungsort dienen. Als nämlich die japanische Regierung misstrauisch gegen die Fremden zu werden begann, aber doch nicht allen Verkehr mit ihnen abbrechen wollte, war ihre erste Sorge, ihnen einen solchen Aufenthalt anzuweisen, dass sie leicht und sicher bewacht werden könnten. In dieser Absicht wurden die Europäer und ihr Handel auf die Häfen *Nagasaki* und *Firato**) (beide auf der Insel Kiusiu) beschränkt und am letztern Platze die *holländische* Faktorei errichtet. Der nächste Schritt war, auch die *Portugiesen* noch enger einzuschliessen, und zu dem Ende wurde die Insel *Desima* bei Nagasaki ganz neu auf dem Meeresgrunde errichtet. Als man den Kaiser um seine Befehle in Hinsicht der Gestalt der neuen Insel befragte, entfaltete er statt der Antwort seinen Fächer, und dem gemäss erhielt die Insel die Form eines Fächers. Nach der

*) Bisher, wie es scheint, unrichtig *Nangasaki* und *Firando* geschrieben.

gänzlichen Vertreibung der Portugiesen wurde die holländische Faktorei von Firato nach Desima versetzt.

Desima ist etwa 600 Fuss lang und 240 Fuss breit, und liegt nur ungefähr 12 oder 15 Fuss von der Küste entfernt, an welcher die Stadt Nagasaki erbaut ist. Sie hangt zwar mit dieser durch eine steinerne Brücke zusammen; aber eine hohe Mauer verhindert die Bewohner auf beiden Seiten, einander zu sehen. Die Mitglieder der Faktorei haben zwar die Aussicht auf die äusserst belebte und geräuschvolle Bay, aber diess ist nur eine Aussicht in die Ferne; denn kein japanisches Boot darf der Insel näher als bis zu einer bestimmten Linie kommen, welche durch eine Reihe von eingerammten Pfählen bezeichnet ist. Die Brücke ist durch ein Thor geschlossen und durch ein Wachthaus mit einer Anzahl von Soldaten und Polizeidienern, welche nur gewissen dazu befugten Personen und zu bestimmten Stunden den Durchgang gestatten. Auch muss sich jeder, er sei Japaner oder Holländer, visitiren lassen. Eben so wird das Thor an der Meeresseite, jedoch nur von Polizeimannschaft, bewacht und dieses ist auch nur zu der Zeit, wenn holländische Schiffe im Hafen liegen, geöffnet. Der japanische Name der Insel, *Desima*, bedeutet soviel als *Vorinsel* (von *de*, vor, und *sima*, Insel).

Die Zahl der auf dieser seltsamen Insel le-

benden Europäer ist jetzt auf elf beschränkt. Sie bestehen aus dem *Opperhoofd* (Oberhaupt) oder Präsidenten, von den Japanern *Holanda* oder *Horanda Capitan* genannt, einem Magazin-Aufseher, einem Sekretär oder Buchhalter, einem Arzte, fünf Commis und zwei Magazin-Beamten. Holländische Dienstboten sind nicht gestattet, da ihre Stelle durch Japaner vertreten werden kann, welche sich aber nur bis Sonnenuntergang in der Faktorei aufhalten dürfen und beim Weggehen sich dem Polizei-Beamten an der Brücke zum Durchsuchen vorstellen müssen. Nur den weiblichen Dienstboten ist der Aufenthalt über Nacht gestattet. Diese gehören aber zur Klasse der unehrenhaften Frauenspersonen. Die Kinder der Holländer werden als Japaner betrachtet und müssen schon in zartem Alter die Insel Desima verlassen, so dass sie denn beim Verkehr mit ihren Vätern allen persönlichen Beschränkungen der übrigen Eingebornen unterworfen sind. Wenn ein der Faktorei zugetheiltes japanisches Individuum so gefährlich krank wird, dass sein Tod zu erwarten ist, so muss er ans Land gebracht werden, denn kein Japaner darf auf der Insel sterben. Wie es mit plötzlichen Todesfällen gehalten wird, ist nirgends gesagt; vermuthlich tritt hier das ein, was die Japaner *nayboen (naeibun)* nennen und worunter man das in gewissen Fällen gesetzlich ignorirte Verheimlichen einer Handlung oder eines Umstandes versteht,

welche gleichwohl allgemein bekannt sind. Der Todte mag vielleicht, als ob er noch lebe, nach einem Orte am Lande gebracht werden, wo er dann als vorschriftmässig gestorben betrachtet wird.

Die Häuser auf der Insel Desima sind kein Eigenthum der Holländer, so dass diese sie nach ihrem Gefallen hätten anlegen dürfen, sondern sie sind von Bürgern der Stadt Nagasaki mit Gewinnberechnung gebaut und die Faktorei muss dafür einen von der Regierung festgesetzten übermässigen Zins bezahlen. Doch können sich die Bewohner das Innere nach ihrem Geschmack einrichten und das Hausgeräth entweder aus Batavia kommen oder von japanischen Handwerkern verfertigen lassen. Letztere sind so geschickt und so ausdauernd geduldig bei Bestellungen dieser Art, dass man alle Ursache hat, mit ihren Arbeiten, wie fremdartig sie auch dieselben finden mögen, zufrieden zu seyn; doch nehmen sie auch von ihren Kunden dieselbe Geduld in Anspruch und keine Bezahlung ist im Stande, sie dahin zu bringen, dass sie von ihren Tafel-, Schlaf- und Erholungsstunden etwas abbrechen sollten. Uebrigens dürfen die Holländer mit dergleichen Handwerkern nicht persönlich verkehren, sondern bestimmte japanische Beamte sind dazu verordnet und auch die Preise sind von der Regierung festgesetzt; sie betragen 50 Prozent mehr als die Marktpreise und der Ueberschuss dient zum Theil eingestandener-

müssen zur Deckung der Kosten, welche die Bewachung der Fremden verursacht. Für andere Bedürfnisse sorgt ein ebenfalls angestellter Käufer (noch mit dem portugiesischen Namen *Comprador* genannt), welcher unentgeldlich alle Waaren für die Faktorei besorgt, die nicht gesetzlich verboten sind. Den Holländern ist überhaupt, wahrscheinlich um Bestechungen zu verhindern, keinerlei Geldverkehr und nicht einmal der Besitz von Geld gestattet. Selbst der Ankauf der auf den holländischen Schiffen eingeführten Waaren und der Einkauf der Rückladungen japanischer Artikel geschieht nicht gegen Baarzahlung, ja sogar nicht unmittelbar durch die Faktorei, sondern die Ladungen der ankommenden Schiffe werden sogleich beim Landen japanischen Behörden übergeben, welche die Waaren verkaufen, die Preise als Bezahlung für die Rückladungen anrechnen und dann ihr Conto, ohne Gegenrechnung, dem Präsidenten einhändigen.

Die Einkäufer, der *Comprador*, ein japanischer Arzt (für den Fall einer Erkrankung oder Abwesenheit des niederländischen Doktors), ein eigner Wundarzt für die Anwendung des japanischen Nadelstiches (der Acupunktur), die Dienerschaft und selbst die beim Aus- und Einladen der Schiffe gebrauchten Lastträger sind stets mit gesiegelten Karten versehen, die sie beim Weggehen und Kommen, gleichsam als Pass, vorzuzeigen haben. Ausserdem müssen alle diese Leute beim Antritt ihres

Amtes mit ihrem Blute einen schriftlichen Eid unterzeichnen, dass sie in keinerlei freundschaftliches Verhältniss mit den Niederländern treten, ihnen durchaus nichts über japanische Sprache, Sitten und Gebräuche, Religion, Verfassung und Geschichte mittheilen wollen.

Die Dolmetscher bilden eine eigne Zunft in Nagasaki und werden vom *Siogun* (oder Kaiser, wie ihn die Europäer zu nennen pflegen) besoldet. Sechzig bis siebzig sind bei der niederländischen und eine noch grössere Zahl bei der chinesischen Faktorei angestellt, die ebenfalls bei Nagasaki ihren Sitz hat. Aber auch die niederländischen Dolmetscher dürfen nicht willkürlich mit der Faktorei verkehren; sie dürfen weder mit dem Präsidenten noch mit einem Untergebenen sprechen, ohne von einem japanischen Beamten oder Kundschafter begleitet zu seyn.

Während die niederländischen Schiffe in der Bay sich aufhalten, ihre Waaren ausladen und andere einnehmen, finden häufige Verhandlungen zwischen dem Präsidenten und dem Gouverneur oder dessen Beamten Statt. Die holländischen und die teutschen Schriftsteller stimmen in ihren Berichten über das Ceremoniell und den Grad von Achtung, den die Japaner den Holländern bezeigen, nicht überein. Dr. *v. Siebold* behauptet, dass der Präsident sich noch wie ehemals einer herabwürdigenden Begegnung unterwerfen müsse, schreibt

jedoch diese Nachgiebigkeit einem hohen Grade von Patriotismus zu, der dem Vaterlande einen so einträglichen Handel zu erhalten wünscht. Andererseits versichern die meisten niederländischen Schriftsteller, dass sie von Seiten der Japaner jede Höflichkeit und Achtungsbezeigung empfangen, welche man billigerweise erwarten dürfe, und erklären die Handelsvortheile für unbedeutend. Die Berichte der niederländischen Präsidenten über ihre Zusammenkünfte mit den verschiedenen höhern und niedern japanischen Beamten mögen den Leser in Stand setzen, selbst zu urtheilen. Doch müssen wir eine Bemerkung vorausschicken, welche das Benehmen dieses Volkes erklären dürfte.

Die japanischen Grossen und die Beamten, selbst die geringern, hegen eine ungemeine Verachtung gegen allen Handel. Es lässt sich also denken, dass der Vorsteher einer Handelsanstalt nicht erwarten darf, von ihnen als ihres Gleichen behandelt zu werden. Diess zeigt sich in Bezug auf den niederländischen *Opperhoofd* schon aus der Anordnung des japanischen Degengesetzes. Kein japanischer Handels- oder Gewerbsmann darf einen Degen tragen, und der reichste Kaufmann kann sich von diesem Verbote nur dadurch befreien, dass er einen geldbedürftigen Grossen, der seine Börse oder seinen Credit in Anspruch nimmt, bittet, ihn auf die Liste seiner Diener zu setzen. In dieser Eigenschaft darf er nämlich einen (aber

auch nur Einen) Degen tragen. Von der ganzen niederländischen Faktorei ist nur dem Präsidenten, und auch diesem nur bei besondern feierlichen Gelegenheiten, das Tragen Eines Degens gestattet.

Doch giebt es einen Punkt in der Behandlung der Niederländer, rücksichtlich dessen alle neuern Schriftsteller in dem Widerspruche gegen eine irrige Meinung, die bisher durch ganz Europa geherrscht hat, übereinstimmen. Dieser Punkt ist ihre Religion. Sie dürfen zwar ihren Cultus nicht öffentlich ausüben, sind aber auch nicht, wie man sonst wohl behauptet hat, verbunden, das Christenthum förmlich zu verläugnen oder gar das Bildniss des Erlösers oder der Jungfrau Maria mit Füssen zu treten. Dass die Holländer ehemals diess gethan haben sollen, beruht auf der Behauptung ihrer vertriebnen Handelsnebenbuhler, der Portugiesen, und der ihnen nicht minder feindseligen Jesuiten, scheint aber bloss durch den Umstand glaubwürdig geworden zu seyn, dass sie ihren ersten Freibrief zur Betreibung des Handels, wie er seitdem besteht, im Jahre 1611 erhielten, gerade zu der Zeit, wo die Christen am heftigsten verfolgt und die katholischen Missionäre vertrieben wurden. Es gab damals gegen 200000 eingeborne Christen in Japan, welche sich, als zu Anfange des XVII. Jahrhunderts die bürgerlichen Kriege ausbrachen, an die Empörer anschlossen und zuletzt mit diesen unterlagen. Alle Christen wurden

mit dem Tode bestraft und wer diesem entgehen wollte, musste zum Beweise, dass er kein Christ sei oder dem Christenthum entsage, das Bild des Gekreuzigten und der Mutter Gottes mit Füssen treten. Gegen 70000 Empörer, sämmtlich Christen, hatten sich zuletzt auf der Halbinsel *Simabara* verschanzt und der Fürst *Arima* rief mit Bewilligung des Siogun die Holländer um Unterstützung an. Der damalige Präsident der Faktorei zu Firato, *Koekebokker*, stellte dem Fürsten sein Kriegsschiff und seine Artillerie zur Verfügung, wodurch das Schicksal jener Unglücklichen entschieden wurde. Die holländischen Schriftsteller suchen diese Handlung des Präsidenten dadurch zu rechtfertigen, dass der damalige Krieg kein eigentlicher Religionskrieg gewesen, sondern es habe sich bloss um die Unterdrückung einer Empörung gehandelt. Am meisten aber mochte der Präsident wohl damit zu entschuldigen seyn, dass er im Fall einer Verweigerung seiner Hilfe, das Leben der Holländer, die doch auch Christen, obwohl keine Katholiken waren, in Gefahr gebracht hätte. — Uebrigens besteht für die *Japaner* seit jener Zeit die Verpflichtung, jährlich an einem bestimmten Tage in feierlicher Versammlung die erwähnten heiligen Bilder mit Füssen zu treten und dadurch zu beweisen, dass sie keine Christen sind.

Was den amtlichen Verkehr mit den japanischen Behörden betrifft, so sagt Präsident *Meylan*,

dass der Polizeidirektor und der Bürgermeister von *Nagasaki*, wenn sie mit dem Vorsteher der Faktorei Geschäfte abzumachen haben, sich zu ihm auf die Insel verfügen, anstatt ihn, wie es ehemals geschehen zu seyn scheint, zu sich vorzuladen. Bei solchen Gelegenheiten ist der Präsident verbunden, nachdem ein Teppich auf dem Fussboden seines Zimmers ausgebreitet und Liqueurs und Backwerk aufgesetzt worden, den Oberbeamten vor der Thüre zu empfangen und wenn dieser auf dem Teppich nach japanischer Weise Platz genommen, sich ebenfalls niederzuhocken und sich zwei oder drei Mal mit dem Kopfe bis auf den Boden zu verbeugen. Diess würde, da es japanische Begrüssungssitte ist, nichts Erniedrigendes haben, wenn die Verbeugung gleichmässig erwiedert würde, was aber sehr selten der Fall ist, indem der Japaner höchstens mit dem Kopfe nickt. Noch ist ein anderer Gebrauch zu bemerken. Ein japanischer Grosser, der mehr ist als ein *Gobanyosi*, spricht nie unmittelbar mit dem Niederländer, sondern stets durch einen Dolmetscher. Mangel an Sprachkenntniss liegt hier nicht zum Grunde, denn eine Menge von Präsidenten haben sich des Japanischen so befleissigt, dass sie sich hinreichend verständlich machen konnten. Einige haben es sogar gewagt, mit Beseitigung des Dolmetschers, das Wort selbst an den japanischen Oberbeamten zu richten; aber es war vergebens. Der Herr that,

als verstände er es nicht, und fragte den Dolmetscher, was gesagt worden sei. Es ist diess also ein Punkt der Etiquette und geht so weit, dass in den Audienzen des Präsidenten beim Gouverneur von Nagasaki zwei Mittelspersonen sind. Letzterer richtet nämlich seine Worte oder Frage zunächst an den Sekretär, und dieser erst theilt sie dem Dolmetscher mit. In derselben Weise geht die Antwort des Präsidenten zurück.

Der Präsident hat jährlich zwei Audienzen beim Statthalter von Nagasaki; die eine bei der Ueberreichung des *Fassak* oder des Tributs, welchen die niederländische Regierung an die japanische entrichtet, die andere bei der Abfahrt der Schiffe nach Batavia. Folgendes ist die vorgeschriebene stereotype Unterhaltung bei der Ueberreichung des Fassak.

*Präs.* »Es ist mir äusserst angenehm, den Herrn Statthalter in vollkommener Gesundheit anzutreffen und ich bezeuge ihm darüber meinen Glückwunsch. Auch danke ich ihm für den Beistand, den Seine Excellenz dieses Jahr den Niederländern in Handelsgeschäften geleistet hat und überreiche ihm dafür im Namen des Herrn General-Statthalters von Batavia diese Artikel als ein Geschenk, welche dem alten Herkommen gemäss für Seine Excellenz bestimmt und in der bereits von mir übergebenen Liste verzeichnet sind.«

*Statth.* »Es ist mir angenehm, den Präsiden-

ten wohl zu sehen, worüber ich ihn, so wie über die befriedigende Abmachung der Handelsgeschäfte beglückwünsche. Im empfange mit Dank das Geschenk, welches mir nach alter Sitte von der hohen Regierung zu Batavia dargeboten wird. Da die Zeit der Abfahrt der Schiffe herangenaht ist, so wird der Präsident dafür sorgen, dass sie baldigst unter Segel gehen und es, wenn sie bereit sind, dem Statthalter zu wissen thun.«

*Präs.* »Ich fühle mich geehrt, dass der Herr Statthalter das dargebotene Geschenk angenommen hat. Ich werde für die schleunige Abfahrt der Schiffe sorgen und nicht ermangeln, sobald sie bereit sind, Nachricht davon zu geben.«

Nach dieser Audienz begiebt sich der Präsident in ein anderes Gemach und bittet um Erlaubniss, den Sekretären einen besondern Besuch zu machen. Diese erscheinen, die gewöhnlichen Complimente werden gewechselt und folgendes Gespräch beginnt:

*Präs.* »Es ist mir angenehm, die Herren Sekretäre wohl zu sehen, und ich danke ihnen für die Mühewaltung, der sie sich bei der Besorgung der Handelsgeschäfte unterzogen haben.«

*Erster Sekr.* (für beide). »Wir freuen uns ebenfalls, den Präsidenten wohl zu sehen und wünschen ihm fernere gute Gesundheit.«

Auf ähnliche Weise unterhält man sich bei der Abfahrts-Audienz.

So viel von dem Leben auf Desima, und nun noch ein paar Worte über den Tod. Der Begräbnissplatz der Niederländer ist das Eigenthum eines zur Faktorei gehörigen japanischen Tempels, an welchen jährlich eine bestimmte Vergütung dafür entrichtet wird. Die beim Tempel angestellten japanischen Priester verrichten beim Begräbnisse eines Niederländers dieselben Gebräuche und sorgen für die Errichtung eines Denkmahls in derselben Weise, als ob der Verstorbene ihr Landsmann und Glaubensgenosse gewesen wäre.

---

Kein zur Faktorei gehöriger Niederländer darf ohne ausdrückliche Erlaubniss des Statthalters die Insel *Desima* verlassen. Diese Erlaubniss wird nun freilich selten oder nie verweigert, ist aber an solche Bedingungen geknüpft, dass sie nicht unnöthiger oder unbescheidener Weise verlangt werden kann.

Wenn ein Mitglied der Faktorei in die Einförmigkeit des eingesperrten Lebens auf Desima einmal eine Abwechselung zu bringen wünscht, so richtet er mittelst des dazu bestimmten Dolmetschers ein Gesuch an den Statthalter und bittet, etwa 12 Stunden lang in Nagasaki und dessen Umgebungen sich ergehen zu dürfen. Diese Erlaubniss wird ertheilt, aber der Bittsteller muss sich von einer Anzahl Dolmetscher und Unterbeamten

der Polizei *(Banyos)*, so wie auch vom *Comprador* begleiten lassen, dessen Geschäft es ist, bei dieser Gelegenheit alle Ausgaben für Erfrischungen oder etwaige Einkäufe, die der Fremde machen möchte, zu bestreiten. Alle diese Leute nehmen überdiess ihre Bedienten mit, so dass das ganze Gefolge 25 bis 30 Personen ausmachen kann. Ein solcher Schwarm von Begleitern scheint an und für sich schon dem Fremden das Vergnügen eines solchen Ausflugs sehr verleiden zu müssen, besonders wenn man noch erfährt, dass alle Strassenjungen, wo der Zug durchgeht, unaufhörlich mit dem Geschrei *Holanda! Holanda!* (oder *Horanda! Horanda!* wie es die Japaner auszusprechen pflegen) die Luft erfüllen. Aber noch ist der Zug nicht vollständig. Jeder von den begleitenden Beamten hält sich für berechtigt, so viel Freunde und Bekannte, als ihm unterwegs aufstossen, mitzunehmen, und diese ganze werthe Gesellschaft ist der auf einige Stunden seiner Haft entlassene Holländer frei zu halten verpflichtet. Auch kann die dadurch verursachte schwere Ausgabe nicht dadurch vermindert werden, dass er einen Landsmann mitnimmt, denn in diesem Falle muss auch die Anzahl der Begleiter verdoppelt werden. — Der Zweck eines solchen Ausflugs ist in der Regel, entweder die umliegende Gegend kennen zu lernen und in einem Tempel eine Mahlzeit einzunehmen,

oder durch die Strassen von Nagasaki zu streifen und ein oder mehre Theehäuser zu besuchen.

Nagasaki, am Abhange und Fusse eines Berges gelegen, ist wie alle japanischen Städte regelmässig gebaut und gewährt, besonders da jedes Haus seinen Garten hat, einen recht gefälligen Anblick. Die Häuser sind niedrig und bestehen nur aus einem Erdgeschoss; die Höhe der Vorderseite, so wie die Zahl der Fenster ist durch die Luxusgesetze bestimmt. Alles besteht aus Holz und einer Mischung von Lehm und gehacktem Stroh; nur die Wände sind mit Muschelkalk übersogen, so dass sie von Stein aufgeführt zu seyn scheinen. Statt der Glasfenster dient feines und festes, mit Oel getränktes Papier mit äussern hölzernen Laden. An der Strassenseite haben die Fenster Jalousien und um das ganze Haus läuft ein bedeckter Gang, aus dem man durch die Thüren in die Gemächer tritt. An der Vorderseite der bessern Klasse von Gebäuden befindet sich überdiess ein grösserer bedeckter Vorplatz, wo die Besuchenden ihre Tragsessel, Sonnenschirme und Schuhe lassen, die Bedienten warten etc. Die Wohnzimmer befinden sich rückwärts und bilden ein in den Garten auslaufendes Dreieck. Der Garten, selbst der kleinste, ist stets parkartig angelegt, mit Felsen, Bergen, Seen, Wasserfällen und Bäumen; auch fehlt in keinem eine Hauskapelle. Wie abgeschmackt auch Vieles dieser Art im Einzelnen seyn mag, so

verleiht doch Alles zusammen der Stadt ein frisches und heiteres Ansehen.

Das Merkwürdigste aber an jedem japanischen Hause sind die Vorsichtsmassregeln gegen Feuer, obwohl Feuersbrünste dessenungeachtet sehr häufig sind. Zu jedem Hause gehört ein abgesonderter Speicher, worin die kostbarsten Sachen, als Gemälde, Bücher, etc. und bei Kaufleuten die Waarenvorräthe aufbewahrt werden. Diese Speicher sind zwar aus denselben Stoffen wie die Häuser gebaut, aber das gesammte Holzwerk, nebst Thüren und Dach, ist fussdick mit Lehm überzogen; die Fenster haben kupferne Laden und überdiess ist stets ein grosses Fass mit flüssigem Schlamm bereit, um bei nahender Gefahr das ganze Gebäude damit überstreichen zu können. Diese feuerfesten Vorrathshäuser entsprechen ihrem Zweck so vollkommen, dass der Präsident *Doeff*, bei der Schilderung einer Feuersbrunst, die sich bis an die Brücke zwischen Nagasaki und Desima ausbreitete, versichert, dass obgleich elf Strassen eingeäschert worden, doch kein einziges Magazin abgebrannt sei.

Nachdem unsere Spaziergänger die Stadt verlassen haben, betreten sie eine ausgesucht schöne Landschaft, wo sie von zahllosen Punkten die entzückendsten Ueberblicke von Bergen und Thälern, Land und Meer geniessen. Die Japaner gewähren dem Fremden diesen Genuss um so leichter, weil

sie selbst leidenschaftliche Liebhaber schöner Aussichten und reizender Landschaften sind. Auf den anmuthigsten Stellen sind überall Tempel errichtet. Man zählt deren in geringer Entfernung von Nagasaki nicht weniger als einundsechzig. Sie sind eben so einfach und schmucklos wie die übrigen Häuser; ringsum geht eine Verandah und oft umgeben den Haupttempel (*Yasiro*) kleinere Tempelchen oder Kapellen (*Miyas*). Jeder *Yasiro* steht auf einer Anhöhe, in der Mitte eines Gartens. Diese Gärten sind die gewöhnlichen Belustigungsorte der Eingebornen sowohl als der Fremden. Bei jedem Tempel sind nämlich auch grosse Gemächer oder Säle, die mit der gottesdienstlichen Bestimmung des Gebäudes nichts zu thun haben. In Gegenden, wo keine Wirthshäuser sind, werden Reisende hier aufgenommen und die Priester vermiethen sie zu Gastereien, wobei es zuweilen sehr unheilig zugeht.

Bei dem Ausfluge eines Mitgliedes der Faktorei muss die ganze Gesellschaft in einem solchen *Yasiro* auf seine Kosten bewirthet werden. Er hat jedoch nicht immer nöthig, persönlich den Vorsitz dabei zu führen, sondern kann, während die Polizeibeamten und die Uebrigen sich es wohl seyn lassen, bloss in Begleitung eines Dolmetschers (von dem oben erwähnten *Naibun* Gebrauch machend) einige Häuser und Kaufläden besuchen und Einkäufe machen.

Statt eines Tempels wird bei einem zweiten Ausfluge vielleicht eines jener Theehäuser besucht, die in allen japanischen Städten so zahlreich, wie bei uns die Kaffeh- oder Bier- und Weinhäuser sind, und wo die Gäste sich nicht bloss mit Theetrinken und Musik unterhalten, sondern auch manches unsittliche Gelüste befriedigen können. In Nagasaki, dessen Einwohnerzahl 60- bis 70000 ist, giebt es 750 solcher Theehäuser, und auf der grossen Strasse nach der Hauptstadt *Yedo* (wahrscheinlich auch in andern Gegenden des Reiches) ist mit jedem Gasthofe ein Theehaus verbunden. Leider erhalten die Glieder der Faktorei ihre weibliche Bedienung nur aus diesen Privatanstalten, denn gesittete Frauenspersonen dürfen die Insel Desima nicht betreten.

Der Spaziergang und die Unterhaltungen des Fremden dürfen nicht länger als einen Tag dauern; mit Sonnenuntergang muss er wieder auf seiner Insel eintreffen. Von dieser Verpflichtung kann, wie es scheint, keine Nachsicht entbinden, da während der Nacht, d. h. von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, die Thore der Insel nicht geöffnet werden dürfen.

Ein besonderes Gesuch muss auch eingereicht werden, wenn ein Mitglied der Faktorei einen japanischen Bekannten besuchen will, oder wenn er von einem Bewohner der Stadt zu einem Gastmahl eingeladen wird; denn bei der Erlaubniss zu

einem Spaziergange, wie der eben beschriebene, darf kein Privathaus betreten werden. Eben so ist eine eigene Bewilligung erforderlich, wenn jemand aus der Faktorei einer öffentlichen japanischen Festlichkeit, dergleichen an gewissen Tagen zu Ehren dieser oder jener Gottheit mit grossem Gepränge, feierlichen Prozessionen etc. Statt finden, als Zuschauer beiwohnen will.

---

Die Fürsten und überhaupt alle vornehmen Japaner müssen jährlich ein Mal nach der Hauptstadt *Yedo* reisen und dem *Siogun* oder dem militärischen Oberhaupte des Reiches (dem s. g. Kaiser) gewisse Geschenke als Zeichen ihrer Unterthänigkeit darbringen. Da der Präsident der holländischen Faktorei ebenfalls eine Art von Oberbeamten vorstellt, so wurde auch ihm, zu der Zeit, als die Holländer ihren ersten Freibrief erhielten, ein solcher Tribut zur Pflicht gemacht. Dieser Freibrief war den Holländern noch während ihres Aufenthalts in *Firato* vom damaligen Usurpator des Thrones, *Gongen-Sama*, ertheilt worden und gewährte ihnen grosse Vorrechte, deren sie später durch ihre Unkenntniss oder Nichtachtung der Landesgebräuche wieder beraubt wurden. Nach dem Tode *Gongen-Sama's* baten sie nämlich seinen Sohn und Nachfolger um die Bestätigung der von seinem Vater bewilligten Freiheiten. Ein solches

Gesuch war etwas Unerhörtes in Japan. Es war nicht bloss eine Verletzung der dem *Siogun* schuldigen Achtung, sondern sogar ein die japanischen Begriffe von kindlicher Pflicht misskennender offener Schimpf, da es auf der Voraussetzung beruhte, dass der Sohn möglicherweise seines Vaters Regierungshandlungen widerrufen oder doch abändern dürfte. Die Holländer wurden also für ihr Misstrauen bestraft. Die Bittschrift wurde nicht bloss zurückgewiesen, sondern auch statt der frühern Charte eine neue ausgefertigt, die ihre Privilegien sehr beschränkte.

Etwa hundert Jahre lang begab sich der holländische Präsident jährlich mit grossem Gefolge nach *Yedo*, um seinen Tribut und seine Huldigung dem *Siogun* darzubringen. Als aber der holländische Handel mit Japan immer mehr abnahm, fand man diese Reisen lästig und sie geschahen seltener, bis sie 1790 auf jedes vierte Jahr beschränkt wurden. Die Geschenke jedoch, welche man japanischerseits für wichtiger hielt als die persönliche Huldigung, müssen fortwährend alle Jahre nach Yedo geschickt werden und dieses geschieht jetzt durch die Dolmetscher. Da seit 1814, wo die Britten das niederländische Ostindien wieder herausgegeben haben, der Handel der Faktorei lebhafter geworden, so bat der Präsident *Blomhoff* um die Erlaubniss, jedes zweite Jahr nach Yedo kommen zu dürfen, erhielt aber eine abschlägige Antwort.

Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind sehr umständlich. Wenn die Zeit herannaht, lässt der Präsident beim Statthalter von Nagasaki vorschriftmässig anfragen, ob sein Besuch in Yedo angenehm seyn werde. Der Statthalter antwortet, die persönliche Huldigung des Präsidenten werde allerdings angenehm seyn; er möge aber Sorge tragen, dass während seiner Abwesenheit in der Faktorei Alles ordentlich zugehe. Der Speicheraufseher, als der nächste im Rang und Ansehen, muss unterdessen des Präsidenten Stelle vertreten und wird in dieser Eigenschaft dem Statthalter bei der Abschieds-Audienz vorgestellt.

Statt 20 Personen der Faktorei, die sonst den Präsidenten begleiteten, gehen jetzt nur zwei mit, nämlich der Sekretär und der Arzt. Aber die Zahl der Japaner ist nicht so beschränkt. An der Spitze des ganzen Reisezuges steht als Führer ein *Gobanyosi*. Die Kasse führt der Ober-Dolmetscher, der zu dem Ende eine bestimmte Summe empfängt, welche später, gleich andern Schulden der Faktorei, vom Erlös des nächsten Verkaufes abgezogen wird, der jedoch nie die Ausgabe deckt, so dass der Ueberschuss von der japanischen Regierung getragen wird, — ein Umstand, welcher die Beschränkung der Reise auf jedes vierte Jahr hinlänglich erklärt. Untergeordnete Begleiter sind die Polizeibeamten, Dolmetscher, Schreiber, Gepäckaufseher, etc. etc., zusammen etwa 35 Per-

sonen, deren jeder einzelne vom Statthalter ernannt wird. Hiezu kommen noch 3 Köche und gegen 40 Bediente, von welchen 6 für die Holländer bestimmt sind und zugleich als bestellte Aufpasser dienen. Ueber diese Zahl kann jeder Beamte der Faktorei, aber auf eigene Kosten, einen japanischen Arzt, einen Privatdolmetscher und mehre Bediente mitnehmen, wie denn *Siebold*, der 1826 den Präsidenten *Van Sturler* nach Yedo begleitete, einen Maler und sechs Gehilfen für naturhistorische Arbeiten bei sich hatte. Jeder muss aber vom Statthalter genehmigt seyn.

Alle Bedürfnisse der Hauptpersonen auf der Reise, als Wäsche, Betten, Tische und Stühle, Koch- und Tafelgeschirr etc. etc. müssen mitgenommen werden; eben so einige in Japan nicht zu habende Lebensmittel, wie z. B. Wein, Butter und Käse, welche der Faktorei aus Batavia zugeführt werden. Hiezu kommt mancherlei Back- und Zuckerwerk, und Liqueurs, mit welchen japanische Gäste zu bewirthen sind. Rechnet man zu allen diesen nothwendigen Dingen noch die Garderobe der ganzen Reisegesellschaft, die für den *Siogun* und die übrigen hohen Reichsbeamten bestimmten Geschenke und die Waaren, welche nebenbei verkauft werden, und erwägt man ferner, dass die japanischen Strassen nicht für Fuhrwerk eingerichtet sind, sondern dass das sämmtliche Gepäck von Menschen, Pferden und Ochsen ge-

tragen werden muss: so kann man sich eine Vorstellung von der für eine solche Reise erforderlichen Menge Träger, Lastthiere und Aufseher derselben machen. Zwar wird ein Theil des Gepäcks von Nagasaki aus zur See nach der Insel *Nippon*, wo die beiden Beherrscher des Reiches ihre Sitze haben, abgeschickt; aber von der Küste Nippons bis nach Yedo muss auch dieses Gepäck zu Lande fortgeschafft werden, so dass der ganze Zug oft an 200 Personen beträgt. Man sollte glauben, ein solches Gefolge müsste den Bewohnern des Landes eine hohe Meinung von der Würde eines holländischen *Opperhoofd* beibringen. Diess ist aber keineswegs der Fall. Die japanischen Fürsten haben, wenn sie ihre pflichtmässigen Huldigungsreisen nach *Yedo* machen, oft 10- bis 20000 (es ist keine Null zu viel!) Menschen in ihrem Gefolge.

Gleichwohl ist die Reise nach *Yedo* der Abschnitt in dem japanischen Leben eines holländischen Faktorei-Präsidenten, wo er verhältnissmässig die meiste Auszeichnung, freilich auch, was in Japan mit allen Ehrenbezeigungen verbunden ist, die meiste Beschränkung seiner Freiheit geniesst. Es werden ihm überall, wo er durchzieht, fürstliche Ehren erwiesen. Er reist in einem *Norimono* (Palankin) der höhern Klasse. Es giebt nämlich in Japan zweierlei *Norimono's*, eine Gattung für die höhere und eine für die geringere Klasse der Fürsten, welche Letztere insbesondere

*Cago* heisst. Jede zerfällt wieder in Unterabtheilungen, die sich durch die Länge und Gestalt der Stangen, die Art sie zu tragen, die Zahl der Träger etc. unterscheiden. Im Allgemeinen ist ein Norimono ein Mittelding zwischen Palankin und Tragsessel, nicht so bequem und geräumig wie jener, insofern als man darin nicht liegen kann, sondern immer sitzen muss, aber doch besser als dieser. Die Wände sind lackirt, die Fenster haben Jalousien und die Decke hat die Form eines Daches, und unter derselben gehen die Tragstangen durch. Der Opperhoofd reist, wie gesagt, in einem Norimono der ersten Klasse und bleibt darin sitzen, wo alle andern Reisenden, die ihm begegnen — Fürsten und Statthalter ausgenommen — absteigen müssen. Der *Gobanyosi* holt jeden Morgen seine Befehle ein, wo gespeist und übernachtet werden soll, obschon diess nur eine Förmlichkeit und Alles vorher in Nagasaki festgesetzt ist. Die drei Holländer kehren in Gasthöfen der ersten Klasse ein, wo nur Fürsten, Statthalter und Edelleute absteigen, oder wo dergleichen fehlen, in Tempeln, während die japanischen Beamten nur Gasthöfe vom zweiten Range betreten dürfen. Ueberall wird der Präsident vom Wirthe in vollem Staat empfangen, und auf der Strasse oder sonst begrüssen ihn Männer, Weiber und Kinder nach volksthümlicher Weise.

Die Reise zerfällt in drei Theile: die Land-

reise quer durch die Insel *Kiusiu*, welche sieben Tage erfordert, die Seereise zwischen einer Menge kleiner Inseln hindurch nach der grossen Insel *Nippon*, welche vier bis vierzehn Tage dauert, je nachdem der Wind günstig ist und die Reisenden sich in ihren Nachtlagern auf den kleinen Inseln verweilen, und die zweite Landreise, auf Nippon bis nach Yedo, welche 22 bis 23 Tage währt, ungerechnet den Aufenthalt in *Ohosaka* und *Miyako*. Die ganze Reise (von Desima bis Yedo) wird zu 345 Meilen (*Leagues*) berechnet und dauert hin und her sieben Wochen. Die Strassen sind im Ganzen gut und hinlänglich breit. Die gebirgige Beschaffenheit des Landes, wo kaum eine Ebene gefunden wird, und der Gebrauch, die Strassen stufenförmig über die Berge auf- und abwärts zu führen, verhindern die Anwendung von Fuhrwerk jeder Art. Gewöhnlich sind die Strassen zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt und sie werden sehr reinlich gehalten, theils durch die Sorgfalt der Landleute, welche den Unrath der Thiere zum Dünger einsammeln, theils zu Ehren ausgezeichneter Reisenden. Von Strecke zu Strecke findet man Häuser, wo Strohschuhe für Pferde und Ochsen verfertigt oder verkauft werden, die statt unserer Hufeisen dienen und sich natürlich schnell abnützen.

Die Gegenstände, welche die Faktorei-Beamten auf ihrem Wege erblicken, sind verschiedene

Naturmerkwürdigkeiten, kalte oder warme Mineralquellen, mit Badeanstalten, schöne Landschaften, Tempel, Gasthöfe, Theehäuser etc. Auf der Reise durch *Kiusiu* erwähnt *Siebold* eines buddhistischen Tempels der Sekte *Ikkoseu*, zu *Yagami*, wo gleich am ersten Tage nach der Abreise von Nagasaki das Mittagsmahl eingenommen wurde. Er enthielt, verschieden von den gewöhnlichen buddhistischen Tempeln in Indien, China etc., nur ein einziges Bild, welches den *Amida* oder einzigen wahren Gott vorstellte. Die Priester dieser Sekte sind auch die einzigen buddhistischen in Japan, welche Fleisch essen und sich verheurathen dürfen. — Den von *Kämpfer* (1691) erwähnten grossen Kampherbaum, der vom Alter ganz ausgehöhlt ist, fand *Siebold* (1826) noch am Leben. Der Umfang betrug nach seiner Messung 16,884 Meter (etwa 53 Wiener Fuss); in der Höhlung des Stammes hatten 15 Menschen Platz. — In *Tsukasake* ist eine berühmte heisse Quelle mit einer Badeanstalt. Oberst *van Sturler* und seine Begleiter durften das Badzimmer des Fürsten von *Fizens* benutzen und waren sehr über die ungemeine Reinlichkeit desselben erstaunt, ein Lob, das aus holländischem Munde kommend viel sagen will. Obschon das Wasser an sich schon krystallhell war, so wurde es dennoch durch ein Haarsieb ins Bad geleitet. Auf derselben Reise brachten die Holländer eine Nacht in dem Palaste des Fürsten von

*Tsikuzen* zu, wo dem Präsidenten das eigne Gemach Sr. Hoheit eingeräumt wurde. Es bestand aus einem Schlaf- und einem Vorzimmer. Ersteres diente, wie fast überall in Japan, am Tage als gewöhnliches Wohnzimmer, indem das Bett in einen Kasten gethan wurde, was eben nicht viel Mühe macht, da es bloss aus einer dünnen Matratze besteht, die auf dem Boden ausgebreitet und oben durch ein wattirtes Polster erhöht wird, welches eine hölzerne Unterlage hat. Die Wände dieser fürstlichen Gemächer bestanden aus fein geglättetem und bemaltem Cedernholz. Die Abtheilungen sind durch Schirme von Goldpapier mit vergoldeten und lackirten Rahmen geschieden, welche nach Belieben weggenommen werden können. Zu verwundern war die einfache Ausschmückung und die geringe Grösse dieser fürstlichen Gemächer. Am meisten aber fiel ein Verschlag in einem Winkel des Vorzimmers auf, eine Art von Käfig, worin der aufwartende Kämmerling, wie ihn die Reihe trifft, den ganzen Tag allein zubringen und der Befehle seines Herrn gewärtig seyn muss.

Aber das Merkwürdigste vielleicht, was *Siebold* auf der Reise durch die Insel Kiusiu beobachtete, war die Heizung mit Steinkohlen. Die Reise geschah im Monat Februar, wo das Land noch winterlich aussah und mehrmals Fröste eintraten. In *Wuku-moto* besuchte er eine Kohlengrube, und obschon er nur bis zur Hälfte in den

Schacht einsteigen durfte, so sah er doch, dass die Grube mit Geschick und Einsicht bearbeitet wurde. Die obern Schichten waren nur einige Zoll mächtig, aber man sagte ihm, dass sie weiter hinab bis auf mehre Fuss zunähmen.

Während der Ueberfahrt von Kiusiu nach *Nippon* wandten die japanischen Matrosen ein eignes Mittel an, um die häufigen Stürme zu beschwichtigen, die der Fahrt hinderlich waren. Sie warfen, als Opfer für den Gott *Kompira*, ein kleines Fässchen *Saki* und einige Kupfermünzen ins Meer. Die Münzen sanken natürlich unter und man hoffte, dass der Gott sie finden werde; aber das Fässchen schwamm fort und wurde von Fischern aufgefangen, welche es aus dem Wasser nahmen, und mit der Bedeutung dieses Gebrauches bekannt, nach dem nächsten Tempel des Gottes brachten.

Nach der Landung auf *Nippon* finden die Reisenden Norimonos und andere Bedürfnisse in Bereitschaft, um den Weg bis *Yedo* zu Lande fortzusetzen. Der erste bemerkenswerthe Ort, den sie erreichen, ist *Ohosaka*, eine der fünf Hauptstädte des Reiches und ein Hauptplatz für den innern Handel. Sie verweilen zwar ein paar Tage hier, dürfen aber auf der Hinreise nach Yedo nichts besichtigen. Doch erhalten sie insgeheim zahlreiche Besuche von Aerzten und Kranken. Selbst die für den Statthalter von Ohosaka bestimmten Geschenke bleiben einstweilen in der Stadt liegen,

um erst auf der Rückreise übergeben zu werden. Nach einer Reise von anderthalb Tagen kommt der Zug nach *Miyako*, welches für die Hauptstadt des Reiches gilt, weil der (bisher fälschlich so genannte) *geistliche* Kaiser oder der *Mikado* hier seinen Hof (*Dairi*) hat. Die Holländer dürfen hier ebenfalls eine kurze Zeit ausruhen, sind aber noch strenger eingepfercht als in *Ohosaka* und werden häufiger besucht, zum Theil auch öffentlich von den Sekretären einiger vornehmen Beamten, welche sie bewillkommen. Die Geschenke für die vornehmsten Beamten werden zurückgelassen und nachdem der Oberrichter, der hier als Vertreter des Sioguns residirt, einen Pass ausgestellt hat, beginnt der längste und beschwerlichste Theil der Reise.

Zwischen *Miyako* und *Yedo* begegnet man häufig den Edelleuten des Landes mit ihrem zahlreichen Gefolge, und nach zwei oder drei Tagen auch wohl einem Fürsten mit seiner ungeheuern Begleiterschaar. Letztere trifft man deswegen nicht früher auf der Strasse an, weil sie den Weg durch *Miyako* vermeiden, wo jeder Hofbeamte einen höhern Rang hat als die Fürsten selbst. Die niederländische Karawane geht nur den Fürsten aus dem Wege; wir finden aber nirgends etwas über das Ceremoniell gesagt, welches bei dergleichen Zusammentreffen zweier Reisezüge auf der Strasse und in Gasthöfen beobachtet wird. Auf der Hälfte

des Wegs ist ein kleiner See, an dem die Stadt *Aray* liegt, wo die grosse Hauptwache von Yedo ihren Standort hat. Dieser Posten gilt für so wichtig, dass der Fürst, zu dessen Gebiete der Ort gehört, und dessen Truppen die Wache bilden, fast immer ein Mitglied des Staatsraths ist. Niemand darf ohne einen Pass vom Oberrichter in Miyako durch Aray nach Yedo reisen, und Frauenspersonen bedürfen dazu noch einer besondern höhern Erlaubniss. Daher müssen sich auch, neben der strengsten Untersuchung des Gepäcks, die Reisenden noch eine persönliche Besichtigung gefallen lassen, damit ja nicht etwa ein Weib in Männerkleidung sich einschleiche, ein Verbrechen, welches sowohl an dem schuldigen Weibe und ihren männlichen Begleitern, als auch an der Wache, die sich auf solche Art hätte täuschen lassen, mit dem Tode bestraft werden würde. Als Grund für diese Massregel wird angeführt, man wolle dadurch das Entweichen von Frauen der Prinzen, Statthalter und anderer hohen Beamten verhindern, deren Familien als Geisel für die Treue der Gatten und Väter am Hofe zurückbehalten werden.

Die Fahrt über den See geschieht auf einem dem Fürsten gehörigen Fahrzeuge, welches bei dieser Gelegenheit die holländische Flagge trägt. Am folgenden Tage setzen die Reisenden über den Fluss *Tenriogawa*, welcher reich an Goldsand ist, den aber die Japaner nicht auszuwaschen verstehen.

Noch berühmter als dieser, obwohl kein Gold enthaltend, ist der *Oyegawa*, der am folgenden Tage durchwatet werden muss, da sich bei seinem schnellen Laufe keine Fähre anwenden lässt. Zu dem Ende sind Leute am Ufer aufgestellt, um die Reisenden sammt ihrem Gepäck und den Lastthieren hinüber zu bringen. Das Bett des Flusses ist etwa $\frac{1}{4}$ engl. Meile breit, das Wasser nahm aber, als *Fischer* die Reise machte, nur 50 Fuss Breite ein und ging den Führern bis an die Brust. Nach anhaltendem Regen ist der Fluss angeschwollen und die Reisenden müssen mehre Tage lang warten. Der *Oyegawa* hat zu beiden Seiten schöne Landschaften und liefert den japanischen Dichtern den reichsten Stoff zu Gleichnissen, Bildern und Erläuterungen.

Doch wird dieser Fluss in dieser Hinsicht von dem Berge *Fusi* (Foesi) übertroffen, der sich am folgenden Tage dem Auge der Reisenden darstellt. Er gilt für den höchsten Berg Japans und soll 10- bis 12000 Fuss hoch seyn. Der Gipfel ist stets mit Schnee bedeckt und eine Pilgerfahrt auf denselben wird für ein sehr verdienstliches frommes Werk angesehen. Dergleichen Wallfahrten liegen vorzüglich den *Yamabusi* ob, einer Art von Mönchen, die jedoch verehelicht sind, aber ein einsiedlerisches Leben führen. Der *Fusi* war ehemals ein thätiger und furchtbarer Vulkan, hat aber seit mehr als hundert Jahren keinen Ausbruch ge-

habt, so dass alle Furcht davor verschwunden und die umliegende Gegend überall bewohnt und angebaut ist. Der Berg ist schon in einer Entfernung von zwei Tagreisen sichtbar und fällt majestätisch ins Auge. Die Strasse geht längs dem Fusse desselben hin und im Dorfe *Motoitsiba* wird bei einem Bauer eingekehrt, der den Reisenden Erfrischungen spendet, namentlich eine Art Gefrornes, aus Saki und Schnee vom Gipfel des Berges bereitet. Er wird dafür mit einer Goldmünze bezahlt, *Koban* genannt, von 1 Pf. St. 6½ Schill. (etwa 13 fl. C. M.) an Werth.

In einiger Entfernung von Fusi stellt sich der Gebirgsrücken *Fakone* in den Weg, der auf eine sehr beschwerliche Art überstiegen werden muss. Man geniesst von hier den Anblick sehr mannichfaltiger Landschaften, zu deren bequemerer Betrachtung an der geeignetsten Stelle ein Gasthof für vornehme Reisende errichtet ist, wo sie mit Thee, Back- und Zuckerwerk etc. bedient werden. Auf der Höhe des Gebirges ist ein zweiter Wachtposten, dessen Untersuchung die Reisenden sich abermals unterwerfen müssen.

Am vorletzten Tage der Reise kam Fischer mit der Karawane nach *Kawasaki*. »Wir merkten nun immer mehr« — erzählt er — »dass wir uns einer grossen Stadt näherten. . . . . Am Abend erschien der in Yedo wohnende Dolmetscher *Saseüro*, um seine Freunde zu bewillkom-

men. Auch der Wirth von *Nagasakkeia* (wie der den Holländern in Yedo angewiesene Aufenthalt heisst) kam uns zu begrüssen. Am folgenden Tage früh war Alles in lärmender Bewegung. In vollem Staat verliessen wir *Kawasaki*, setzten über den Fluss *Rokfgogawa* und betraten halb 12 Uhr *Sinagawa*, ein Vorstadt von Yedo, unter einem furchtbaren Zusammenlauf von Menschen. Hier wurde Halt gemacht, um die zahlreichen Besuche von Freunden und Bekannten zu empfangen, die den Ober-Polizeibeamten und die Dolmetscher, so wie uns selbst, zu bewillkommen herbeieilten. Um zwei Uhr ging es weiter fort . . . . in Begleitung von Soldaten der Besatzung, welche die Ordnung des Zuges aufrecht zu halten bestimmt waren. Die Strassen waren so mit Menschen überfüllt, dass wir kaum etwas von den Häusern sehen konnten, und obschon unsere Schutzwache das Volk sehr derb zurücktrieb, so konnten doch die Träger mit ihrem Gepäck sich kaum Bahn machen. Wir zogen durch breite Strassen, die auf beiden Seiten mit Steinen gepflastert und wie in andern Städten durch regelmässig gebaute Häuser gebildet waren. Wir sahen grosse Gebäude und Kaufläden, letztere durch Zeltdecken geschirmt. Vor denselben und überall anderwärts, wo man Waaren zum Verkauf ausgestellt hatte, standen eine Anzahl junger Bursche, die mit lautem Geschrei, um die Vorübergehenden zum Kauf einzuladen,

ihre Waaren anpriesen. Wie in England sah man über den Handelsgewölben Schilder und Inschriften, und wenn es auch hier kein Fuhrwerk gab, so war doch das Gewühl und der Lärm eben so gross, als er nur immer in London seyn kann..... Von der Vorstadt (*Sinagawa*) bis zu unserm Wohnplatze brachten wir volle zwei Stunden zu. *Nagasakkeia* liegt ganz nahe am kaiserlichen Palaste, welcher im Mittelpunkte der Stadt einen Raum von einer halben Meile im Durchmesser einnimmt. Um durch die Stadt von einem Ende zum andern zu gehen, braucht man fünf bis sechs Stunden.«

Von der Stadt *Yedo* selbst und dem kaiserlichen Hofe wissen die Holländer wenig aus eigner Anschauung zu berichten. Sie sind hier noch mehr eingeschränkt und schärfer bewacht, als auf ihrer Insel bei Nagasaki. Was sie darüber berichten, beruht grösstentheils auf gelegentlichen Mittheilungen der sie besuchenden Eingebornen.

Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Meeresbucht, um welche sie in Gestalt eines Halbmonds sich ausbreitet. Da aber das Wasser bis auf mehre Meilen abwärts zu seicht ist, als dass Frachtschiffe sich ihr nähern könnten, so darf sie keinen Anspruch auf den Namen einer Seestadt machen. Der eigentliche Hafen ist 18 bis 20 Meilen von der Stadt entfernt. In der Bauart und dem äussern Ansehen gleicht Yedo den andern japanischen Städten und unterscheidet sich bloss durch seine

ungewöhnliche Grösse. Die Volksmenge wird von den Schriftstellern sehr abweichend, von $^1/_2$ bis 2 Millionen Seelen angegeben. Aber was die Stadt besonders gross macht, ist die kaiserliche Residenz, die für sich allein drei Stunden (nach *Thunberg* gar 15 engl. oder beinahe 3 geographische Meilen) im Umfange hat. Sie umfasst nämlich nicht nur den Palast des *Siogun* und die Nebengebäude seiner Dienerschaft, so wie die abgesonderten Wohnhäuser seiner Kebsweiber, welche ihm neben seiner vornehmsten Gemahlinn (der *Midia* oder Kaiserinn) rechtmässig gestattet sind, sondern auch die Paläste seines ältesten Sohnes, so wie mehrer andern erwachsenen Glieder seiner Familie und einiger hohen Staatsbeamten, nebst Gärten, Lustanlagen und Gebüschen zur Unterhaltung des Siogun, welcher durch das Hof-Ceremoniell und die Reichsgesetze ebenfalls auf den Raum seiner Residenz beschränkt ist. Das Ganze kann als ein grosses Landgut, in der Mitte einer Stadt gelegen, betrachtet werden, und ist, ohne Ringmauer, bloss von einem nassen Graben umgeben, der sein Wasser aus dem durch die Stadt in die Bay gehenden Flusse erhält. Ueber diesen Fluss führt in der Mitte der Stadt die Brücke *Nipponbas*, von welcher aus alle Entfernungen der verschiedenen Ortschaften des ganzen Reiches gemessen und bestimmt sind.

In dieser ungeheuern Stadt ist die holländi-

sche Gesandtschaft in vier Hintersimmer eines Hauses eingesperrt, dessen übrige Gemächer den japanischen Begleitern und Dienern angewiesen sind, welche ihrerseits eben so scharf bewacht werden. Selbst der Ober-Polizeibeamte darf seine Familie weder besuchen, noch Besuche von ihr annehmen; und es sind zu dem Ende besondere Wachen vor dem Hause aufgestellt. Indessen findet, wie aus mehren Berichten hervorgeht, mittelst des schon erwähnten *Naeibun* einige Milderung dieser Strenge Statt. Der *Gobanyosi* und die übrigen japanischen Mitgefangenen, welchen ebenfalls daran gelegen ist, ihre Verwandten und Freunde insgeheim zu sehen und zu sprechen, sind natürlich nachsichtig gegen die Holländer in Bezug auf heimliche Besuche von solchen Personen, welche diese Gunst durch eine Bestechung der Wachen zu erkaufen suchen. Da man nicht wohl annehmen kann, dass die bestellten Aufpasser dergleichen nicht bemerken sollten, so lässt sich schliessen, dass auch die Regierung dabei durch die Finger sieht.

Die Niederländer geben ihrem Empfangzimmer ein europäisches Ansehen durch Stühle, Tische, Teppiche und dergleichen. Am häufigsten werden sie von den vier Hofärzten und dem kaiserlichen Astronomen besucht. Diese Herren sind mit der holländischen Literatur besser bekannt als die Dolmetscher und erkundigen sich sehr eifrig nach den neuesten wissenschaftlichen Entdeckun-

gen. *Siebold* sagt, dass man über die Kenntnisse dieser Männer, wenn man die beschränkten Unterrichtsmittel erwäge, höchlich erstaunt seyn müsse. Schon in frühern Zeiten verriethen die Einwendungen, welche die japanischen Priester den europäischen Missionären machten, einen nicht gewöhnlichen Grad von Scharfsinn. Das angenehmste Geschenk, welches die Niederländer einem japanischen Arzte oder Astronomen machen können, ist ein neues wissenschaftliches Werk in holländischer Sprache. Vieles dieser Art haben sie ins Japanische übersetzt, selbst einige Werke von *Laplace*. Diese Gelehrten sind Mitglieder des Collegiums zu Yedo. Dergleichen Collegien, welche die holländischen Schriftsteller mit ihren Hochschulen vergleichen, sollen in vielen grossen Städten des Reiches bestehen. Am berühmtesten aber durch die Gelehrsamkeit ihrer Professoren sind die Collegien von *Yedo* und *Mikado*. Letzteres scheint jedoch mehr eine Art von Akademie der Wissenschaften zu seyn.

Diess sind aber nicht die einzigen Besuche, welche die Faktorei-Mitglieder empfangen. »Es fehlte« — heisst es bei *Fischer* — »nicht an Kaufleuten und Krämern, welche uns die schönsten Waaren anboten, unendlich besser und wohlfeiler als man sie in *Nagasaki* bekommt. . . . . Vornehme Personen kamen immer spät am Abend und gewöhnlich ging ihrer Ankunft ein Geschenk

voraus, das in allerlei kurzen Waaren, feinem Papier, Fächern, Brieftaschen, Tabaksbüchsen und Pfeifen, oder auch in Seltenheiten bestand, von denen sie wussten, dass wir Werth darauf legen würden. War das Geschenk kostbar, so erwiederte es der *Opperhoofd* durch ein Gegengeschenk. Diess musste aber sehr vorsichtig und durch eine dritte Hand geschehen, und wir suchten dadurch besonders jene Beamten zu gewinnen, mit denen wir hauptsächlich zu thun hatten. Obschon keine Frauen gesetzmässig Zutritt hatten, so war doch die Zahl schöner Besucherinnen hier grösser als sonst irgendwo. Ein einziger Herr brachte zuweilen sechs Damen mit, besonders des Abends, und unsere Vorräthe von Zuckerwerk und Liqueurs wurden bei solchen Gelegenheiten stark hergenommen. Die Damen packten unsere Koffer aus und wunderten sich sehr über die Form unserer Kleidungsstücke, so wie über die Art sie zu tragen. Wir konnten nicht umhin, ihnen einige der besten Stücke zu verehren, entweder geradezu, oder durch ihre Diener, die sie deshalb zu uns schickten. Auf jeden Fall mussten sie ein Andenken haben, und sollten diess auch nur ein paar holländische Worte seyn, die wir ihnen auf die Fächer schrieben. . . . . Fürsten und andere Grosse schicken meist einen Sekretär mit einem Geschenk voraus und kommen den nächsten Tag, für die Annahme desselben zu danken. Sie sind wie Leute

mittlern Standes gekleidet, so auch ihr Gefolge, .... und benehmen sich äusserst freundlich und gesprächig, indem sie sich unermüdet nach europäischen Sitten und Gebräuchen, auch nach dem Zustande und der Regierungsform unsers Landes und der ostindischen Besitzungen erkundigen, dabei jedoch Allem, was Japan in dieser Hinsicht betrifft, ausweichen.« .....

Präsident *Doeff* machte während seines Aufenthalts in Yedo die Bekanntschaft eines ungeheuer reichen Seidenhändlers, Namens *Itsigoya*, welcher in allen grossen Städten des Reiches Niederlagen und Faktoreien hatte. »Während unserer Anwesenheit« — erzählt *Doeff* — »entstand eine gewaltige Feuersbrunst, welche einen grossen Theil der Stadt, nebst unserer eignen Wohnung in Asche legte. *Itsigoya* verlor bei dieser Gelegenheit sein ganzes Gewölbe zugleich mit einem Magazin, welches gegen 100000 Pfund gesponnene Seide enthielt, welchen Verlust er ganz allein zu tragen hatte, da man in Japan nichts von Versicherungsanstalten weiss. Dessenungeachtet schickte er uns bei dem Brande *vierzig* von seinen Leuten zu Hilfe, die uns von wesentlichem Nutzen waren. Den zweiten Tag nachher fing er schon an, sein Haus wieder aufzubauen und zahlte jedem Zimmermann 10 Schilling (engl.) Taglohn.«

Die niederländischen Beamten waren bei dieser Gelegenheit genöthigt, ihre Wohnung zu ver-

lassen und begaben sich mitten durch die brennenden Strassen nach einem freien Platze, *Hara* genannt, den die Flammen nicht erreichen konnten und wohin sich auch die Familien vieler Fürsten geflüchtet hatten. Gegen Abend brachte man einstweilen die Faktorei-Beamten in das Haus eines eben erst für *Nagasaki* ernannten Statthalters, wo für alle ihre Bedürfnisse gesorgt wurde. Vier Tage später erhielten sie eine andere Wohnung in einem Privathause an einem freien Platze, wo sie von einem Balcon eine schöne Aussicht hatten. Da diess aber eine Menge neugieriger Leute herbeizog, so wurde ihnen vom Gouverneur von *Yedo* bald untersagt, sich auf dem Balcon zu zeigen. Auf eine Beschwerde des Präsidenten, welcher sich darauf berief, dass er nur vom Statthalter zu *Nagasaki* Befehle und Mittheilungen zu empfangen habe, wurde indess jenes Verbot zurückgenommen.

Die Audienz beim *Siogun* kann nur am 28. Tage eines Monats Statt finden. Sollte an diesem Tage zufällig ein Hinderniss eintreten, so muss die Gesandtschaft noch weitere vier Wochen in Yedo verweilen. Die Kleidung für die Mitglieder ist vorgeschrieben. Für den Präsidenten besteht sie aus Sammet, für den Doktor und den Sekretär aus Tuch, mit goldnen oder silbernen Tressen und dergleichen Stickerei verziert. Alle drei tragen Mäntel, die aber erst im Innern des Palastes umgenommen werden. Nur der Präsident hat das

Recht, sich seinen Degen in einem schwarzsammtnen Sacke nachtragen zu lassen.

»Am 28. Tage des dritten Monats« — erzählt *Doeff* — »oder am 3. Mai unsers Kalenders (1806) begaben wir uns im vollen Staate um sechs Uhr Morgens nach dem Palaste. . . . . Wir wurden in unsern Norimonos bis zum Haupteingange getragen, wo selbst die Fürsten absteigen müssen, da nur drei Prinzen von Geblüt das Vorrecht haben, bis zur »Wache von hundert Mann« getragen zu werden. Bis zu dieser Wache gingen wir zu Fuss und warteten hier auf die Ankunft der Staatsräthe. Man bot uns Sitze auf Bänken mit rothen Teppichen, nebst Thee und Tabak an. Hier sahen wir auch den Statthalter von Nagasaki und einen der vornehmsten s. g. Fremden-Commissäre (d. h. Beobachter). . . . Dann kam der Wacht-Commandant, mich zu begrüssen. Er verlangte, dass ich aus dem innersten Zimmer, welches das ehrenvollste ist, in das erste oder äussere Zimmer kommen solle, weil sein niederer Rang ihm nicht gestattete, das innerste zu betreten. Ich stellte meinerseits die Unmöglichkeit vor, den mir angewiesenen Ehrenplatz zu verlassen. Der Commandant ging nun vorwärts, blieb aber in der Entfernung von etwa zwölf Fuss stehen und begrüsste mich von da aus.« . . . .

»Als die Staatsräthe alle beisammen waren, ersuchte man uns, noch einige Höfe weiter zu gehen

und den Palast zu betreten. Hier wurden wir von jungen Leuten empfangen, die man, hätten sie nicht geschorne Köpfe gehabt, für Edelknaben (Pagen) halten konnte. Sie führten uns in ein Wartezimmer, wo wir uns auf den Boden niederliessen und die Füsse mit unsern Mänteln bedeckten, denn die Füsse zu zeigen, gilt in Japan für eine grosse Unhöflichkeit. Nach einiger Zeit brachten mich der Statthalter von Nagasaki und der Fremden-Commissär in den Audienz-Saal, wo ich das vorgeschriebene Ceremoniell probiren musste, da der Statthalter für die richtige Beobachtung desselben schwer verantwortlich ist, und wurde nun abermals in das Wartezimmer zurückgeführt. Einige Zeit darauf begleitete ich den Statthalter zur wirklichen Audienz. Ich wurde durch einen langen Gang in den »Saal der hundert Matten« gebracht, welcher, wie der Name zeigt, mit hundert Matten, jede sechs Fuss lang und drei Fuss breit, bedeckt ist. Sie sind von Stroh, etwa zwei Zoll dick, und obenauf liegen andere von feinerer Arbeit und zierlicher Einfassung. Solche Matten findet man in allen japanischen Sitzzimmern. Wir liessen hier den Dolmetscher zurück und ich ging mit dem Statthalter von Nagasaki allein in den Audienz-Saal, wo die mitgebrachten Geschenke bereits zu meiner Linken aufgestellt waren. Hier fanden wir nun den *Siogun* oder Kaiser, dessen Kleidung in keiner Weise von der seiner Unter-

thanen verschieden war. Ich machte meine Verbeugung in derselben Weise, wie sie den Fürsten des Reiches vorgeschrieben ist, während einer von den Staatsräthen mich durch den Ausruf: *Capitan Oranda!* ankündigte. Hierauf zupfte mich der Statthalter, der einen oder zwei Schritte hinter mir stand, am Mantel, zum Zeichen, dass die Audienz vorüber sei. Die ganze Feierlichkeit dauerte keine Minute!«

Aus diesem Berichte *Doeffs* erfährt man nichts Näheres über das Ceremoniell. Etwas mehr finden wir bei *Fischer*. »Die ganze Ceremonie besteht darin, dass der Präsident auf der ihm angewiesenen Stelle einige Sekunden mit gebücktem Haupte, so dass er mit der Stirn die Matte berührt, stehen bleibt, während die Worte *Capitan Holanda (Oranda)* ausgerufen werden. Dabei herrscht eine Todtenstille, die nur durch ein eignes Flüstern (buzzing) unterbrochen wird, mit welchem die Japaner tiefe Verehrung ausdrücken. Der Statthalter von Nagasaki und der Ober-Dolmetscher sind die einzigen Personen, welche den *Opperhoofd* begleiten. . . . Der Abgang geschieht in sehr gebückter Stellung, so dass er, ohne die Gesetze japanischer Etikette zu verletzen, nichts um sich her beobachten kann.«

Mit dieser seltsam sogenannten »Audienz« ist jedoch das Geschäft des Tages nicht abgethan. Die Gesandtschaft begiebt sich aus dem kaiserlichen

Palast in den des *Ninomar* oder Kronprinzen, welcher auf einer die ganze Stadt überschauenden Anhöhe liegt. Der Kronprinz ist vorschriftmässig nicht zu Hause, sondern der Präsident wird in seinem Namen von einigen dazu bestimmten Staatsräthen empfangen. . . . Auch den Staatsräthen werden in ihren Häusern Besuche und Geschenke gemacht; man trifft sie aber ebenfalls nicht an. »Wir wurden« — sagt *Doeff* — »überall sehr artig von einem Sekretär bewillkommt und mit Thee und Zuckerwerk bewirthet. Letzteres wurde in hölzernen Mulden aufgetragen, aber nicht angerührt; es war zierlich in Papier gewickelt, mit goldnen oder silbernen Schnüren zugebunden, und der Unter-Dolmetscher so wie unser Hauswirth brachten es in lackirten Gefässen nach unserer Wohnung. Hinter spanischen Wänden lauschten neugierig die Weiber und Kinder der Staatsräthe..... Auch Pfeifen und Tabak wurden überall angeboten.« . . »In einigen Häusern« — erzählt *Fischer* — »bat man um Erlaubniss, unsere Taschenuhren so wie des *Opperhoofds* Degen und Hut zu betrachten, während ich überall das lästige Geschäft hatte, ganze Bogen Papier mit Rothschrift zu beschreiben, was bei der unbequemen Stellung, auf dem Boden hockend, zuletzt höchst peinlich und fast unerträglich wurde. Es war halb zehn Uhr Abends, als wir nach Hause kamen und da hatten wir noch eine Menge Besuche zu empfangen, welche uns zu

der widerfahrnen grossen Ehre ihre Glückwünsche darbrachten.« . . . .

Nach drei oder vier Tagen erfolgt die Abschieds-Audienz, bei welcher dasselbe Ceremoniell wie bei der ersten Statt findet. Doch ist sie weniger ehrenvoll, indem der Siogun den Präsidenten nicht persönlich empfängt, sondern sich durch Staatsräthe im »Saale der hundert Matten« vertreten lässt. Der Präsident erhält beim Weggehen ein Geschenk von Seiten des Siogun, welches in dreissig Staatskleidern besteht, und nachdem noch ein paar Tage verflossen, an welchen wieder Besuche von Fürsten und ihren Sekretären, von Aerzten und Astronomen etc. angenommen worden, schickt man sich zur Rückreise nach Nagasaki an.

Auf dieser wird derselbe Weg eingeschlagen wie auf der Hinreise. Die Stationen sind ebenfalls dieselben, nur mit dem Unterschiede, dass wo früher Mittag gemacht wurde, jetzt Nachtlager gehalten wird. Auch müssen sich die Reisenden an denselben Punkten wieder durchsuchen lassen. Doch hat die Rückreise den Vorzug, dass nun der Winter vorüber ist und die Natur ihr Frühlings- und Sommerkleid angezogen hat. Auch findet in den Städten *Miyako* und *Oosaka* ein längerer Aufenthalt Statt, den sich die Fremden, so gut es überhaupt in Japan möglich ist, bestens zu nutze machen.

In *Miyako* wird die Gesandtschaft vom Ober-

richter und dem Gouverneur persönlich empfangen, welchen jetzt die bei der Hinreise hier zurückgelassenen Geschenke überreicht werden. Beim *Mikado* selbst erhalten die Holländer keine Audienz; auch haben sie keine Geschenke für ihn, da der »Sohn des Himmels« wahrscheinlich für eine zu heilige Person gehalten wird, als dass er mit christlichen Fremden in Berührung kommen dürfte. Sie werden daher auch nicht in das Innere seines Hofes (oder des *Daïri*) gelassen. Gleichwohl ist bei Erwähnung dieses Aufenthalts in Miyako die beste Gelegenheit, das Wesentlichste von dem, was ältere und neuere Schriftsteller über den *Mikado* erfahren haben, mitzutheilen.

*Mikado* ist sein eigentlicher Titel und nicht *Daïri*, wie in den meisten geographischen Büchern nach ältern missverstandenen Berichten gesagt wird. *Daïri* ist der Name seiner Residenz. Die Japaner scheinen ihn bald *Mikado* bald *Daïri Sama* zu nennen, welches Letztere »Herr des Daïri« bedeutet. Dieser dem Namen nach höchste Beherrscher von Japan regiert nach japanischen Begriffen ganz eigentlich durch göttliches Recht, denn er stammt nicht bloss in gerader Linie von den Göttern ab, sondern ist auch göttlichen Geschlechts, indem der Geist der Sonnengöttinn, welche das Weltall regiert, *Ama-terasu-ukami*, in jedem regierenden Mikado verkörpert ist. Ein solcher Anspruch auf despotische Gewalt war von jeher un-

bestreitbar. Aber gegen Ende des XII. Jahrhunderts bemächtigte sich ein oberster Befehlshaber des Kriegsheeres der wirklichen Herrschaft über das Reich und machte seine Würde, unter dem Titel *Siogun* oder Stellvertreter des Mikado, erblich, während er diesem den Namen nach für das Oberhaupt des Reiches gelten und ihn mit aller Pracht und Herrlichkeit in *Miyako* residiren liess.

Der Mikado ist seit jener Zeit aller weltlichen Gewalt beraubt. Die weltlichen Angelegenheiten sind in den Augen der Japaner eines Sohnes der Götter so unwürdig, dass er sich durch Beschäftigung mit denselben erniedrigen würde. Daher werden ihm auch nur geistliche Geschäfte vorgelegt. Er versetzt z. B. grosse Männer nach ihrem Tode unter die Götter; aber der Siogun bezeichnet ihm diejenigen Verstorbenen, welche eine solche Apotheose verdienen. Er besetzt die Stellen an seinem Hofe, welche einen durchaus geistlichen und heiligen Charakter haben und um welche sich selbst Fürsten und Minister des Siogun bewerben. Er bestimmt die Tage, an welchen gewisse religiöse Feierlichkeiten Statt finden sollen u. dgl. m. Noch ein Akt seiner Regierung, den er täglich verrichtet (wenn man es anders eine Verrichtung nennen kann), bezeichnet ihn (in seiner Eigenschaft als Verkörperung der Sonnengottheit) als den wahren Schutzgott des Reiches. Er bringt nämlich jeden Tag mehre Stunden lang auf seinem Throne

zu, und zwar ganz unbeweglich, damit nicht, wenn er etwa den Kopf umdrehte, derjenige Theil des Reiches, wohin er blickt, zu Grunde gehe, und er hält demnach durch diese Unbeweglichkeit die Ruhe und den Bestand des Reiches aufrecht. Wenn die bestimmte Anzahl von Stunden verflossen ist, so steht er auf und legt seine Krone auf den Sitz, welche nun den übrigen Theil des Tages und die Nacht hindurch seine Stelle vertritt.

Die dem *Mikado* gebührenden Ehrenbezeigungen sind nicht minder ausserordentlich. Man nimmt sogar an, dass alle Götter oder *Kamis* verpflichtet sind, ihm jährlich ihre Huldigung darzubringen und sich einen Monat an seinem Hofe aufzuhalten. Während dieses Monats, der der »götterlose« heisst, besucht Niemand einen Tempel, weil man glaubt, dass die Götter sie verlassen haben oder »nicht zu Hause sind.« Die heilige Person des Mikado vor jeder Verletzung zu bewahren, ist der grosse Zweck aller ihm erwiesenen Ehrenbezeigungen. Damit sein heiliger Fuss den Boden nicht berühren möge, wird er stets von den Dienern auf ihren Schultern getragen. Damit der Blick unheiliger Augen ihn nicht verunreinige, verlässt er nie den Umkreis seines Palastes. Den meisten Schriftstellern zufolge dürfen ihm auch die Haare und Nägel nicht beschnitten werden; indessen versichert *Klaproth*, dass dergleichen, in die Länge doch nicht zu umgehende Verstümmelungen

seines heiligen Körpers während des Schlafes vorgenommen werden und dass man dieses »ihm die Haare und Nägel stehlen« nenne. Auch hat man sonst behauptet, selbst die Sonne sei nicht würdig, den *Mikado* zu bescheinen; diess wird aber von neuern Schriftstellern ebenfalls geläugnet und wäre auch, bei der innigen Verwandtschaft mit dieser Göttinn, nicht wohl denkbar.

Gewiss aber ist, dass jeder mit dem Mikado in Berührung kommende Gegenstand stets *neu* seyn muss. Kein Kleidungsstück darf er zwei Mal tragen. Schüsseln und Teller, Becher und Flaschen müssen bei jeder Mahlzeit neu seyn; eben so das zur Bereitung derselben erforderliche Kochgeschirr. Aber kein menschliches Wesen darf sich die gebrauchten Gegenstände aneignen, denn sie sind durch diesen Gebrauch ebenfalls heilig geworden und wer sich ihrer bedienen wollte, würde sich den Zorn des Himmels zuziehen. Alles dieser Art wird daher sogleich zerrissen, zerbrochen oder sonst zerstört. Da die Kosten der Hofhaltung des Mikado von *Yedo* aus bestritten werden und der Aufwand für die täglich und stündlich neu anzuschaffenden Gegenstände ins Ungeheure gehen würde, wenn Alles prachtvoll seyn sollte, so begnügt man sich mit möglichst wohlfeilen, zum Theil selbst mit solchen Stoffen und Artikeln, die zu den *gemeinsten* ihrer Art gehören.

*Der Mikado* legt häufig zu Gunsten eines Sohn-

nes oder auch wohl einer Tochter seine Stelle nieder. Wenn eine solche Abdankung erfolgt, so wird diess unverholen und deutlich im ganzen Reiche bekannt gemacht. Behält er aber seine Würde bis zu seinem Tode, so wird ein anderes Verfahren befolgt. Der Tod des Mikado wird sorgfältig und so lange verheimlicht, bis die Nachfolge seines Erben gesichert ist, und dann wird der neue Mikado dem Volke feierlich verkündigt, mit der beigefügten Nachricht, dass sein Vorgänger »verschwunden« sei. In anderer Weise liesse sich das Ableben einer so göttlichen Person auch wohl nicht ausdrücken.

Damit es dem *Mikado* zu keiner Zeit an einem rechtmässigen Nachfolger fehlen möge, sind ihm gesetzmässig zwölf Gemahlinnen gestattet, während kein anderer Japaner mehr als Eine Frau haben darf. Der Mikado wählt diese gewöhnlich unter den Damen seines Hofstaates und sie zeichnen sich vor andern japanischen Frauen durch ihre Kleidung aus. Ihre Gewänder sind so geschmacklos weit und lang und der Seidenstoff derselben ist so steif und schwer, dass sie sich kaum darin bewegen können. Dass diese Kleider, wie *Klaproth* versichert, ebenfalls täglich neu seyn müssen, scheint unglaublich, da es mit der übrigen Oekonomie des Hofstaates in Widerspruch steht. — Noch ist zu bemerken, dass am Hofe des Mikado sowohl bei

den Männern als den Frauen die meiste wissenschaftliche Bildung in Japan anzutreffen seyn soll.

Der *Daïri* ist bei weitem nicht so ausgedehnt wie die Residenz des Siogun zu Yedo; auch kann Miyako nicht mit letzterer Stadt verglichen werden. Die ganze Bevölkerung beträgt, mit Ausschluss des Daïri, 600000 Seelen. Dagegen ist Miyako schöner gebaut und gelegen, so dass seine Umgebung für die reizendste und gesündeste in Japan gilt. Auch zeichnen sich die hiesigen Frauen durch ungewöhnliche Schönheit aus. Innerhalb des Daïri ist eine hohe Schule für Theologie und andere Wissenschaften und die Stadt enthält ausserdem noch mehre Akademien und Collegien.

Nachdem die Holländer einige Tage hier zugebracht, verschiedene Waaren eingekauft und mit einem öffentlichen Gastmahl in einem Tempel beehrt worden sind, bei dem der Andrang von Zuschauern grösser ist als irgendwo auf der ganzen Reise, verlassen sie *Miyako* und werden in einem Tage und einer Nacht auf dem Flusse abwärts nach *Ohosaka* gebracht, wo sie sich längen aufhalten dürfen. Die Grösse dieser Stadt ist zwar nicht genau angegeben, aber man kann sich eine Vorstellung davon machen, wenn man hört, dass über den Strom und dessen verschiedene Arme und Kanäle gegen hundert Brücken führen und dass die Einwohner sich rühmen, im Fall eines Krieges aus ihrer Mitte allein ein Heer von 80000

Mann aufstellen zu können. Es wohnen hier nicht blos die ansehnlichsten und reichsten Kaufleute des Landes, da die Stadt der grosse Stapelplatz ist, wohin niederländische und chinesische Waaren von *Nagasaki* gebracht werden, sondern sich auch durch ihre Fabriken und Manufakturen auszeichnet. Sie ist nach japanischer Weise befestigt und hat überdiess eine Citadelle, deren Befehlshaber höher im Range steht, als der Statthalter, ohne übrigens Verbindung mit diesem zu haben.

Die Gesandtschaft erhält eine Audienz beim Statthalter, wobei sie ihm ihre Geschenke überreicht, und dann prachtvoll bewirthet wird. Auch an andern Unterhaltungen fehlt es nicht. Präsident *Doeff* besuchte namentlich ein Theehaus, wo es so zwanglos und fröhlich zuging, dass er sich, wie er versichert, noch immer mit dem grössten Vergnügen daran erinnerte.

Eine besondere Unterhaltung gewährt das *Theater*, welches in *Ohosaka* vorzüglicher als in andern japanischen Städten zu seyn scheint; wenigstens geben die Holländer nur von dem hiesigen eine umständlichere Beschreibung, während sie andere, z. B. in *Nagasaki*, mit Stillschweigen übergehen. Es ist ein grosses Gebäude, welches ausser dem Parterre drei Reihen von Logen enthält, die wie in den europäischen Schauspielhäusern geschmackvoll verziert sind. Die Decorationen und das Costume werden sehr gelobt, obgleich

die japanische Landschaftsmalerei, wie die chinesische, nichts von Perspective weiss. Indessen geht aus den holländischen Berichten hervor, dass die Herren Verfasser, wahrscheinlich bloss für das Kaufmannsfach ausgebildet, wenig über dramatische Kunst zu urtheilen fähig gewesen und auch vielleicht in Europa nicht viel Classisches dieser Art gesehen haben. Da kein einziges japanisches Stück in einer Uebersetzung bekannt ist, und nicht einmal ein Bericht über den Inhalt einer gesehenen Vorstellung mitgetheilt wird, so müssen wir uns mit zerstreuten Bemerkungen der verschiedenen Schriftsteller begnügen.

Die japanischen Dramen beziehen sich meistens auf die Geschichte des Landes oder auf Volkssagen, indem sie die Thaten und Liebesabenteuer alter Helden und Götter darstellen. Einige behandeln auch vom Dichter selbst erfundene Gegenstände und manche scheinen bloss zur Versinnlichung irgend einer philosophischen Lehre oder einer moralischen Vorschrift bestimmt zu seyn. »Die Schauspiele« — sagt *Fischer* — »sind oft sehr belehrend. In den heroischen Dramen spricht sich überall der Durst nach Rache, ein hervorstechender Zug im Charakter der Japaner, aus, ist jedoch stets mit grossartigem Muthe verbunden. Ich sah unter andern ein Stück, worin die Anwendung der Folter dargestellt wurde.« . . . Zwischen die grässlichen und tragischen Scenen

scheinen oft komische Auftritte eingeschoben zu werden. Die Regeln von der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit sind ganz unbekannt. Ein einziges Stück umfasst oft Geburt, Leben und Tod des Helden, während die Scene von einer Insel zur andern, oder auch auf das Festland, ja selbst, wenn eine Gottheit der Held des Stücks ist, von der Erde in den Himmel verlegt wird. Auch sieht man, nach *Meylan*, selten mehr als zwei Personen zugleich auf der Bühne. Daher gilt es auch, neben einer schreienden, übertrieben leidenschaftlichen Declamation, für die grösste Vollkommenheit eines Schauspielers, wenn er in einem und demselben Stücke mehre Rollen zugleich spielen kann. Er nimmt seinen Weg auf die Bühne nicht selten durch das Parterre, damit das Publikum sich von der Identität seiner Person überzeugen könne. Da der Stand des Schauspielers sehr gering geschätzt wird, so dürfen auch keine Frauen die Bühne betreten, sondern die weiblichen Rollen werden von Knaben dargestellt. Noch verdient bemerkt zu werden, dass oft an einem Tage drei Stücke gegeben werden, aber keines vollständig, sondern von jedem nur einzelne Akte, so dass die Zuschauer nach Gefallen weggehen, Tabak rauchen, Saki trinken etc. und wieder kommen können. Die Damen aber verweilen durch die ganze Vorstellung, besuchen jedoch das Theater hauptsächlich nur, um ihre Kleiderpracht zu zeigen, in

dem sie während dieser Zeit mehrmals ihren Putz wechseln, zu welchem Ende jede Dame ihre Zofe mit einem grossen Kleidervorrathe bei sich hat. — Die Eintrittspreise sind hoch und das Theater kann daher nur von wohlhabenden Leuten besucht werden.

Ehe die Gesandtschaft *Ohosaka* verlässt, nimmt sie die auf der Hinreise behandelten Waaren in Empfang und versorgt sich namentlich mit einem Vorrathe von Holzkohlen, welche ein unentbehrlicher Artikel, aber in Desima sehr theuer sind. Bei der Rückkunft nach dieser Insel wird das Gepäck wieder von neuem untersucht, jedoch mit grosser Nachsicht, weil sonst unmöglich so mancherlei verbotenes Gut aus Yedo nach der Heimath der Niederländer gelangen könnte.

Ehe wir zu einigen allgemeinern Bemerkungen über japanische Zustände übergehen, wollen wir noch Einiges, was die Lage der holländischen Faktorei betrifft und zugleich den rechtlichen und, wo ihre seltsame Politik nicht ins Spiel kommt, selbst liebenswürdigen Charakter der Japaner ins Licht stellt, mittheilen.

Präsident *Doeff* versah diese Stelle auf Desima von 1799 bis 1817, also fast die ganze Zeit hindurch, wo *Holland* von *Frankreich* bekriegt, später Napoleons Kaiserreiche einverleibt und zur Theilnahme an dem Kriege mit *England* gezwungen war. Dieser Krieg kostete Holland nicht nur fast

alle seine Colonien, sondern unterbrach auch die Verbindung mit den ihm verbliebenen, so wie die der Colonien unter einander selbst. Es konnte daher eine lange Reihe von Jahren kein Schiff von *Batavia* nach *Desima* kommen, und die Faktorei musste eine Menge von Bedürfnissen entbehren, welche in Japan nicht zu haben, aber für europäisches Leben fast unumgänglich nothwendig sind. Auch war diess nicht das einzige aus der langen Unterbrechung des Verkehrs hevorgehende Ungemach. Die Faktorei sah sich bald dergestalt von Waaren und Geld entblösst, dass die täglichen Ausgaben nicht bestritten werden konnten. Hier trat nun die Grossmuth der japanischen Regierung ins Mittel, indem sie befahl, dass den Bedürfnissen der Faktorei durch die *Staatskasse* von *Nagasaki* abgeholfen werden solle. Zwei oder drei Mal wöchentlich liess sich der Statthalter beim Präsidenten erkundigen, ob die Einkäufer Alles gehörig lieferten und was der Faktorei sonst noch etwa abgehe. Allerdings hatten die Holländer manche Bedürfnisse, welche die Einkäufer nicht befriedigen konnten. Obschon sie vor Hunger und Kälte geschützt waren, so sehnten sie sich doch nach Butter und Käse, Bier, Wein und Branntwein, welche Getränke durch den *Saki* nur schwach ersetzt werden konnten, den überdiess die Japaner, wie jedes andere Getränk, selbst Wasser nicht ausgenommen, stets warm trinken. An Butter,

Käse und Fleisch war darum nicht zu denken, weil die Japaner das Hornvieh wegen der Dienste, die es beim Ackerbau und auf andere Art leistet, viel zu hoch schätzen, als dass sie sein Fleisch essen oder die Kälber der Muttermilch berauben sollten. Der Genuss von Milch oder Milchspeisen ist daher unbekannt und sogar verboten. In Hinsicht der Getränke fand sich einige Abhilfe. »Die Japaner« — sagt *Doeff* — »strengten sich möglichst an, das Unangenehme unserer Lage zu vermindern. Der Kundschafter *Sige Demozen* gab sich Mühe, uns Wachholder-Branntwein zu bereiten und ich lieh ihm dazu einen grossen Kolben und eine zinnerne Schlangenröhre *(a tin worm)*, welche ich zufällig besass. Es gelang ihm so ziemlich, obschon er den Harzgeschmack der Wachholderbeeren nicht wegbringen konnte; aber der Kornbranntwein, den er ebenfalls bereitete, war vortrefflich. Eben so suchte er aus den hier wildwachsenden Trauben Wein zu machen, was ihm aber nicht so gut gelang. Er erhielt zwar einen rothen Saft, der in Gährung überging, aber es war kein Wein.«

Wir gehen jetzt zu einigen allgemeinen Bemerkungen über japanische Lebensweise, Sitten und Gebräuche über.

---

Das strenge Ceremoniell, dem der Japaner unterworfen ist, beginnt schon mit der Geburt,

ja sogar noch vor derselben. Sobald sich bei der Mutter die ersten Spuren guter Hoffnung zeigen, wird ihr unter grossen Feierlichkeiten ein breiter Gürtel von rothem Flor um den Leib gebunden, den sie erst bei der Niederkunft ablegen darf. Nach derselben muss sie neun Tage und Nächte in sitzender Stellung im Bett zubringen, darf nur wenig Nahrung zu sich nehmen und eben so wenig schlafen. Auch noch weitere hundert Tage wird die Wöchnerinn als eine Kranke betrachtet und so behandelt. Erst nach Verfluss derselben verrichtet sie wieder ihre häuslichen Geschäfte, besucht den Familien-Tempel und unternimmt eine Wallfahrt oder sonst ein Werk der Andacht, das sie vielleicht in der Stunde der Gefahr angelobt haben mag.

Das Kind wird gleich nach der Geburt gebadet und ganz locker, ohne Binden und dergleichen, eingehüllt, so dass es sich frei bewegen kann. Nur bei einer einzigen Gelegenheit wird dieser behagliche Zustand unterbrochen, nämlich bei der Feierlichkeit der Namensertheilung. Diese findet bei Knaben am einunddreissigsten, bei Mädchen am dreissigsten Lebenstage Statt. Der Säugling wird stattlich gekleidet in den Familien-Tempel getragen, während die Dienstleute des Hauses, ebenfalls wie Kinder gekleidet, nachfolgen. Den Beschluss macht eine Magd mit einer Büchse in der Hand, worin sich das Geld (gleichsam die

Stola-Gebühr) für die Priesterinn und ein Streifen Papier befinden, auf dem drei Namen geschrieben stehen. Diese Namen legt die Priesterinn dem Gotte des Tempels vor, verkündigt dann denjenigen, welchen der Gott gewählt hat, und legt ihn dem Kinde bei, indem sie dasselbe gleichzeitig mit Wasser besprengt. Heilige Gesänge mit Begleitung von Tonwerkzeugen beschliessen die ganze Feierlichkeit. Das Kind wird hierauf noch in einige andere Tempel getragen und macht zuletzt auch einen Besuch beim nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einem Bündel Hanf, sinnbildlich andeutend, dass ihm ein langer Lebensfaden gesponnen werden möge, so wie mit Talismanen und andern Gegenständen, worunter bei einem Knaben auch zwei Fächer, bei einem Mädchen eine Farbenmuschel. Jene beziehen sich als Stellvertreter von Degen auf kriegerischen Muth, diese auf weibliche Schönheit.

Nach Verfluss von drei Jahren erhält das Kind, ebenfalls unter Beobachtung gewisser religiöser Feierlichkeiten, den ersten Gürtel um die Hüften und es wird nun auch im Beten unterrichtet. Mit sieben Jahren empfängt der Knabe den ersten Staatsmantel und zugleich einen neuen Namen. Auch darf er von dieser Zeit an wie die Erwachsenen die öffentlichen Tempel besuchen.

Die Kinder werden frühzeitig an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Knaben und Mädchen jedes

Standes müssen zuerst die öffentlichen Schulen besuchen, wo sie lesen, schreiben und rechnen und etwas vaterländische Geschichte lernen. Für die niedern Stände hält man diess für hinreichend, aber auch für so unerlässlich, dass, wie *Meylan* versichert, der gemeinste Tagarbeiter diese Kenntnisse und Fertigkeiten besitzt. Die Kinder der höhern Klassen gehen dann in andere Schulen über, um in allen übrigen Gegenständen, die zu einer guten Erziehung gehören, namentlich in den Gesetzen nicht bloss der Moral, sondern auch der landesüblichen Gebräuche, wie diese nach Rang, Stand und Lebensweise verschieden sind, Unterweisung zu erhalten. Dieser Unterricht umfasst auch eine vollkommene Kenntniss des japanischen Kalenders, da es für alle Verhältnisse und Verrichtungen des Lebens von grösster Wichtigkeit ist, die glücklichen und unglücklichen Tage zu kennen etc. Auch werden die Knaben in dem *Hara-kiri* unterwiesen, worunter man den Selbstmord mittelst Aufschneiden des Unterleibes versteht, zu welchem ein Mann von Stande, ein hoher Staatsbeamte etc. oft gezwungen ist, um einen ihm widerfahrnen Schimpf zu rächen oder einer entehrenden Leibes- oder Lebensstrafe zu entgehen. Die Knaben werden nicht nur über die Handgriffe und die verschiedenen Feierlichkeiten dabei, sondern auch über die Fälle belehrt, wo diese Art von Selbstmord unumgänglich nothwendig wird.

Die Mädchen erhalten statt dieser schrecklichen Anweisung Unterricht im Nähen und Sticken, in der Haushaltungskunst und Allem, was überhaupt einer Gattinn und Mutter zu wissen für nöthig erachtet wird.

Während dieser Lebensperiode werden alle japanischen Kinder sehr schlecht gekleidet. Selbst wenn sie in Gesellschaft ihrer reich geschmückten Mütter öffentlich erscheinen, ist ihr ärmliches und schäbiges Aussehen für den Europäer unangenehm auffallend. Der Zweck dieser Sitte ist, die Kinder vor den schädlichen Folgen zu bewahren, welche die Bewunderung ihres Putzes und ihrer Schönheit für sie haben könnten. Man hat nämlich in Japan dieselbe Furcht vor dem s. g. Beschreien der Kinder oder dem s. g. Bösen Auge (*evil eye*), welche man in Teutschland und Schottland antrifft.

Mit vollendetem fünfzehnten Jahre ist die Erziehung beendigt. Der Jüngling nimmt nun seinen Platz in der Gesellschaft ein; sein Haupt wird geschoren und er erhält abermals einen neuen Namen. Diess geschieht wieder mit grossen Feierlichkeiten, wie denn überhaupt jede Epoche im Leben des Japaners an die Beobachtung religiöser Ceremonien gebunden ist. Aber auch dieser dritte Name ist nicht von Dauer. Bei jeder Beförderung zu einem höhern Posten wird er abgeändert. Diess ist aber nicht genug. Kein Unterbeamter darf mit seinem Vorgesetzten einerlei Namen füh-

ren. Wenn daher die Stelle des Letztern neu besetzt wird, so muss jeder Untergebene, der etwa eben so heisst, seinen Namen ändern. Dieses Gesetz erstreckt sich selbst bis auf den Thron und macht das Studium der Geschichte Japans sehr schwierig, da es nicht wenig Mühe kostet, die Fortschritte eines Usurpators durch alle verschiedenen Stufen seiner Namensveränderung zu verfolgen.

Heurathen werden, nach *Meylan*, sehr früh geschlossen. Da eine Missheurath für etwas sehr Entehrendes gilt, so sind selbst Leute der mittlern Stände nicht selten genöthigt, eine Person zu ehelichen, die sie vielleicht noch nie gesehen haben. Der Schatzmeister von *Nagasaki*, dessen Rang nicht so hoch ist, dass seine Familie, wie die der Fürsten, in Yedo leben müsste, hat in Nagasaki Niemanden von gleichem Range neben sich. Seine Kinder dürfen daher keine Mädchen oder Jünglinge ihrer Bekanntschaft in der Stadt heurathen, sondern er muss ihnen Weiber und Männer aus Familien seines Ranges in andern Städten oder Provinzen suchen.

Wenn sich nun keine dergleichen Hindernisse entgegenstellen und ein Jüngling hat seine Augen auf ein für ihn passendes Mädchen geworfen: so erklärt er ihr seine Liebe, indem er einen Zweig von einem gewissen Strauche (von *Celastrus alatus*) an dem Hause ihrer Aeltern befestigt. Wird dieser Zweig von den Aeltern weggenommen, so

ist diess ein günstiges Zeichen. Das Mädchen drückt ihre Neigung dadurch aus, dass sie die Zähne schwarz färbt. Das Ausrupfen der Augenbrauen aber darf erst nach vollzogener Vermählung Statt finden. Sobald die beiderseitigen Aeltern eingewilligt haben, wird eine Anzahl von Freunden des Jünglings und eine gleiche von Freundinnen des Mädchens zu Unterhändlern ernannt, welche die mancherlei Punkte des Ehevertrages festsetzen und dann nach dem Kalender zwei glückliche Tage auswählen, den einen für die erste Zusammenkunft der Verlobten, den andern für die Hochzeit. Der Bräutigam schickt unterdessen der Braut Geschenke, so kostbar als es seine Verhältnisse erlauben, welche diese sogleich, aus Dankbarkeit für erhaltene Pflege und Erziehung, ihren Aeltern überreicht. Die Aeltern beschenken ihrerseits auch den Bräutigam und geben der Tochter, nachdem sie feierlich all' ihr Kinder-Spielzeug verbrannt haben, eine angemessene Ausstattung, worunter sich stets ein Spinnrad, ein Webstuhl und das nöthige Küchengeräth befinden muss.

In Hinsicht der Hochzeit weichen die Schriftsteller in ihren Berichten von einander ab. *Titsing* sagt, sie sei ein bloss bürgerlicher Akt, ohne religiöse Feierlichkeit. *Meylan* dagegen versichert, dass eine priesterliche Einsegnung Statt finde. Letztere besteht, nach *Thunberg*, in verschiedenen Gebeten, wobei sowohl vom Bräutigam als der Braut

eine Fackel auf den Altar gelegt und diese feierlich verbrannt wird. Nach vollzogener Vermählung wird die junge Frau, zum Zeichen ihrer Reinheit, weiss angekleidet und vom Kopf bis zu den Füssen in einen weissen Schleier gehüllt. Dieser Schleier ist zugleich ihr künftiges Sterbkleid und man will damit andeuten, dass sie von nun an todt für ihre Familie sei und ganz ihrem Gatten angehöre, dem sie jetzt feierlich übergeben wird. Sie besteigt nun, je nach Verhältniss ihres Standes und Ranges, einen *Nosimono* und wird in Begleitung ihrer Verwandten und zahlreicher andern dazu eingeladenen Freunde, mit grossem Gepränge durch die Strassen nach dem Hause des Bräutigams getragen. Hier angelangt, führen sie zwei Brautjungfern, Gespielinnen aus ihrer Kinderzeit, in das Staatszimmer, wo der Bräutigam nebst seinen Aeltern und den nächsten Verwandten sie erwartet. In der Mitte des Zimmers steht ein zierlicher Tisch mit Miniatur-Nachbildungen einer Tanne, eines blühenden Pflaumenbaums, eines Kranichs und einer Schildkröte, Sinnbilder männlicher Kraft, weiblicher Schönheit und eines langen und glücklichen Lebens. Auf einem andern Tische sieht man alle zum Saki-Trinken erforderlichen Geräthschaften. Zu diesem Tische stellt sich die Braut und nun wird unter Beobachtung einer Menge von Ceremonien, bei welchen die Brautjungfern eine wichtige Rolle spielen, Saki getrunken. Hier-

auf erscheinen die Hochzeitsgäste und das Festmahl beginnt, welches jedoch zu Ehren der urväterlich japanischen Sitteneinfalt nur aus einer kleinen Zahl einfach zubereiteter Speisen nebst Saki besteht. Drei Tage nach dieser Hochzeitfeierlichkeit besucht das junge Ehepaar die Aeltern der Frau.

Ob die jungen Eheleute eine eigne Haushaltung führen oder bei dem Vater des Mannes wohnes, falls dieser noch am Leben ist, hangt davon ab, ob Letzterer seine Rechte als Familienhaupt auf seinen Sohn übertragen hat. Die mit den Verhältnissen eines Familienhauptes verbundenen Pflichten, Beschränkungen und Lasten werden, besonders in den höhern Ständen, mit der Zeit so unerträglich, dass fast jeder Vater, der einen Sohn hat, sich nach dem Augenblicke sehnt, wo er diesem seine Würde als Hausvater abtreten kann, um mit seiner Gattin und den jüngern Kindern ein ruhiges und sorgenfreies Leben zu führen. Freilich wird er nunmehr von dem verheuratheten Sohne abhängig; aber es soll kein Beispiel bekannt seyn, wo ein Vater jemals Ursache gehabt hätte, einen solchen Schritt zu bereuen.

Unter die Beschwerlichkeiten des Lebens japanischer Herren und Frauen gehören jedoch keineswegs die Geschäfte. Selbst die Staatsbeamten haben, wegen ihrer grossen Zahl, nur wenig zu thun, so dass ihre meiste Zeit mit Beobachtung

der gesellschaftlichen Ceremonien und mit Unterhaltungen hingebracht wird. Ein grosser Theil der Geschäfte besteht in gegenseitigem Briefwechsel und in der Ueberreichung oder Uebersendung von Geschenken. Die Unterhaltungen sind, wie überhaupt das ganze Leben des Japaners, durch zahlreiche Gesetze vorgeschrieben und beschränkt. Auch die Beschaffenheit der Geschenke ist in vielen Fällen durch Verordnungen geregelt und selten der Wahl des Gebers überlassen. Ein Höherer muss einem Niedern stets nützliche Gegenstände schenken, während dieser nur Seltenheiten oder geschmackvolle, übrigens unnütze, Luxusartikel verehren darf. Unter Personen gleichen Ranges ist der Werth des Geschenkes gleichgiltig; ein Paar Buch Papier oder ein Dutzend Eier sind hinlänglich. Das Geschenk wird in eine hübsche Schachtel gelegt, mit einer seidnen Schnur umwickelt und auf einem Präsentirteller nebst einem Päckchen bunten Papieres, welches Glück bedeutet, überreicht. Ausserdem muss jedem Geschenke, es sei kostbar oder nicht, ein gedörrtes Stückchen von einer gewissen, ganz gemeinen Gattung Fisch beigelegt werden. Diese Fischgattung ist auch ein unerlässlicher Bestandtheil aller Mahlzeiten, selbst der kostbarsten, und obschon Niemand davon geniesst, so soll er doch an die urväterliche Einfachheit der Japaner erinnern, zu der Zeit, wo dieser Fisch das Haupt-Nahrungsmittel

war. — An jedem Festtage beschenken sich Freunde und gute Bekannte mit Kuchen.

Der gesellschaftliche Verkehr scheint überhaupt ganz durch Ceremonial-Verordnungen geregelt zu seyn. Zwei Herren, die sich auf der Strasse begegnen, verbeugen sich vor einander so tief, dass die Enden der Schärpe den Boden berühren *), verharren einige Sekunden in dieser Stellung und gehen dann, mit einer ähnlichen Verbeugung, weiter, dürfen sich aber nicht eher aufrichten, als bis sie, seitwärts schielend, einander nicht mehr sehen. Bei einem Morgenbesuch setzen sich der Besucher und der Besuchte mit untergeschlagenen Beinen einander gegenüber, berühren mit beiden Händen den Boden und machen gleichzeitig jeder eine tiefe Verbeugung. Hierauf folgen einige höfliche Redensarten, die jeder mit einem murmelnden »He, he, he!« beantwortet. Dann werden Tabak und Thee gebracht und erst wenn diess Alles abgemacht ist, kommt das Gespräch auf den Gegenstand des Besuches oder es beginnt sonst eine Unterhaltung. Die Japaner vermeiden dabei sorgfältig, einander mit ihren Privat-Unannehmlichkeiten zu behelligen und suchen in Gesellschaft stets heiter zu erscheinen. Zum Schluss wird auf einem Bogen weissen Papiers Zucker- oder Backwerk aufgetragen. Was der

*) S. oben S. 88.

Gast nicht essen kann, wickelt er in Papier und steckt es in die Aermeltasche. Diese Sitte, dergleichen mit nach Hause zu nehmen, gehört so sehr zu den Kennzeichen einer guten Erziehung, dass bei grossen Gastmahlen Bediente mit Körben erscheinen, um den Abhub der Tafel für ihre Herren wegzutragen.

Bei dergleichen Gastereien wird jeder Gast mit einer Portion von jedem Gericht in einer kleinen Schale betheilt, und daneben eine andere Schale mit Reiss gestellt, während die Diener und Dienerinnen des Wirthes die Saucen und andere Zuspeisen herumreichen. Die Gerichte bestehen in allerlei Pflanzenspeisen, Wildpret, Geflügel und Fischen, besonders dürfen Letztere nie fehlen; jede Gattung, selbst die geringste, wird in Japan gegessen. Die niedern Volksklassen essen auch Walfischfleisch und verschmähen selbst die übriggebliebenen Stücke nicht, aus denen der Thran gesotten worden ist. Das Gastmahl besteht gewöhnlich aus sieben oder acht Gängen. Während der Pausen nach jedem Gange macht der Wirth die Runde um die Tafel und trinkt mit jedem Gaste einen Becher Saki. Die Schüsseln und Schalen sind mit Goldblättchen verziert und bei sehr festlichen Gelegenheiten werden selbst die Schnäbel, Füsse und Klauen der Vögel vergoldet. Der vornehmste Zweck solcher Schmausereien ist die Menge von kostbaren Gefässen und

andern Gegenständen zur Schau zu stellen und kein Compliment ist dem Herrn oder der Frau vom Hause so angenehm oder schmeichelhaft, als wenn man das Tafelgeschirr bewundert und sich nach dem Preise von diesem oder jenem Artikel erkundigt.

Das Getränk bei Tische besteht in Saki und Thee, welcher Letztere von allen Klassen den ganzen Tag über getrunken wird. Es finden aber auch unter den höhern Ständern besondere Theegesellschaften Statt. Bei solchen Gelegenheiten wird der Thee nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bei uns, bereitet, sondern die Blätter werden zu Pulver zerrieben, dann in einem Napfe mit siedendem Wasser begossen und hierauf mit einem Bambusstäbchen gepeitscht, bis sich an der Oberfläche eine Decke wie Rahm bildet. Ein so bereiteter Thee soll sehr angenehm schmecken, aber auch stark erhitzen. Das Zimmer, wo sich eine solche Theegesellschaft versammelt, muss mit einem Bildniss des Philosophen und Bonzen *Darma* geschmückt seyn, welcher als Schutzheiliger (*Kami*) verehrt wird und der Erfinder des Theetrinkens gewesen zu seyn scheint. Verzierungen dieser Art sind überhaupt in allen japanischen Empfangzimmern unerlässlich. Jedes solche Zimmer enthält ein *Toko*, eine Art Wandvertiefung oder Nische, mit einem von kostbarem Holz gearbeiteten Gestell. Hier muss stets das Bildniss eines Kami

und darunter eine Vase mit Blumen aufgestellt seyn. Für jede besondere Versammlung oder Festlichkeit gehört ein eignes Bild und eben so eine eigne Sorte von Blumen. Alles hat seine besondern Regeln und diese sind in einem eignen Buche enthalten, woraus die Kinder in der Schule unterrichtet werden müssen.

Trotz allem diesen Ceremonien-Wesen sind die Japaner dennoch ein sehr geselliges Volk. In den eben beschriebnen, eigenthümlich verzierten Gemächern findet man täglich zahlreiche Versammlungen von Freunden und Bekannten, wo man sich mit mancherlei Spielen unterhält, während die Frauen sich entweder mit weiblichen Arbeiten, besonders Stickerei, beschäftigen oder mit Musik und Tanz belustigen. Für Musik sind die Japaner vorzüglich eingenommen und sie schreiben ihr sogar einen göttlichen Ursprung zu. Die Sonnengöttinn, erzählt die Ueberlieferung, hatte sich einst mit ihrem Bruder veruneinigt und zog sich voll Verdruss in eine Höhle zurück, so dass die ganze Welt während dieser Finsterniss in Verwirrung gerieth. Die andern Götter suchten sie nun durch Musik wieder aus ihrer Verborgenheit hervorzulocken, was ihnen auch, wie der Augenschein lehrt, gelang. Indessen entspricht die gegenwärtige Musik der Japaner keineswegs einer so hohen Abstammung. Man hat allerdings eine Menge Instrumente der verschiedensten Art, zusammen einundzwan-

zig, aber die Japaner haben keinen Begriff von Harmonie. Wenn mehre Personen zugleich spielen, so geschieht diess im Einklang (*Unisono*). Auch ihre Melodien sind von keinem sonderlichen Kunstwerth. Gleichwohl belustigt man sich stundenlang mit dieser Art von Musik, und das muss eine Frauensperson von sehr geringer Herkunft und Erziehung seyn, die ihren Gesang nicht mit dem *Seiamsie* begleiten kann. Der Tanz besteht bloss in Bewegungen der Arme und des Oberleibes, während die Füsse unter den weit herabhangenden Röcken fast unbeweglich bleiben. Er ist im Wesentlichen pantomimisch und drückt meistens eine Leidenschaft aus oder stellt auch etwas Lächerliches aus dem täglichen Leben dar. Diese häuslichen Ballets (wie man sie nennen kann) werden von den Damen aufgeführt und die Herren schauen voll Entzücken und Bewunderung zu. Uebrigens rühmen die Holländer an den japanischen Tänzen, dass sie frei von jenen Unanständigkeiten sind, welche den übrigen asiatischen Völkern bei dieser Art von Belustigungen sehr zum Vorwurf gereichen.

Karten und Würfel sind verboten und wenn auch das Gesetz in heimlichen Spielhäusern übertreten wird, so befolgen es doch die Japaner in ihren Wohnungen. Schach und Bretspiel sind vorzüglich beliebt, so wie ein der italiänischen *Mora* ähnliches Spiel. Eine eigenthümliche Un-

terhaltung besteht auch darin, dass man eine Puppe in einem Gefässe voll Wasser schwimmen lässt, um welches die Gesellschaft sich im Kreise stellt und zu den Bewegungen der Puppe ein gewisses Lied singt. Fällt sie um oder wendet sie sich, so müssen gewisse Strafen, die in Saki bestehen, gezahlt werden. Bei dergleichen Belustigungen werden alle Fesseln des Ceremoniells abgeschüttelt und die Freude geht nicht selten in wahrhafte Ausgelassenheit über. Die Männer trinken Saki bis zum Rausche, hierauf Thee, um sich wieder nüchtern zu machen, und dann abermals Saki, bis sie nach mehrmaliger Wiederholung dieser Processe besinnungslos nach Hause getragen werden müssen.

Im Sommer versammelt man sich zu geselligen Vergnügungen auf dem Lande. Vorzüglich sind Wasserparthien beliebt. Ganze grosse Gesellschaften bringen den Nachmittag und Abend, auch wohl einen Theil der Nacht in reich geschmückten von bunten Papierlaternen beleuchteten Booten und Gondeln, mit Musik und Tanz, auf den Seen, Flüssen und Meeresbuchten zu. Während der Tageshitze verbirgt man sich an einem vor der Sonne geschützten Platze, der aber eine hübsche Aussicht ins Freie gewährt und dem kühlen Seewinde zugänglich ist.

Zur Abwechselung werden bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, sowohl zu Hause als im Freien, auch eigne Musiker, Gaukler und dergle-

chen Leute gemiethet, wozu noch die Geschichtenerzähler kommen, die aber hier von andern ihres Gleichen im Morgenlande sehr verschieden sind. Ihr Geschäft ist nicht Mährchen und Dichtungen vorzutragen, sondern vielmehr allerlei Neuigkeiten und Klatschereien aus der Nachbarschaft ihren Zuhörern mitzutheilen, und sie werden unter andern auch gemiethet, um die Langeweile kranker Personen, die tagelang das Bett hüten müssen, zu vertreiben.

Es lässt sich denken, dass bei einem so ceremoniösen Volke wie die Japaner auch das *Sterben* und *Begraben* nicht so einfach vor sich gehen werde. Zuvörderst ist der lange Zeitraum zu bemerken, welcher bisweilen zwischen dem Tode und der Beerdigung verfliesst. Wenn ein angesehener Beamter stirbt, so wird sein Tod so lange verheimlicht, bis die Familie die Wiederbesetzung seiner Stelle für den ältesten Sohn erlangt hat. War der Verstorbene sehr verschuldet, so geschieht das Nämliche zum Besten seiner Gläubiger, damit diese von dem noch eine Weile fortlaufenden Gehalte bezahlt werden können. Ist ein höherer Staatsbeamter in Ungnade beim Kaiser gefallen oder hat er ein Verbrechen begangen, welches eine entehrende Strafe nach sich ziehen würde, so stirbt er freiwillig, d. h. durch das oben beschriebene *Harakiri*, entweder nur in Beiseyn der Familie, welche in diesem Falle seinen Tod eine

Zeit lang verheimlicht, oder öffentlich in einer feierlichen Versammlung seiner Freunde und Bekannten, wodurch er für sein Vergehen hinlänglich bestraft erscheint.

Sobald die Verheimlichung eines Todesfalles nicht mehr nöthig, oder wenn Jemand öffentlich gestorben ist, so werden, als erstes Zeichen der Trauer, alle Thüren, Fensterschirme etc. im Hause umgewendet, und alle Kleidungsstücke verkehrt, so dass die innere Seite heraus kommt, getragen. Ein Priester setzt sich als Wächter zur Leiche. Man nimmt an, dass die Familie zu sehr in Schmerz versunken ist, als dass sie sich um die Begräbnissfeierlichkeiten bekümmern könne. Dieses Geschäft wird daher von den vertrautesten Freunden übernommen. Einer besorgt die Ankleidung der Leiche, ein zweiter das Begräbniss, ein dritter stellt sich in seinem Feierkleide vor die Hausthüre und empfängt die Beileidsbesuche, welche die Freunde und Bekannten des Verstorbenen abstatten, die sich verunreinigen würden, wenn sie das Haus eines Todten beträten. Das Grab befindet sich auf den Gründen eines Tempels, hat die Gestalt eines Brunnens und ist, damit kein Wasser eindringe, an den Wänden stark mit Kalk überzogen. War der Verstorbene verheurathet, so wird das Grab so weit gemacht, dass später auch seine Gattin darin beigesetzt werden kann. Auf das Grab kommt ein Denkmahl mit seinem

Namen, so wie nöthigenfalls mit dem Namen seiner, obwohl noch lebenden, Frau, welcher aber einstweilen mit rothen Buchstaben geschrieben wird, die erst nach dem wirklichen Tode der Frau, wie die Grabschrift des Mannes, schwarz übermalt oder auch wohl vergoldet werden.

Sobald alle Vorbereitungen vollendet sind, wird die Leiche gewaschen, in das weisse Sterbehemd gekleidet, auf welches der Priester einige Worte geschrieben hat, und in sitzender Stellung in einen fassähnlichen Sarg gelegt. Den Leichenzug eröffnen mehre Fackelträger, auf welche eine grosse Zahl Priester mit heiligen Büchern, Weihrauchgefässen etc. folgen. Dann kommen eine Menge Diener mit langen Bambusstangen, an welchen Laternen, Sonnenschirme und Papierstreifen mit heiligen Sprüchen befestigt sind. Der Sarg wird auf einer Bahre getragen und hat eine kastenähnliche Bedeckung von weissem Papier mit einem kuppelförmigen Dache, auf dem an einem Bambusstab eine Blumen-Guirlande befestigt ist. Hinter dem Sarge gehen die Freunde und Bekannten des Verstorbenen, alle in ihren Feierkleidern, und zwischen denselben der männliche Theil der Familie, sämmtlich in Weiss, die Trauerfarbe, gekleidet. Auch die Bahrenträger und Diener tragen dergleichen Trauer. Zuletzt kommen die Frauenspersonen der Familie, jede in ihrem Norimono und von ihren Dienerinnen begleitet. Beim Tempel ange-

langt, empfängt die Leiche eine andere Abtheilung von Priestern, welche abermals Gebete verrichten, worauf die Beerdigung erfolgt, in Begleitung einer Musik von kupfernen Becken, welche geschlagen werden.

In ältern Zeiten waren die Begräbnissfeierlichkeiten noch umständlicher und weit kostspieliger als jetzt. Es scheint überhaupt, dass selbst in dem abgeschlossenen und für unwandelbar geltenden Japan der Lauf der Jahrhunderte wie anderwärts nicht ohne mildernden Einfluss auf Sitten und Gebräuche gewesen ist. Das Haus eines Verstorbenen wurde ehemals niedergebrannt. Heut zu Tage begnügt man sich mit der Reinigung desselben, indem man vor der Thüre ein Feuer anzündet, in welches wohlriechende Oele und Specereien geworfen werden. Auch wurden in frühern Jahrhunderten, nach *Siebold*, die Diener mit ihrem Herrn, und zwar lebendig, begraben. Später gestattete man ihnen, sich vorher umzubringen. In beiden Fällen wurde die Pflicht, sich mit dem Herrn begraben zu lassen, gleich als Bedingung beim Abschluss des Dienstvertrags festgesetzt. Gegenwärtig begräbt man statt der lebendigen Diener bloss ihre Bildnisse.

Die Trauer währt, den meisten Schriftstellern zufolge, neunundvierzig Tage. Diess scheint sich aber nicht auf die gesammte Verwandtschaft zu beziehen; denn nach Dr. *v. Siebold* gelten die näch-

sten Angehörigen, nämlich die Gatten und Kinder, dreizehn Monate für unrein, d. h. die Trauer währt so lange. Auch giebt es zweierlei Trauer, eine tiefe und eine leichtere; wahrscheinlich ist es jene, welche 49 Tage währt. Während dieser Zeit besuchen sämmtliche Verwandte des Verstorbenen täglich sein Grab, verrichten Gebete und opfern eine eigne Art von Kuchen, jedes Mal so viel, als seit der Beerdigung Tage verflossen sind, also am letzten Tage 49. Am fünfzigsten Tage scheeren die Männer ihre Häupter und Bärte, die bis dahin kein Scheermesser berührt hatte. Die gewöhnlichen Geschäfte beginnen wieder und man stattet Dankbesuche ab bei Allen, die dem Begräbniss beigewohnt haben. Kinder und Enkel sind verpflichtet, noch ein halbes Jahrhundert lang von Zeit zu Zeit Opfergaben auf den Gräbern ihrer Aeltern und Grossältern darzubringen.

---

Die *Regierung* Japans kann, wie die der meisten asiatischen Staaten, despotisch genannt werden; indessen ist sie doch keine Willkürherrschaft. Freiheit ist allerdings etwas Unbekanntes in Japan; sie besteht nicht einmal im gemeinen Privatverkehr der Individuen, und es hält schwer, dem Eingebornen den Unterschied zwischen Freiheit und Ungebundenheit begreiflich zu machen. Andererseits aber steht Niemand, er sei vornehm oder ge-

ring, über dem Gesetz. Selbst der *Mikado* und der *Siogun* sind wie die gemeinsten im Volke, ja noch mehr, dem japanischen Despotism unterworfen. Beweise dafür sind bereits im Vorigen mitgetheilt worden.

Japan ist ein *Feudalreich*. Der *Mikado* ist als Nachfolger und Stellvertreter der Götter nur der nominelle Eigenthümer und Beherrscher des Reichs, der *Siogun* sein Vice-Regent. Das Land ist, mit Ausnahme der Kronbesitzungen, in *Fürstenthümer* eingetheilt, die von erblichen Vasallen zu Lehn getragen werden. Diese haben ihre Besitzungen wieder in mehren kleinen Abtheilungen an geringere Edelleute verliehen, welche sie ebenfalls erblich inne haben, aber dafür zu Kriegsdiensten verpflichtet sind.

Wie eingeschränkt der *Mikado* leben muss, und dass er aus diesem Grunde häufig zu Gunsten eines Sohnes abdankt, haben wir oben gezeigt. Auch der *Siogun* (oder *Kubo*, wie er, im Fall er ebenfalls abdankt, genannt wird) darf, nach Fischer, den Umkreis seines Residenzpalastes nur selten verlassen. Selbst die Wallfahrten und die Huldigungsbesuche beim Mikado lässt er jetzt durch Stellvertreter verrichten. Auch die Regierungsgeschäfte sind unter seiner Würde und seine Zeit wird bloss mit Beobachtungen vorgeschriebener Ceremonien, dem Empfang von Huldigungsbesuchen und Geschenken, Gebeten in den Tempeln

innerhalb seiner Residenz, den zahllosen Festtagsfeierlichkeiten etc. hingebracht. Zu diesem Ende ist er mit zahlreichen Hofleuten verschiedenen Ranges umgeben und wird sammt diesen wieder von einer Menge Aufpasser des *Staatsrathes* bewacht, dem jetzt die eigentliche Ausübung der Regierungsgewalt obliegt.

Der *Staatsrath* besteht, nach *v. Siebold*, aus 13 Mitgliedern. Von diesen werden die fünf vornehmsten aus den Fürsten des Reiches gewählt, und die acht übrigen, oder der zweiten Klasse, sind geringere Edelleute. Ausser dem giebt es noch andere Minister, die nicht zum Staatsrathe gehören, namentlich der Tempelvorsteher, unserm Cult-Minister vergleichbar, und die zwei Minister des Auswärtigen, welche zugleich Polizei-Minister sind. Den Vorsitz im Staatsrathe führt ein Rath der ersten Klasse, welcher stets ein Abkömmling des *Ino-Kamonno-Kami* seyn muss, eines Ministers, welcher seiner Zeit dem gleichnamigen Usurpator sehr wichtige Dienste geleistet hat. Dieser Präsident heisst der *Reichs-Gouverneur* und ist dasselbe, wo nicht mehr, was bei der Pforte der Gross-Wesir oder in andern europäischen Staaten der Premier-Minister ist. Seine Gewalt ist so gross, dass er mit Beistimmung der übrigen Staatsräthe selbst den Sio̊gun erforderlichenfalls absetzen und dessen rechtmässigen Erben eigenmächtig auf den Thron heben kann.

Die Beschlüsse des Staatsraths werden dem Siogun zur Bestätigung vorgelegt, welcher diese meistens, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ertheilt. Sollte es ihm ja ein Mal einfallen, anderer Meinung zu seyn, so werden drei Prinzen von Geblüt, d. h. aus seiner Familie, zu Schiedsrichtern gewählt. Wenn diese dem Staatsrathe beipflichten, so bleibt dem Siogun nichts übrig als abzudanken; denn er darf weder seine Verweigerung zurücknehmen, noch dem vereinigten Ausspruch der Minister und Schiedsrichter nachgeben. Dergleichen Abdankungen *(Inkiu)* sind nichts Seltenes. Stimmen die Prinzen in der streitigen Sache dem Siogun bei, so sind die Folgen noch ernster, und der vorsitzende Minister, in gewissen Fällen sogar jedes einzelne Mitglied des Staatsraths, ist verpflichtet, das *Harakiri* an sich zu vollziehen.

Die Zahl der *Lehnfürstenthümer* war ursprünglich 68. Während der bürgerlichen Kriege haben die Sioguns die Umstände benutzt, diese Fürsten, in denen sie eben so viele Nebenbuhler erblickten, durch Theilung ihrer Besitzungen zu schwächen, so dass es gegenwärtig mit Einschluss der kleinern Herrschaften und der kaiserlichen Besitzungen 604 Dominien giebt. Die Fürsten heissen *Kok-seiu*, d. h. Landherren und zerfallen in zwei Klassen: *Daïmiu* (sehr hoch geehrte), welche ihre Fürstenthümer vom Mikado, und *Saïmiu* (hoch-

geehrte), welche sie vom Siogun zu Lehn tragen. Beide Klassen sind in ihren Dominien unumschränkte Herren, haben wieder ihre eignen Vasallen und unterhalten eigne Kriegsheere. Gleichwohl stehen sie sowohl im öffentlichen als im Privatleben unter so strenger Aufsicht, dass selbst die Mächtigsten nichts gegen den Siogun unternehmen können, und die meisten danken daher frühzeitig zu Gunsten ihrer Söhne ab.

Die Verwaltung jedes Fürstenthums geschieht durch zwei *Gokaro's* oder Sekretäre, die vom Staatsrathe ernannt werden; der eine hat seinen Sitz an Ort und Stelle, der andere in Yedo, wo auch die Familie des Erstern, als Geisel für seine Treue, sich aufhalten muss. Nur wenn dieser durch den zweiten abgelöst wird, was regelmässig geschieht, kann er seine Familie wiedersehen. Diese Sekretäre hangen übrigens ganz vom Staatsrathe ab. Jedes Jahr oder auch jedes halbe Jahr um das andere müssen auch die Fürsten selbst in *Yedo* zubringen, wo ihre Familien ebenfalls als Geisel sich aufhalten. Auf ihren Dominien ist ihnen jeder Umgang mit Frauen streng verboten. Die Ceremonien, womit sie ihre Zeit hinbringen, sind vorgeschrieben. Sie dürfen nur bei gewissen Gelegenheiten ihren Palast verlassen; sogar ihr häusliches Leben, Essen, Trinken, Schlafen etc., muss sich nach Vorschriften des Staatsraths richten. Trotz diesen Beschränkungen hält sich die Regie-

FESTUNGSWERKE IN JAPAN.

[illegible] nicht für vollkommen gesichert. Um allen [illegible]schwörungen vorzubeugen, darf kein Fürst gleich[illegible] mit seinen Nachbarn auf seiner Besitzung [illegible], sondern während der eine z. B. in Satzuma [illegible] aufhält, wohnt der andere in Yedo. Um sie [illegible] mehr in Abhängigkeit zu erhalten, sucht die [illegible] auf alle Weise zu verhindern, dass sie [illegible] Reichthümer sammeln. Zu dem Ende müs[illegible] sie die gesammte Kriegsmacht des Reiches, [illegible] für die kaiserlichen Besitzungen, auf ihre [illegible] stellen, ausrüsten und unterhalten. Gegen[illegible] allerdings, in Folge des langen Friedens, [illegible] der Truppen sehr vermindert, beträgt [illegible] immer 300000 Fussgänger und 50000 [illegible]. Was erspart wird, kommt aber nicht den [illegible] zu gut, sondern muss baar nach Yedo ab[illegible] werden. Ausser diesem giebt es noch an[illegible] Mittel, die Fürsten arm zu erhalten. Sie [illegible] z. B. während ihrer Aufenthalte in Yedo [illegible] Aufwand machen. Ist einer ganz [illegible] reich, so ladet sich der [illegible] von Tag [illegible] Tag bei ihm zur Tafel ein, [illegible] oder er verschafft [illegible] beim Mikado. [illegible] nach den grössten Privat[illegible] [illegible] verschöpfen.

Die kaiserlichen [illegible] (Provinzen und [illegible]) werden [illegible] regiert, die der [illegible] ernennt und deren Treue er sich in der-

rung nicht für vollkommen gesichert. Um allen Verschwörungen vorzubeugen, darf kein Fürst gleichzeitig mit seinen Nachbarn auf seiner Besitzung leben, sondern während der eine z. B. in Satzuma sich aufhält, wohnt der andere in Yedo. Um sie noch mehr in Abhängigkeit zu erhalten, sucht die Regierung auf alle Weise zu verhindern, dass sie keine Reichthümer sammeln. Zu dem Ende müssen sie die gesammte Kriegsmacht des Reiches, selbst für die kaiserlichen Besitzungen, auf ihre Kosten stellen, ausrüsten und unterhalten. Gegenwärtig ist allerdings, in Folge des langen Friedens, die Zahl der Truppen sehr vermindert, beträgt aber noch immer 300000 Fussgänger und 50000 Reiter. Was erspart wird, kommt aber nicht den Fürsten zu gut, sondern muss baar nach Yedo abgeliefert werden. Ausser diesem giebt es noch andere Mittel, die Fürsten arm zu erhalten. Sie müssen z. B. während ihres Aufenthalts in Yedo übermässigen Aufwand machen. Ist einer ganz besonders reich, so ladet sich der Siogun von Zeit zu Zeit bei ihm zur Tafel ein, was grosse Kosten verursacht; oder er verschafft ihm einen hohen Ehrenposten beim Mikado. Beide Mittel sind geeignet, auch den grössten Privatschatz allmählich zu erschöpfen.

Die kaiserlichen Dominien (Provinzen und Städte) werden durch Statthalter regiert, die der *Staatsrath ernennt* und deren Treue er sich in der-

selben Weise wie bei den Fürsten zu versichern sucht. Jedes Gouvernement hat zwei Statthalter, einen an Ort und Stelle, während seine Familie in Yedo lebt, den andern in Yedo; beide lösen einander jährlich ab. Der Statthalter hat zahlreiche Räthe und Beamten unter sich, welche gleichfalls vom Staatsrathe ernannt werden.

Die *Bevölkerung* Japans wird verschieden angegeben, von 15 bis 40 und selbst 45 Millionen Seelen, und besteht, nach *Meylan*, aus acht verschiedenen, den indischen Kasten vergleichbaren Klassen, nur mit dem Unterschiede, dass man in besondern, aber seltenen Fällen, durch Verdienste in eine höhere Klasse gelangen, aber auch wohl in eine niedrigere versetzt werden kann. Diese Klassen sind: I) die *Kok-seiu* oder Fürsten, sowohl die *Daïmiu* als *Saïmiu*. (S. oben.); II) die *Kie-nien* oder Edelleute, welche ihre Besitzungen von den Fürsten zu Lehen tragen und wieder Afterlehnsleute haben. Sie müssen die Kriegsmacht stellen, die nach dem Werthe ihrer Besitzungen bemessen wird. Aus dieser Klasse werden jene Minister gewählt, die keine Fürsten zu seyn brauchen, dann die höhern Staatsbeamten, Statthalter, Generale etc. Die Regierung hält sie unter ähnlicher Aufsicht, wie die Fürsten und sie müssen, wenn sie öffentliche Aemter bekleiden, ebenfalls einen Theil des Jahres in Yedo zubringen, angemessenen Aufwand machen, der sie verhindert,

Schätze zu sammeln etc.; III) die *Priester* der verschiedenen Religionen. (S. unten.); IV) die *Samlai* oder das Militär, aus den Lehnsleuten der Kienien bestehend. Ihr Dienst beschränkt sich jetzt auf Erhaltung der innern Ruhe und Bewachung der Küsten. Der Siogun unterhält ausserdem eine Art Leibwache (*Dosin*). Diese vier Klassen bilden die höhern Stände und geniessen das Vorrecht, zwei Degen zu tragen. V) Die Gebildetern des Mittelstandes, zum Theil das, was wir *Honoratioren* nennen, also Beamte, Gelehrte etc.; VI) der geringere Theil des Mittelstandes, hauptsächlich Kaufleute. Unter dieser, wie schon oben bemerkt, in sehr geringer Achtung stehenden Klasse findet man gleichwohl die reichsten Leute in Japan. Weit entfernt, wie die höhern Stände zu übertriebenem Aufwande gezwungen zu seyn, ist es ihnen nicht einmal erlaubt, es jenen gleich zu thun. VII) Die Krämer, Künstler und Handwerker (mit Ausnahme der Lederarbeiter), unter welchen es wieder Abstufungen giebt; so sind z. B. die Goldschmiede und Maler höher im Range als die Zimmerleute und Hufschmiedte. VIII) Die Bauern, Taglöhner und Dienstboten. Die Erstern scheinen grösstentheils Leibeigne zu seyn und selbst die Pächter sind dergestalt mit Abgaben belastet, dass sie in steter Dürftigkeit und Abhängigkeit leben müssen.

Zu diesen acht als Staatsbürger anerkannten Klassen kommt eine neunte, die man die *Pariahs*

von Japan nennen kann. Zu dieser gehören die Abdecker, die Gärber, die Schuhmacher, die Sattler und überhaupt alle Gewerbsleute, die sich mit *Häuten*, *Fellen* und *Leder* beschäftigen. Sie dürfen nicht mit den übrigen Klassen in einem und demselben Orte wohnen, sondern haben eigne Dörfer inne, und werden nur in die Städte berufen, um die Dienste der Scharfrichter und Kerkermeister zu versehen. Sie dürfen kein Gast- oder anderes öffentliches Haus besuchen und wenn sie auf der Reise einer Erfrischung bedürfen, so wird ihnen diese vor die Thüre des Wirthshauses gebracht, und der Wirth zerbricht das Gefäss, aus dem ein Unglücklicher dieser Art gegessen oder getrunken hat. Endlich rechnet man sie bei der Volkszählung gar nicht zur Bevölkerung und ihre Dörfer, wenn sie an einer Landstrasse liegen, sind nicht in der Länge derselben mit einbegriffen, sondern werden, als »Undinge«, davon abgezogen, so dass der Reisende unentgeldlich durch dergleichen Dörfer geführt wird.

Die japanischen *Gesetze* sind sehr streng und blutig; es wird kein Unterschied zwischen verschiedenen Graden der Schuld gemacht und eben so wenig ist von »mildernden Umständen« die Rede. Mit Ausnahme einiger kleinen Vergehen, die vor die Ortsgerichte gehören, finden keine Geldstrafen Statt, weil, nach der Meinung der japanischen Gesetzgeber, der reiche Verbrecher dadurch im

Vortheil gegen den armen stehen würde. Die gewöhnlichen Strafen sind Gefängniss, Verbannung auf eine fast unwirthbare Insel und Tod. Diese Strafen erstrecken sich in gewissen Fällen auf die ganze Familie des Verbrechers. Die Regierung sorgt dafür, dass die Gesetze gehörig bekannt gemacht werden. In jeder Stadt und jedem Dorfe ist eine umzäunte Bühne, von welcher herab jedes neue Gesetz dem Volke verkündigt und wo es nachher schriftlich angeheftet wird. Die Justiz-Verwaltung ist sehr gerecht und kennt keinen Unterschied des Ranges, Standes oder Vermögens. Kleinere Beschwerden werden vor die *Ottonas* (oder Ortsbehörden) gebracht, von denen an die öffentlichen Gerichtshöfe appellirt werden kann. Die Sitzungen der Letztern sind sehr feierlich und von ihrem Ausspruche findet keine Appellation Statt. Zur Erforschung der Wahrheit wird, wenn andere Mittel nicht helfen, die Folter angewendet. Peinliche Strafen und Todesurtheile sind mit Confiscation des Vermögens und Beschimpfung der Familie verbunden. Daher nimmt ein vornehmer Angeklagter, wenn er sich schuldig weiss, zum *Harakiri* seine Zuflucht. Wird er aber plötzlich verhaftet, so dass ihm keine Zeit dazu übrig bleibt, und hat die Familie hinlänglichen Einfluss auf die Behörden, namentlich auf den Kerkermeister: so giebt es zwei Schleichwege (s. g. *Naibuns*, s. oben), der öffentlichen Hinrichtung auszuweichen. Ent-

weder verschafft man dem Gefangenen heimlich eine Waffe, womit er sich selbst tödten kann, oder man lässt es bis zur Folter kommen, wo dann der Nachrichter bestochen wird, das Verfahren so einzurichten, dass der Inquisit, noch ehe er etwas gestanden hat, den Geist aufgiebt. In beiden Fällen wird an die Oberbehörde berichtet, dass der Gefangene eines natürlichen Todes gestorben sei, und da er für unschuldig gilt, so erhält die Familie seinen Leichnam, um ihn zu beerdigen, und entgeht dadurch den Folgen seiner Verurtheilung.

Die Gefängnisse für geringere Verbrecher sind ziemlich erträglich. Der russische Capitän *Golownin* beschreibt das schlechteste, worin er und seine Gefährten in *Matsmai* eingesperrt waren, als eine Reihe von Käfichen, fast wie eine Scheuer, aber hinlänglich luftig, reinlich und warm; auch war die Kost nach der Landesart nicht schlecht, obwohl einem russischen Appetit nicht angemessen. Härter dagegen sind die Kerker für schwere Verbrecher, worin oft 15 bis 20 Personen zusammengesperrt sind und nur durch ein Gitterfenster im Dache Luft und Licht, und durch ein Loch in der Mauer ihre Nahrung erhalten. Die Thüre wird nur geöffnet, wenn neue Gefangene gebracht oder die vorigen hinausgeführt werden.

Die Todesstrafe besteht in der Enthauptung durchs Schwert, auf einem freien Platze ausserhalb der Stadt. Auf dem Wege zum Richtplatze

werden dem Delinquenten von seinen Verwandten und Freunden Erfrischungen gereicht und zuletzt giebt ihm der Henker einen Becher Saki nebst gedörrtem oder gesalzenem Fisch, Backwerk etc. Man erzählt, dass junge Edelleute dem Scharfrichter ihre neuen Schwerter leihen, um sie zu probiren.

---

Man hat die *japanische Sprache* lange Zeit für eine Mundart des Chinesischen gehalten, etwa von der Art, wie Spanisch und Italiänisch unter sich oder mit dem Lateinischen verwandt sind. Wahrscheinlich verleitete dazu der Umstand, dass die Japaner chinesische Schriften und Bücher lesen können, während andererseits die Chinesen Japanisch verstehen, wenn es mit chinesischen Zeichen geschrieben ist, was sehr häufig vorkommt. Neuere und genauere Bekanntschaften mit Japan und den asiatischen Sprachen überhaupt haben gezeigt, dass jene Meinung irrig war. *Klaproth* sagt in seiner bekannten *Asia Polyglotta* ausdrücklich, das Japanische sei in Hinsicht des Baues, der Grammatik und der übrigen Eigenschaften allen andern bekannten Sprachen so unähnlich, dass man auch das Volk, welches sie spricht, für ein Urvolk, aber keineswegs für einen Zweig des chinesischen Stammes zu halten berechtigt sei. Näheres darüber wäre hier nicht an seinem Orte;

aber schon ein Blick auf die von *Meylan* und *Fischer* mitgetheilten Proben sind hinlänglich, diese Aussage zu bestätigen. Das Chinesische ist eine einsylbige, das Japanische eine mehrsylbige Sprache. Selbst das einfache Fürwort *ich* hat vier Sylben: *watakusi**), und *wir* noch zwei Sylben mehr: *watakusi-domo*; doch ist zu bemerken, dass in der mündlichen Rede manche Sylben verschluckt werden. So steht z. B. in den von *Fischer* mitgetheilten Gesprächen statt *watakusi* stets *watakfs*.

Trotz dem hier angeführten Beispiele sagt *Fischer*, das Japanische sei weich und wohlklingend. *Meylan* dagegen behauptet, es gebe einige Laute, die nur eine japanische Zunge hervorbringen könne; unter diese mag das obige *kfs* gehören, welches Fischer wahrscheinlich nicht anders auszudrücken wusste. Auch hat die Sprache keine Geschlechtswörter (Artikel) und die Abänderung (Declination) der Nennwörter geschieht durch Beifügung kleiner Wörter, wie z. B. das obige *domo*, um die die Mehrzahl zu bezeichnen. Die Zeitwörter (Verba) bleiben in Bezug auf Zahl und Person unveränderlich (?) und nur in Hinsicht der Zeit (des *Tempus*) findet eine Abwandelung (Conjugation) Statt. Das Alphabet besteht in 47 Buchstaben, welche durch Accente, die Aussprache betreffend, ver-

---

*) *Im Holländischen steht watakoesi; bekanntlich wird das holländische oe wie u ausgesprochen.*

doppelt werden können. Dieses Alphabet stammt aus dem achten Jahrhundert und kann mit vier verschiedenen Klassen von Charakteren geschrieben werden. Diese sind das *Katakana*, dessen sich die Männer, das *Hiragane*, dessen sich die Frauen bedienen, das *Maneiokana* und das *Jamatagana*. Worin der Unterschied der letztern Klassen besteht, wird nicht gesagt. Hiezu kommt noch die *chinesische* Schrift für den Gebrauch der Gelehrten, welche darauf hindeutet, dass die Japaner ihre Wissenschaften und Künste aus China erhalten haben. Auch amtliche Schriften und öffentliche Urkunden werden chinesisch geschrieben und gedruckt. Man schreibt, sowohl Japanisch als Chinesisch, in senkrechten Zeilen, von Oben nach Unten, und von der Rechten zur Linken. Volks- und Kinderbücher werden mit *Hiragane* geschrieben. In Büchern für die gebildetern Stände findet man nicht selten alle vier Schriftarten und das Chinesische ohne Unterschied angewendet, so dass z. B. ein Wort mit Katakana, das folgende mit Jamatagana, das dritte chinesisch etc. erscheint. Das Studium japanischer Schriften wird dem Fremden dadurch sehr erschwert.

Die *Buchdruckerkunst* ist schon seit Jahrhunderten in Japan eingeführt und gleicht im Wesentlichen der chinesischen; es werden nämlich, statt beweglicher Typen, die Schriftzeichen auf *Holztafeln eingeschnitten*. Man hat sehr viel ge-

druckte Bücher und das Lesen ist eine Lieblingsbeschäftigung beider Geschlechter, besonders am Hofe (Daïri) des Mikado.

Die *Literatur* umfasst wissenschaftliche Werke verschiedener Art, Geschichte, Biographie, Poesie und Drama. *Klaproth* hat ein geographisches Werk ins Französische übersetzt und dasselbe ist von *Titsingh*, oder doch auf dessen Veranstaltung, mit den Jahrbüchern des *Daïri* und denen des *Siogun* der Dynastie Gongen geschehen. Von diesen Werken ist das geographische bei weitem das beste; es geht sehr ins Einzelne und verschafft eine genaue Kenntniss der Geographie und Regierungsform der drei vom japanischen Reiche abhängigen Nebenländer, Korea, den Lutschu-Inseln und den Kurilen. Der Styl ist trocken und schwerfällig und es fehlt an statistischen Angaben. Die Jahrbücher des Daïri enthalten eine langweilige Erzählung von Geburten, Heurathen, Thronbesteigungen, Abdankungen und Sterbefällen, nur hie und da durch nicht minder trockene Beschreibungen von Wallfahrten, Empörungen und Kriegen unterbrochen. Von gleicher Art sind die Jahrbücher des Siogun; doch findet man hier zuweilen unterhaltende Anekdoten, die aber von Titsingh selbst oder seinen Dolmetschern aus andern Quellen eingeschoben zu seyn scheinen. Von besserer Art sind die Proben japanischer Literatur, welche Dr. *v. Siebold* in seinem Archiv mitgetheilt

hat. Die moralisch-philosophischen Schriften bestehen in Commentaren der Werke des chinesischen Philosophen *Kong-fu-tse (Confucius)*. Die s. g. Encyklopädien, von welchen *Abel Rémusat* nach Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris ein gutes Muster geliefert hat, sind eine Art Bilderbücher mit gedruckten Erklärungen und, wie andere japanische Wörterbücher, zuweilen in alphabetischer Ordnung abgefasst.

*Meylan* und *Titsingh* geben einige Proben japanischer Gedichte in holländische Prosa übersetzt. Wir theilen eine davon mit, aus welcher sich ergiebt, dass der japanische poetische Styl entweder grosser Gedrängtheit fähig ist oder dass der *holländische* Uebersetzer unnöthigerweise sehr ins Breite ging. Letztere ist hier (versteht sich aus der dritten Hand des *englischen* Uebersetzers) Zeile für Zeile wiedergegeben.

**Aita kanbé**
**Kawo mita kanbé**
**Mamani hana siwo**
**Itasi ta kanbé**
**Uti siri tara**
**Sakamasi kanbé**
**Sikenni war kanbé.**

**Ja! heftig ist mein Verlangen**
**Nach einem Blick von deinem Angesicht,**
**Mit dir einige Worte zu sprechen;**
**Aber darauf muss ich verzichten:**
**Denn sollte es in meiner Wohnung**
**Zufällig einmal bekannt werden,**

Dass ich mit dir gesprochen hätte,
Dann würde schrecklicher Verdruss
Gewiss über mich kommen,
Mein guter Ruf wäre dann
Sicher für immer verloren.

Arzneikunde und Sternkunde sind die Wissenschaften, welche in Japan am meisten betrieben werden, und es erscheinen darüber nicht bloss Original-Werke, sondern auch Uebersetzungen europäischer Schriften (d. h. Uebersetzungen holländischer Werke und Uebersetzungen). Ueber die einheimischen Schriften dieser Art, so wie über die Kenntnisse und Geschicklichkeiten der japanischen Astronomen und Aerzte, fallen die Urtheile günstig aus. Dr. *v. Siebold* spricht sehr lobpreisend von dem Eifer, mit welchem sich Aerzte aus allen Theilen des Reiches zu ihm drängten, um ihre Kenntnisse durch Umgang mit ihm zu erweitern. Dasselbe war der Fall mit den Astronomen. Diese Anerkennung europäischer Ueberlegenheit stellt die Japaner auf eine höhere Stufe von Bildung als diejenige ist, welche die selbstgenügsamen Chinesen einnehmen. Für die Fortschritte der japanischen Heilkunde spricht unter andern die Thatsache, dass die auch in Europa schon seit längerer Zeit bekannten und angewendeten Heilmethoden mittelst des Nadelstiches (der *Acupunktur*) und *der Moxa* japanische Erfindungen sind. Die Heil*mittel der* Japaner sind meistens aus dem Thier-

und Pflanzenreiche genommen. Die chemischen Kenntnisse der Aerzte sind zu oberflächlich, als dass sie es wagen sollten, mineralische Arzneien anzuwenden. Weiter dagegen hat man es in der Pflanzenkunde gebracht und die Heilkräfte der Gewächse sind sehr vollständig bekannt. Ein grosses Hinderniss ärztlicher Fortschritte ist der Aberglaube. Die Verunreinigung, welche mit der Berührung der Leichname verbunden ist, steht hauptsächlich der Verbreitung anatomischer Kenntnisse im Wege.

Grösser sind die Fortschritte der Sternkunde, wahrscheinlich weil der Aberglaube hier wenig oder gar nicht ins Spiel kommt. Die japanischen Astronomen studiren, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten, die besten europäischen Werke, wie z. B. die von *Lalande*, welche ins Holländische übersetzt worden; auch haben sie den Gebrauch der meisten europäischen Instrumente gelernt. Einheimische Künstler verstehen sie nachzumachen, und *Meylan* versichert, gute Fernröhre, Barometer und Thermometer, die aus japanischen Werkstätten hervorgegangen, gesehen zu haben. Die Kalender, die ehemals aus China kamen, werden jetzt von den Astronomen in *Yedo* und *Miyako*, welche sich auf die Berechnung der Finsternisse verstehen, ausgearbeitet.

Die *Jahresrechnung* und *Zeiteintheilung* der *Japaner ist ganz* eigenthümlich und für Europäer

sehr schwierig. Für chronologische Zwecke hat man drei verschiedene Zeitkreise (Cyclen), von welchen der eine ziemlich verwickelt ist und auf astronomischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen ruht, die andern beiden aber einfacher sind und daher zuerst erwähnt werden sollen. Der gewöhnliche Cyclus für historische Begebenheiten heisst *Nengo*. Es ist diess eine sehr willkürliche Periode, die bald nur Ein Jahr, bald mehre umfasst. Sie wird nach Belieben vom jedesmaligen *Mikado* festgesetzt, je nachdem diesem irgend ein Ereigniss wichtig genug dafür erscheint. So befahl z. B. ein Mikado, dass mit seiner Abdankung ein neuer *Nengo* beginnen sollte, und nannte diesen »den *Nengo* des Glückes der Natur und der Kunst«, damit andeutend, dass er in seiner Zurückgezogenheit sein Glück im Genusse der Natur und der Beschäftigung mit den Künsten suchen wolle. Ein solcher *Nengo* dauert so lange, bis eine neue merkwürdige Begebenheit den Mikado oder seinen Nachfolger veranlasst, ihn zu beendigen und einen neuen Jahreskreis zu beginnen. Noch einfacher und daher am gebräuchlichsten ist der *Daï*, oder die Anzahl der Regierungsjahre des Mikado. Die einzige Schwierigkeit dabei ist, dass der Antritt oder die Abdankung oder der Tod desselben meistens in die Mitte eines Jahres *fällt*. Diesem wird aber dadurch abgeholfen, dass *man das* ganze Jahr, in welchem ein Mikado ab-

dankt oder »verschwindet« (stirbt), für voll rechnet, so dass der *Daï* des Nachfolgers erst mit dem nächsten Neujahrstage anfängt. Am verwickeltsten ist der *astronomische* Cyclus von sechzig Jahren, zu dessen Berechnung die zwölf Zeichen des Thierkreises und die Elemente nothwendig sind. Der japanische Thierkreis hat folgende Zeichen: 1) die Maus; 2) der Stier; 3) der Tiger; 4) der Hase; 5) der Drache; 6) die Schlange; 7) das Pferd; 8) die Ziege (oder auch das Schaf); 9) der Affe; 10) der Hahn; 11) der Hund und 12) der Eber. Die Zahl der Elemente ist fünf: Feuer, Wasser, Erde, Metall und Holz. Jedes kann wieder für sich in zweifacher Art betrachtet werden, zuerst in seinem natürlichen Zustande und dann als zum Gebrauch des Menschen verwendet, wodurch zehn Elemente entstehen. So ist *Kino-je* das natürliche Holz oder das erste Element, *Kino-to* aber, das gefällte oder Zimmer- oder Werkholz, das zweite Element. *Fino-je* ist das natürliche Feuer, wie es sich in der Sonnenhitze, im Blitz, beim Ausbruche eines Vulkans kund giebt, *Fino-to* das von Menschen erzeugte Feuer mittelst Holz, Oel etc. Diese zehn Elemente werden nun auf verschiedene Weise mit den Zeichen des Thierkreises verbunden und man erhält dadurch *sechzig Figuren*, deren jede ein Jahr bedeutet.

Das Jahr hat zwölf Mondenmonate, enthält aber mehr Tage als zu einem solchen Jahre ge-

hören würden, weil der *Mikado* bald diesem, bald jenem Monate ein paar Tage zugiebt, was jedes Jahr im Kalender angezeigt ist. Die dadurch entstehenden Abweichungen vom Sonnenjahre werden alle drei Jahre durch einen *Schaltmonat* ausgeglichen, der aber ebenfalls eine willkürliche Länge hat.

Am seltsamsten jedoch erscheint die japanische *Stundeneintheilung* des Tages. Der natürliche Tag und die Nacht haben zusammen nur zwölf Stunden, von welchen sechs auf den Tag (d. h. von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang) und sechs auf die Nacht (vom Untergang der Sonne bis zu ihrem Aufgange) kommen. Beiderlei Stunden sind daher, zur Zeit der Nachtgleichen ausgenommen, stets von abwechselnder Länge. Streng genommen sollte diese Länge von Tag zu Tag verschieden seyn. Man begnügt sich jedoch mit einer nur viermaligen Abänderung im Jahre, welche alle drei Monate eintritt. Ausserdem hat aber auch die Benennung und das Zählen der Stunden etwas ganz Eigenthümliches und Beides steht in Verbindung mit den Sternbildern des Thierkreises. Trotz der Eintheilung in *zwölf* Stunden wird nur bis *neun* gezählt. Mittag und Mitternacht sind *neun Uhr*, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang *sechs Uhr*. Wenn man fragt, wie neun Uhr in zwölf Stunden zwei Mal vorkommen kann, so wird geantwortet, *dass diese* arithmetische Unmöglichkeit dadurch *gehoben* wird, dass man die ersten und die letz-

ten drei Zahlen weglässt und mit vier beginnt, mit neun aufhört. Das Ganze stellt sich nämlich in folgender Weise dar. Neun (Mittag oder Mitternacht) ist der Punkt, von dem das Zählen ausgeht, oder die erste Stunde. Zwei Mal 9 ist 18; die Decimal-Ziffer 1 abgezogen, bleibt 8 als die zweite (Tag- oder Nacht-) Stunde, oder *acht Uhr*. Drei Mal 9 ist 27; die 2 abgezogen, bleibt 7 als die dritte (Tag- oder Nacht-) Stunde oder *sieben Uhr*. So geht es fort bis: 6 Mal 9 ist 54, wo man durch Abziehen der Ziffer 5 die vierte Stunde oder 4 Uhr erhält, auf welche nun abermals 9 Uhr folgt. Folgende Uebersicht zeigt zugleich die Benennung der Stunden nach den 12 Sternbildern des Thierkreises.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| *Mitternacht* . . . | 9 | Uhr | oder | die *Mausstunde.* |
| | 8 | » | » | » *Stierstunde.* |
| | 7 | » | » | » *Tigerstunde.* |
| *Sonnenaufgang* . | 6 | » | » | » *Hasenstunde.* |
| | 5 | » | » | » *Drachenstunde.* |
| | 4 | » | » | » *Schlangenstunde.* |
| *Mittag* . . . . . | 9 | » | » | » *Pferdstunde.* |
| | 8 | » | » | » *Ziegen-* (oder *Schaf-*) *Stunde.* |
| | 7 | » | » | » *Affenstunde.* |
| *Sonnenuntergang* | 6 | » | » | » *Hahnstunde.* |
| | 5 | » | » | » *Hundsstunde.* |
| | 4 | » | » | » *Eberstunde.* |

Jede Stunde wird durch Glockenschläge in den *verschiedenen* Tempeln angezeigt, und zum Ab-

messen der Stunden hat man Pendeluhren, deren Pendel von Zeit zu Zeit verlängert oder verkürzt wird. Auch werden brennbare Stoffe von einer bestimmten Grösse angezündet, um nach deren Brennen die Zeit zu messen. *Fischer* erwähnt auch einer uhrähnlichen, übrigens nicht genauer beschriebenen Vorrichtung, in einem wagrechten Stabe bestehend, der sich auf einer Nadelspitze hin und her bewegt. Dass die japanischen Mechaniker kunstreiche Maschinen dieser Art zu machen verstehen, beweist eine Uhr, welche 1826 der Statthalter von Nagasaki dem Siogun als Geschenk überreichte und welche den Beamten der Faktorei gezeigt wurde. *Meylan* beschreibt sie, wie folgt. »Die Uhr befindet sich in einem Rahmen von 3 Fuss Höhe und 5 Fuss Breite und stellt eine Landschaft von der Mittagssonne beleuchtet dar. Pflaumen- und Kirschbäume in voller Blüthe zieren nebst andern Gewächsen den Vordergrund. Der Hintergrund besteht in einem Berge, von dem, künstlich durch Glas nachgeahmt, ein Bach herabstürzt und einen Fluss bildet, der sich theils zwischen Felsen hindurch windet, theils mitten durch die Landschaft strömt, bis er sich in einem Tannenwalde verliert. Am Himmel steht eine goldene Sonne und zeigt durch ihre Bewegung die Stunden an. Am untern Theile des Rahmens sind die zwölf Tag- und Nachtstunden angegeben und eine kriechende Schildkröte dient als Zeiger. Ein

Vogel auf dem Aste eines Pflaumbaums singt nach jeder Stunde und schlägt mit den Flügeln. Sobald er aufhört zu singen, schlägt eine Glocke und eine Maus kommt aus einer Höhle und läuft über den Berg. . . . . Jeder einzelne Bestandtheil war sehr nett gearbeitet; nur war der Vogel, die Sonne etc. zu gross.« . . . . .

Die Japaner verstehen sich auch auf Messkunst, selbst Trigonometrie, und sind gute Baumeister. Sie haben Kanäle, hauptsächlich zur Bewässerung der Felder, und mancherlei Arten von Brücken. Sie haben gelernt, mittelst des Barometers die Höhen der Berge zu bestimmen und in neuer Zeit sehr gute Landkarten gezeichnet. Ausser Uhren verfertigen sie auch Wassermühlen und Drechselbänke, haben aber keine Lust, andere Maschinen zur vortheilhaftern Betreibung der Gewerbe nachzuahmen. Als dem Siogun von der Faktorei das Modell einer Oelmühle zum Geschenk gemacht wurde, bewunderte man zwar die sinnreiche Erfindung, gab es aber zurück mit der Bemerkung, dass eine solche Maschine die zahlreichen Japaner, welche auf die bisher gewöhnliche Weise Oel bereiten, um ihr Brod bringen würde. Sehr zurück aber sind die Japaner in der Kriegsbaukunst und der Schiffahrt, obschon der Compass ihnen seit alter Zeit bekannt gewesen ist.

MUSIKINSTRUMENTE. STAATSKLEIDUNG. HOFTRACHT.

Verlag von J G Calve in Prag

rer Zeit sind die Japaner auch mit der Kupferstecherei bekannt geworden und haben sich sehr eifrig darauf verlegt.

Von Bildhauerei findet man keine besondere Erwähnung bei den Schriftstellern über Japan; nur hie und da ist von Schnitzwerk als Verzierung die Rede. Dagegen wird von der Giesskunst als einer Geschicklichkeit gesprochen, die, so weit es sich mit gänzlicher Vernachlässigung schöner Verhältnisse verträgt, auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit steht. Man giesst hübsche Gefässe, Bilder etc. und die Glocken zeichnen sich durch schöne Basreliefs aus. Die Glocken haben keine Klöppel, sondern werden von aussen mit hölzernen Keulen geschlagen. Von einer Baukunst hat man keinen Begriff; das Bauen wird bloss als ein Handwerk betrachtet.

Was die *Lackirwaaren* betrifft, so stimmen alle Berichterstatter darin überein, dass man sich nach den gewöhnlichen Gegenständen, die davon in Europa vorhanden sind, keinen richtigen Begriff machen kann. Wirklich schöne Waaren dieser Art dürfen die Fremden nicht kaufen und das Beste, was die Beamten der Faktorei mit nach Hause gebracht, haben sie als Geschenke von ihren japanischen Freunden erhalten. Diese Gegenstände sind grösstentheils im königlichen Museum zu *Haag* aufgestellt, und obschon sie in Japan selbst nur als von untergeordnetem Werthe betrachtet wer-

den, stehen sie doch so hoch über den gewöhnlichen japanischen Artikeln, dass man, ohne diese Sammlung gesehen zu haben, kein Urtheil über die Schönheit solcher Kunstwerke aussprechen darf. Das ganze Verfahren des Lackirens ist äusserst langwierig. Der Firniss, der harzige Stoff eines Strauches, *Urosino-ki* genannt (*Rhus vernix*), erfordert eine sehr umständliche Vorbereitung. Das Färben geschieht, indem man diesen Firniss langsam und anhaltend mit dem Färbestoffe auf einer Kupferplatte zusammen reibt. Das eigentliche Lakkiren selbst ist eben so umständlich als diese Vorbereitungen. Wenigstens fünf Mal nach einander wird der Gegenstand mit dem Lack überzogen und jeder Ueberzug muss, nachdem er getrocknet, mit einem feinen Steine oder mit einem Stück Schilfrohr glatt polirt werden, ehe man den folgenden auftragen kann, und nur durch diese mühsame und beharrliche Arbeit erlangt der Firniss seine Vortrefflichkeit.

Auf die *Steinschneidekunst* verstehen sich die Japaner nicht und legen überhaupt keinen Werth auf Edelsteine, die daher auch nicht zum Schmuck beider Geschlechter gehören. Dagegen sind sie sehr geschickt in der Bearbeitung der *Metalle*. Das schöne sogenannte *Seiakfdo*, in welchem verschiedene Metalle mit einander theils verschmolzen, theils bloss mechanisch verbunden sind, so dass es wie schöner Schmelz (*Email*) aussieht, wird

statt der Juwelen zur Verzierung von Gürtelschlössern, Degenscheiden etc. gebraucht. Aber worin die Japaner fast alle andere Nationen übertreffen, das ist die Kunst, feinen Stahl zu bereiten und zu härten. Ihre Degen und Säbel sind, nach *Fischer*, so scharf wie Scheermesser und man kann damit einen eisernen Nagel oder auch eine europäische Klinge durchhauen, ohne dass die Schneide sich umbiegt oder schartig wird. Sie sind aber auch ausserordentlich kostbar und 1000 fl. unserer Conv. Münze sind nicht zu viel für eine schöne Säbelklinge, während eine alte von erprobter Trefflichkeit um keinen Preis feil ist. Die Ausfuhr dieser Waarengattung ist verboten, in Folge der abergläubischen Vorstellung, dass japanische Waffen und japanische Tapferkeit als Erbtheil der göttlichen Vorältern unzertrennlich verbunden seien und eins mit dem andern verloren gehen würde.

Von *Manufaktur*-Gegenständen wird Alles, was zum eignen Gebrauch und täglichen Leben gehört, im Lande selbst gearbeitet. Das Porzellan aber, das in älterer Zeit so berühmt war, hat an Güte verloren, angeblich, weil die besonders feine ehemalige Porzellanerde jetzt nicht mehr zu finden ist. Die schönsten Seidenzeuge werden von vornehmen Verbrechern gewoben, die man auf einer kleinen, unfruchtbaren Felseninsel einsperrt, wo sie ihre Lebensbedürfnisse, die ihnen zur See zugeführt werden, mit ihrer Hände Arbeit bezahlen

müssen. Die Ausfuhr dieser Seidenstoffe ist ebenfalls verboten.

Der auswärtige *Handel* ist jetzt auf den Verkehr mit den zwei holländischen Schiffen und zwölf chinesischen Dschonken jährlich beschränkt. Auch die Ladungen dieser Fahrzeuge sind durch Vorschriften geregelt. Sie dürfen für die Holländer nicht mehr als etwa 75000 Pfund Sterling an Werth und für die Chinesen nur um die Hälfte mehr betragen. Die Ausfuhr besteht jetzt fast nur noch in *Kampher* und *Kupfer*, und es finden in Betreff des Letztern beständige Streitigkeiten zwischen der holländischen Faktorei und den Behörden von Nagasaki Statt, weil die Regierung fürchtet, dass die Minen erschöpft werden möchten. Der innere Handel ist sehr bedeutend und wird theils durch die Menge und Mannichfaltigkeit der einheimischen Naturerzeugnisse, theils durch den ausgebreiteten Kunstfleiss der Bewohner gefördert. Die drei Hauptinseln *Nippon*, *Kiusiu* und *Sikokf* enthalten eine Oberfläche von beiläufig 90000 (4240 geographischen oder teutschen) Geviertmeilen und erstrecken sich mit Inbegriff der Nebenländer, der *Lutschu-Inseln* in Süden und der Insel *Yezo* nebst den *Kurilen*, von 24 bis 50 Grad Breite und von 123 bis 150 Grad östlicher Länge (von Greenwich). Die südlichen Inseln liefern daher die meisten Tropengewächse, während auf den nördlichen die der gemässigten Zonen gedeihen. Die Gebirge sind reich an allen

Arten von Mineralien, die vulkanischen Gegenden besonders an Schwefel. Die Silbergruben von *Tsusima* wurden schon im Jahre 674 bearbeitet. Die Regierung trägt für die Beförderung des innern Handels grosse Sorge.

Das Tauschmittel besteht in Gold, Silber und Kupfer; doch nur die Gold- und grössern Silberstücke können eigentliche Münzen genannt werden; sie tragen den Münzstempel und haben einen festgesetzten Werth. Die kleinern Silberstücke und das Kupfer werden bloss nach dem Gewichte bestimmt. In einigen Fürstenthümern hat man auch Papiergeld und unter den Kaufleuten sind Wechselbriefe gebräuchlich.

Durch das ganze Reich sind Briefposten eingeführt, welche zwar nur in Fussboten bestehen, aber allen Forderungen wundervoll entsprechen. Jeder Bote hat einen Gehilfen bei sich, damit nicht durch einen Unfall, der ihn etwa betreffen könnte, Versäumniss eintrete. Diese Boten sind wahre Schnellläufer und auf jeder Station wird das Packet sogleich von einem andern übernommen. Der grösste Fürst muss, wenn er auf der Reise mit seinem Gefolge einem solchen Postboten begegnet, ihm ausweichen und ist für jedes ihm verursachte Hinderniss verantwortlich.

Waaren befördert man zu Lande durch Lastthiere, gewöhnlich Pferde und Ochsen. Die Strassen gehen in gerader Linie, selbst über hohe

Berge, wo sie treppenartig angelegt sind. Aber der Haupt-Transport geschieht zu Wasser. Für die Beschiffung der Flüsse und Landseen, die Fischerei an den Küsten und den Küstenhandel, selbst für die Ueberfahrt von einer Insel zur andern, sind die japanischen Schiffe hinreichend gut gebaut. Dass sie keine weiten Reisen unternehmen können, ist der kaiserlichen Absperrungs-Politik zuzuschreiben. Es besteht nämlich ein eignes Gesetz, welches die Form und Bauart der Schiffe bestimmt und ausdrücklich verordnet, dass das Hintertheil so schwach seyn und das Steuerruder so angebracht werden muss, dass es bei stürmischer See weggerissen wird und der Stern einen Leck bekommt. Uebrigens sind alle japanischen Fahrzeuge gleichmässig mit Segeln und Rudern versehen. Die grössten halten 60 Tonnen (1200 Centner) und haben einen grossen Hauptmast mit einem ungeheuern viereckigen Segel, nebst einem kleinen Maste und Segel am Vordertheil des Schiffes. Die Ruder sind sehr lang und werden von der Mannschaft, die diess Geschäft stehend verrichtet, sehr geschickt und schnell gehandhabt. Am häufigsten sieht man Fischerfahrzeuge, da Fische, wie schon bemerkt, das Haupt-Nahrungsmittel der Einwohner ausmachen.

Auch der *Ackerbau* wird von den Japanern sehr eifrig und einsichtsvoll betrieben. Mit Ausnahme der Strassen und Wege und der unent-

behrlichsten Wälder sieht man im Freien, selbst bis zu den Gipfeln der Berge hinauf, kaum ein Fleckchen Landes, das nicht angebaut wäre. Wo der Pflug nicht von Vieh gezogen werden kann, und an den steilen Bergabhängen treten Menschen an seine Stelle. Der Boden ist im Ganzen von Natur wenig fruchtbar, liefert aber durch fleissige Bearbeitung, sorgfältige Bewässerung und reichlichen Dünger (der auf jede mögliche Weise zusammen getragen wird) sehr ergiebige Aerndten.

Die Haupt-Feldfrucht ist *Reiss*, der der beste in ganz Asien seyn soll. Auch Gerste und Waizen werden gebaut. Erstere dient als Viehfutter; Letzterer ist wenig geachtet und wird meist nur zu Backwerk verwendet; auch braucht man ihn zum *Soy*, einem gegohrnen Getränke, zu welchem ausserdem noch Bohnen und Salz genommen werden. Bohnen aller Art, einige andere Küchengewächse, namentlich Wurzeln, werden gleichfalls stark gebaut. Maulbeerbäume unterhält man zum Behuf der Seidenzucht; die japanische Seide soll aber der chinesischen nachstehen. Aus dem Safte eines gewissen Baumes wird eine Art groben Zukkers bereitet.

Nächst dem Reiss aber ist die *Theepflanze* der Hauptgegenstand des Landbaues. Diese wurde am Anfange des neunten Jahrhunderts in Japan eingeführt, wo der aus China zurückkommende Priester *Yeitsin* dem Mikado *Saga* die erste

Tasse Thee zu trinken gab. Gegenwärtig ist dieses Getränk durch das ganze Reich und alle Volksklassen verbreitet. Ausser den gewöhnlichen grössern Pflanzungen, deren Erzeugniss in den Handel kommt, besteht jede Hecke auf den Gründen des gemeinsten Bauers aus Theestauden zum Gebrauch für den Eigenthümer, seine Familie und Dienstleute.

Die *Gärtnerei* der Japaner ist mehr Künstelei als wirklicher Gartenbau. Man bestrebt sich einerseits unnatürlich kleine, andererseits unnatürlich grosse Gewächse und Früchte hervorzubringen. Die winzig kleinen Gärten bei den Häusern in den Städten enthalten vollkommen ausgewachsene Bäume verschiedener Art von nicht mehr als drei Fuss Höhe, mit Kronen von drei Fuss Durchmesser. Diese Zwergbäume werden in Töpfen gezogen. Aber diess sind noch Riesen im Vergleich mit den Liliput-Gewächsen, die Meylan im Jahre 1826 sah. In einer Schachtel von drei Zoll Höhe und einem Zoll Durchmesser (nach Fischers Aussage von 4 Zoll Länge, $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite und 6 Zoll Höhe) standen ein natürlicher Bambus, eine Tanne und ein Pflaumbaum, letzterer in voller Blüthe. Der Preis dieses Taschengärtchens war 1200 holländische Gulden (oder 1000 fl. Conv. Münze). Im Gegensatze zu dieser Verkleinerungskunst steht die andere Künstelei, riesenmässig grosse Produkte hervorzubringen. Von dieser Art sah *Meylan* Pflau-

menbäume mit Blüthen, deren jede vier Mal so gross als eine Kohlrose (? *cabbage-rose*) war, die aber keine Früchte brachten, auf welche es auch damit gar nicht abgesehen war. Eben so zeigte man ihm Rettige von 50 bis 60 Pfund; die von 15 Pfund sollen etwas sehr Gewöhnliches seyn. Dieses (man gestatte das neue Wort) Verriesigen der Gewächse wird mit Nutzen auf die Tannen angewendet. Man findet dergleichen vorzüglich bei Tempeln. Die Aeste erhalten oft, durch Pfähle unterstüzt, eine solche Länge, dass sie ein Schattendach von dreihundert Fuss im Durchmesser bilden. — Es giebt auch einen Ueberfluss an wilden Cedern, welche an Grösse den berühmten des Libanon gleich kommen.

Die Hausthiere beschränken sich auf Pferde, Rinder und Geflügel. Schafe, Ziegen, Schweine und Esel fehlen gänzlich. Auch ist bei dem allgemeinen Anbau des Landes wenig Raum für wilde Thiere. Hirsche sind ein beliebtes Jagdwildpret. Auch den Füchsen wird eifrig nachgestellt. Man hält sie für Verkörperungen des »Bösen Prinzips« und sucht sie auf alle Weise zu vernichten.

---

Die letztere Bemerkung führt uns zu der *Religion* der Japaner, mit welcher auch die *Geschichte* des Landes in genauester Verbindung steht.

Die ursprüngliche Volks-Religion heisst *Sinsiu*,

von *Sin* (Götter) und *Seiu* (Glaube), und die Bekenner derselben werden *Sintus* genannt. Diess ist die gewöhnliche Erklärung. Dr. von *Siebold* aber behauptet, der wahre Name dieser Religion sei *Kami-no-mitsi* (der Weg zu den Göttern), welches die Chinesen mit *Schin-tao* übersetzen, woraus die Japaner *Sintu* gemacht hätten. Folgendes ist das Wichtigste dieses religiösen Systems.

Aus dem ursprünglichen Chaos entstand, selbstgeschaffen, der höchste Gott, im obersten Himmel wohnend (was sein Name *Ameno-mi-naka-nusimo-kami* ausdrückt); er ist viel zu erhaben, als dass irgend eine Sorge seine Ruhe stören könnte. Nächst ihm entstanden zwei schaffende Götter, welche aus dem Chaos das Weltgebäude hervorbrachten, bei der Schöpfung der Erde aber inne hielten und diese in einem chaotischen Zustande liessen. Das Universum wurde nun einige Myriaden von Jahren hindurch von sieben auf einander folgenden Göttern (den sogenannten Himmlischen Göttern) regiert. Der letzte hiess *Iza-na-gi-mi-koto* und war der einzige beweibte. Den sechs vorhergehenden standen zwar auch Göttinnen zur Seite; aber diess waren ihre Schwestern. *Iza* etc. ordnete das Chaos der Erde, die damals noch ganz in Wasser eingehüllt war. Er tauchte seinen Speer in das Wasser und als er ihn wieder herauszog, entstand aus den abfallenden Tropfen eine Insel,

*Kiusiu*, die grösste von den acht Inseln, welche damals die ganze Erde ausmachten. Hierauf rief *Isa* etc. acht Millionen Götter ins Daseyn, schuf »die zehntausend Dinge« (*jorod-su-no-mono*) und übertrug dann die Regierung der Welt seinem liebsten Kinde, seiner Tochter, der *Sonnengöttinn*, welche unter drei verschiedenen Namen bekannt ist: *Ama-terasu-oho-kami, U-hiru-meno-mikoto* und *Ten-sio-dai-sin*. Der Letztere bezieht sich insbesondere auf ihr Verhältniss zu Japan.

Mit der Herrschaft der Ten-sio-dai-sin begann eine neue Epoche. Sie regierte nur etwa 250000 Jahre und auf sie folgten vier andere Götter (oder vielmehr nur Halbgötter), welche nach einander die Welt 2,091042 Jahre regierten. Diese sind die irdischen oder Erdgottheiten. Der Letzte verehelichte sich mit einem sterblichen Weibe und hinterliess auf der Erde einen Sohn, Namens *Sin-mu-ten-wau*, den Urvater der japanischen *Mikados*.

Aber von allen diesen hohen und mächtigen Gottheiten scheint, obschon sie wesentlich zur Sintu-Mythologie gehören, gegenwärtig keine andere göttlich verehrt zu werden, als die Sonnengöttinn (*Ten-sio-dai-sin*) und auch diese ist zu erhaben, als dass man sich unmittelbar an sie mit Gebeten wenden dürfte; dieses geschieht daher durch die Vermittelung der *Kami*, oder ihres Abkömmlings, des *Mikado*. Die *Kami* werden ihrer-

seits wieder in höhere und niedere eingetheilt; jene, 492, sind geborne Gottheiten (wie es scheint, bloss geistige Wesen), diese, 2640, bloss vergötterte oder durch den Mikado unter die Götter versetzte (canonisirte) Menschen. Den *Kami* sind die Tempel geweiht und sie sind es, welche, wie bereits oben gesagt wurde, dem Mikado jährlich ihre Aufwartung machen.

Bei allen diesen zahlreichen Gottheiten sind die Tempel der Sintus gleichwohl nicht durch Götzenbilder verunstaltet. Die einzige Anregung zu frommen Empfindungen, welche sie enthalten, ist ein *Spiegel*, das Sinnbild vollkommener Seelenreinheit, und nächst diesem ein *Gohei*, aus mehren weissen Papierstreifen bestehend, die ebenfalls ein Sinnbild der Reinheit sind. Nach einigen Schriftstellern sind sie unbeschrieben, nach andern enthalten sie religiöse und moralische Sprüche. Zwar besitzen die Tempel Bilder derjenigen Kami, welchen sie geweiht sind, aber diese werden nicht zur Verehrung aufgestellt, sondern kommen nur an festlichen Tagen bei den Processionen zum Vorschein.

Im Ganzen sind die Nachrichten über die Sinseiu-Religion unvollständig und stimmen zum Theil nicht überein. Nach von *Siebold* hat der Sintu eine unbestimmte Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, von einem künftigen Zustande der Glückseligkeit oder des Gegentheils,

als Belohnung oder Bestrafung, an abgesonderten Orten für die Guten und die Bösen. Die vornehmsten Pflichten und Tugenden, welche diese Religion vorschreibt und verlangt, sind folgende fünf: Erhaltung des reinen Feuers, als Sinnbild der Reinheit und Werkzeug der Reinigung; Sorge für Reinheit der Seele und des Leibes, durch Gehorsam gegen die Gebote der Vernunft und die Landesgesetze und durch Enthaltung von allem Unreinen; Beobachtung der festlichen Tage; Wallfahrten und die Verehrung der *Kami's*, sowohl in den Tempeln als zu Hause, wo jede Familie das Bild eines Kami in einer Hauskapelle oder in einem sonstigen Behältnisse aufbewahrt.

Unrein wird man durch Umgang mit unreinen Menschen, durch Anhörung gottloser oder schändlicher Reden, durch den Genuss gewisser Speisen und durch die Berührung von Blut und todter Körper. Wenn daher z. B. ein Arbeiter beim Bau eines Tempels sich verwundet, so wird er als unrein entlassen und es sind Fälle vorgekommen, wo das heilige Gebäude eingerissen und von neuem gebaut worden ist. Die Unreinheit ist grösser oder geringer, das heisst von längerer oder kürzerer Dauer, je nach der Art ihres Ursprungs. Am längsten währt sie nach dem Tode eines nahen Verwandten. Während der Unreinheit ist der Besuch der Tempel und überhaupt jede Religionshandlung verboten; auch das Haupt

muss stets bedeckt seyn, damit die Sonnenstrahlen, wenn sie darauf fallen, nicht ebenfalls verunreinigt werden. Dieser Zustand der Unreinheit hört nicht mit dem Ablauf der bestimmten Zeit von selbst auf, sondern es müssen zur Wiedererlangung der Reinheit auch religiöse Mittel angewandt werden, worunter vornehmlich Fasten, Beten und einsames Lesen geistlicher Bücher gehören. Die Wohnungen, wo Jemand gestorben ist, werden durch Feuer gereinigt.

An den zahlreichen Festtagen begiebt man sich, ehe die feierlichen Prozessionen beginnen, in denjenigen Tempel, welcher dem Kami dieses Tages gewidmet ist. Vor dem Eingange desselben ist ein Gefäss mit geweihtem Wasser aufgestellt, welches zu den vorgeschriebenen Waschungen dient. Der Betende hat sein Feierkleid angelegt und kniet in der Vorhalle vor einem Gitterfenster nieder, durch welches er in den heiligen Spiegel sehen kann. Hier verrichtet er sein Gebet und bringt sein Opfer dar, welches in Reiss, Früchten, Thee, Saki und dergleichen besteht. Zum Schluss wirft er ein Stück Geld in die dazu aufgestellte Büchse und entfernt sich. Diess ist überhaupt die gewöhnliche Art der Gottesverehrung in den Tempeln. Noch ist zu bemerken, dass der Betende ein heiteres Gemüth mitbringen muss, damit die Gottheit durch den Anblick eines Trübsinnigen nicht gleichfalls in

ihrer Heiterkeit gestört werde. — Zu Hause wird in ähnlicher Weise in dem Gartentempel (*Mija*) gebetet. Auch jeder Mahlzeit geht ein Gebet vorher.

Die von den Tempelbesuchern geopferten Garben an Geld und Früchten sind zum Unterhalt der Priester bestimmt. Die Sintu-Priester heissen *Kaminusi*, d. h. Götterwirthe. Ihre Wohnungen bei den Tempeln sind nämlich, wie wir schon oben gesehen haben, Gasthäuser, wo Reisende beherbergt und andere Gäste bewirthet werden können. Die Priester sind verheurathet und ihre Weiber sind ebenfalls Priesterinnen, welchen bestimmte Verrichtungen beim Tempel obliegen.

Aber die wichtigste religiöse Handlung des Sintu ist die *Wallfahrt*. Es giebt zwei und zwanzig Wallfahrtstempel im japanischen Reiche, unter welchen der *Sonnentempel* zu *Isei* (*Isye*) auf der Insel *Nippon* der vornehmste ist. Der grosse Haufe hält diesen Tempel für die Geburtsstätte der Sonnengöttinn. Jeder Japaner, auch der Bekenner der Buddha-Religion, wess Standes und Geschlechtes er sei, muss wenigstens Ein Mal im Leben nach *Isei* wallfahrten. Nur die Priester und Priesterinnen, so wie der Siogun und einige der höchsten Fürsten, sind von dieser Verpflichtung entbunden. Letztere senden, so wie der Siogun, jährlich gewisse Stellvertreter hin. Die Pilger können nach ihrem Gefallen reisen, aber für besonders verdienstlich gilt es, wenn der Wall-

fahrer zu Fuss geht, als Bettler sich fortbringt und nur eine Decke zum Schlafen und ein hölzernes Trinkgefäss mit sich führt. Auch darf Niemand, der unrein ist, eine Wallfahrt unternehmen, und jeder Pilger muss sich auf der ganzen Reise sorgfältig vor Verunreinigung hüten.

Die Bekenner der Sinseiu-Religion theilen sich in zwei Hauptsekten: die *Fuitz* und die *Riobu-Sintu*. Jene nennen sich vorzugsweise die Rechtgläubigen und bestehen fast gänzlich aus den Priestern. Die zweite Sekte umfasst die grosse Masse der Sintus und hat einige Lehren zwei anderer Religionen angenommen, welche in *Japan* so alt sind als der Sinseiu-Glaube.

Die vornehmste dieser zwei andern Religionen ist der *Buddhism*. Der Stifter derselben (Buddha) führt in Japan den Namen *Seiaka*. Der erste buddhistische Priester kam aus Korea im Jahre Christi 552 und wusste der Buddha-Religion, die schon mehre Jahrhunderte lang heimliche Anhänger in Japan gehabt hatte, dadurch öffentliche Anerkennung zu verschaffen, dass er die Sonnengottheit (*Ten-sio-dai-sin*) als eine Verkörperung (*Avatar*) des Buddha (oder vielleicht den Buddha als eine Verkörperung der Sonnengottheit) und den ältesten Sohn des damaligen *Mikado* als die Verkörperung eines *Kami* darstellte. Letzterer fand sich dadurch so geschmeichelt, dass er, nachdem er zur Würde eines Mi-

kado gelangt war, mehre buddhistische Tempel gründete und nach seiner Abdankung als Priester bei dem vornehmsten derselben sein Leben beschloss.

Nächst dem Buddhism giebt es noch eine dritte Religion, *Siutu*, oder der »Weg der Philosophen« genannt. Es ist diess bloss ein Lehrgebäude der Moral von der Art wie das chinesische System des Kongfutse (Confucius), welchem einige mit dem Buddhism verwandte mystische Ideen über die Unsterblichkeit der Seele beigemischt sind, übrigens ohne alle Verbindung mit irgend einer Mythologie und ohne äussern Cultus. Die ersten Bekenner dieser Siutu-Lehre waren Gelehrte und andere aufgeklärte Männer, welche das Ungereimte des Sinseiu einsahen und sich eben so sehr von dem Götzendienste der Buddhisten zurückgestossen fühlten. Diese Religion war anfangs öffentlich geduldet; aber zu der Zeit, wo das Christenthum in Japan Wurzel zu schlagen begann und dieses von der Regierung verfolgt und ausgerottet wurde, schöpfte man Verdacht, dass der Siutu-Glaube ebenfalls ein heimliches Christenthum sei, oder doch zu demselben führen könne. Der Buddhism dagegen wurde vorzugsweise begünstigt, weil man ihn als das sicherste Bollwerk gegen das Christenthum betrachtete. Nach *v. Siebold* sind gegenwärtig die niedern Volksklassen *Buddhisten*, die höhern Stände, besonders die Gebildetern, sind heimliche *Siutuisten*, welche sich

aber öffentlich zum *Sinsiu* bekennen und den Buddhism ungescheut verachten.

---

Wenn wir von diesen Bemerkungen über die Religion der Japaner zu einigen kurzen Mittheilungen in Betreff der *Geschichte* übergehen, so müssen wir zuvörderst etwas über den Namen *Daï Nippon* (Gross-Nippon) sagen, welchen das Reich im Allgemeinen führt. Dieser Name bezieht sich auf die Entstehung des Landes. *Nitsu* bedeutet »Sonne« und *pon* oder *fon* »Ursprung«. Die grösste Insel, auf welcher der oben erwähnte Isei-Tempel steht, heisst ebenfalls *Nippon* (oder *Nifon*), aber ohne das Beiwort *Daï* »gross«. Man könnte daraus schliessen, dass dieses, und nicht das kleinere und weniger heilige *Kiusiu*, die erste Insel gewesen, welche *Iza-no-zi-mikoto* aus dem Meere gehoben habe. Diess wird auch dadurch wahrscheinlich, dass *Kiusiu* bis fast hundert Jahre nach Christi Geburt von den Mikados unabhängig war und erst am Ende des zweiten Jahrhunderts unterworfen wurde. Der Gemahl der vergötterten Amazone *Singon-kwo-gon* fiel in dem letzten Kriege gegen Kiusiu und das damals zwischen *Kiusiu* und *Korea* bestehende Bündniss trieb die Wittwe zur Eroberung der letztgenannten Halbinsel. Der Name *Japan* ist, nach *v. Klaproth*, die chinesische Form von Nippon, eigentlich *Jihpun* (*Dschihpun*), d. h. von der Sonne entsprungen. *Marco Polo* nennt

das Land *Zipangu* (nicht *Zipangri*, wie in den meisten Ausgaben steht) ebenfalls eine Verstümmelung des chinesischen *Dschipunkwo* »von der Sonne abstammendes Königreich«.

Der glaubwürdige Theil der Geschichte Japans beginnt mit dem ersten sterblichen Herrscher, *Zin-mu-ten-wu*, d. h. göttlicher Eroberer. Er eroberte um das Jahr 660 vor Christus Geburt Nippon und baute sich hier einen *Daïri* (Tempel-Palast), weihte ihn der Sonnengöttinn und gründete die Oberherrschaft der *Mikados*, welche bis auf den gegenwärtig regierenden von ihm abstammten. *Klaproth* glaubt, dass er ein chinesischer Krieger gewesen und von China aus die Eroberung Nippons unternommen habe*).

Die Mikados regierten, auf göttliches Recht und Erbfolge gestützt, mehre Jahrhunderte lang unumschränkt. Selbst nachdem sie aufgehört, ihre Kriegsheere persönlich anzuführen, und den Oberbefehl ihren Söhnen oder Verwandten übertragen hatten, blieb ihre Macht noch lange Zeit unangefochten. Wahrscheinlich wurde sie zuerst und allmählich dadurch geschwächt, dass die Mikados anfingen, ihre Würde nach einigen Jahren niederzulegen und die Regierung ihren oft noch unmündigen Söhnen zu übergeben. Es kam am Ende

*) Vielleicht steht die Urgeschichte Japans in Verbindung mit der von *Peru*. Der Sonnendienst dürfte darauf hindeuten. D. H.

so weit, dass ein Mikado, welcher mit der Tochter eines mächtigen Fürsten vermählt war, zu Gunsten seines erst drei Jahre alten Sohnes abdankte. Der ehrgeizige Grossvater des kleinen Mikado übernahm die Regentschaft und steckte den Vater des Kindes in ein Gefängniss. Daraus entstand ein bürgerlicher Krieg. *Yoritomo*, ein Verwandter des Ex-Mikado, trat als Kämpfer für denselben auf, behielt, nachdem der Krieg sieben Jahre gewährt hatte, die Oberhand, worauf er den Gefangenen befreite und ihm die Regentschaft übergab. Dieser übte sie jedoch nur dem Namen nach aus und liess die wirkliche Macht in den Händen *Yoritomo's*, den er zum *Sio-i-daï-Siogun* (Oberfeldherrn gegen die Barbaren) ernannte. Auch nach dem Tode des Mikado behielt *Yoritomo*, als Stellvertreter des Herrschers, die wirkliche Regierung des Landes noch zwanzig Jahre lang. Während dieser Zeit hatte sich seine Macht allmählich so befestigt, dass ihm, als er starb, sein Sohn in der Würde eines Siogun und als wirklicher Herrscher des Landes nachfolgte.

Die Gewalt und das Ansehen des *Sioguns* wurde noch mehr durch den für sie günstigen Umstand befestigt, dass eine lange Reihe von Jahren immer nur Kinder und Unmündige auf dem Throne der Mikado's sassen. Ihre Würde und ihr Herrscheramt wurde bald so entschieden erblich, dass die »Annalen des Daïri« von abdankenden Sioguns

zu Gunsten ihrer unmündigen Söhne und von Streitigkeiten um die Siogunschaft zu erzählen wissen. Die Wittwe *Yoritomo's*, die nach dem Tode ihres Gemahls in ein buddhistisches Nonnenkloster gegangen war, verliess dasselbe, um für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft zu führen. Sie behauptete diese bis an ihr Ende und wird in den Annalen die *Ama Siogun* (»Nonne Siogun«) genannt. Der Mikado behielt indessen alle äusserlichen Attribute der Oberherrschaft und das Recht, den Siogun als seinen Stellvertreter zu ernennen.

In diesem Zustande blieb die Verfassung Japans bis zur zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Während dieser Zeit gerieth das Land in Krieg mit den *Mongolen*. *Kublai Chan* hatte kaum den Thron bestiegen, als er seine Augen auf das entfernte *Nippon* warf und beschloss, dieses zu einem Vasallenstaate seines grossen, noch immer im Wachsen begriffenen Reiches zu machen. Im Jahre 1268 (nach Christus Geburt) machte er dem Beherrscher von Nippon den Antrag eines Schutz- und Trutzbündnisses, mittelst eines durch Gesandte überbrachten Schreibens, dessen Schluss eine Kriegsdrohung enthielt, falls die Antwort nicht günstig lauten sollte. Beide Herrscher, der Mikado und der Siogun, geriethen deshalb in grosse Verlegenheit; aber der Siogun fand es rathsam, die Gesandten ohne Antwort zu entlassen. Zwei andere Botschafter, welche *Kublai Chan* 1271 und 1273

abschickte, wurden eben so geringschätzig abgefertigt. Das konnte der stolze Eroberer nicht ungeahndet hingehen lassen und es erschien daher im Jahre 1274 eine mongolisch-chinesische Flotte vor der Insel *Tsusima*. Aber der *Siogun* hatte schon im Voraus längs der Küste alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen, während der *Mikado* auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes allgemeine Gebete durch das ganze Reich anordnete, um die Hilfe und den Schutz der Götter anzuflehen. Der älteste der japanischen Annalisten sagt, dass die feindlichen Anführer keinen Angriff wagten, sondern, nachdem sie in *Kiusiu* einige Verwüstungen angerichtet, wieder abzogen. Zwei andere Geschichtschreiber dagegen versichern, dass es zu einem Gefecht kam, in welchem die *Mongolen* geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurden.

Wie dem auch gewesen seyn mag — genug, die Japaner waren jetzt im höchsten Grade aufgebracht. Im Jahre 1275 kamen abermals Gesandte des *Kublai Chan* nach Japan. Diese wurden nach *Kamakura* gewiesen, wo der damalige Siogun residirte. Hier erhielten sie zwar eine Audienz, aber auch zugleich den Bescheid, dass sie schnell wieder nach Hause gehen und dass von jetzt an, bei Todesstrafe, kein mongolischer Unterthan sich wieder unterstehen sollte, den Boden von *Daï Nippon zu betreten*. In Folge dieser Verordnung wur-

den zwei andere Gesandtschaften, die 1276 und 1279 eintrafen, bis auf den letzten Mann enthauptet.

Aber kaum hatte der Mongolen-Kaiser im Jahr 1280 die Unterjochung China's vollendet, als er Rache an Japan zu nehmen beschloss. Im folgenden Jahre erschien eine Flotte mit 100000 Mann Truppen auf der Höhe von *Firato* und steuerte nach *Iki*. Die japanischen Vertheidigungsanstalten waren jetzt eben so ansehnlich, die Japaner eben so tapfer und die vom Mikado angeordneten Gebete eben so eifrig als zuvor, so dass die Mongolen Bedenken trugen, einen ernsthaften Angriff zu machen. Zugleich kamen den Japanern die Elemente zu Hilfe. Ein furchtbarer Sturm zerstreute die feindliche Flotte und warf eine Menge Schiffe an die felsigen Küsten. Hier geriethen die Truppen, die zum Theil ihre Waffen verloren hatten, durch Hunger und Anstrengung bald in so grosses Elend, dass sie nach kurzem Kampfe von den Japanern theils erschlagen, theils gefangen genommen wurden. Die Zahl der Letztern betrug an 30000 und diese wurden später gleichfalls umgebracht. Nur drei Mann blieben verschont, damit sie ihrem Chan das Schicksal seiner Flotte und die unerbittliche Strenge, mit welcher die Gesetze in Daï Nippon gehandhabt würden, berichten könnten.

So lange China und die angränzenden Staaten *in der Gewalt* der Mongolen blieben, hielt Japan

das Verbot jeder Verbindung mit ihnen aufrecht. Erst hundert Jahre später, als die Macht der Eroberer gebrochen war, schloss es Frieden mit der wieder eingesetzten Herrscherfamilie des Reiches der Mitte und bald nachher auch durch deren Vermittelung mit Korea, worauf auch der Handel und jeder andere Verkehr mit beiden Ländern wieder auf den alten Fuss hergestellt wurde.

Etwa 250 Jahre nach diesen Begebenheiten erschienen die *Portugiesen* in den japanischen Meeren. Eines ihrer Schiffe wurde durch widrige Winde an die damals den Europäern noch unbekannten Küsten verschlagen. »Unter dem Mikado *Konaru*« — sagen die Annalen — »und dem Siogun *Yosihao*, im 12. Jahre des Nengo *Tenbun*, am 22. Tage des achten Monats (Oktober 1543) kam ein fremdes Schiff an die Insel *Tanega-sima*, bei Kaura, in der entlegenen Provinz *Nisimura*. Die Mannschaft, etwa 200 an der Zahl, hatte ein sonderbares Ansehen; ihre Sprache war unverständlich, ihr Land unbekannt. An Bord war ein Chinese, welcher schreiben konnte. Von diesem erfuhr man, dass es ein *Nanban*-Schiff war (ein Schiff der südlichen Barbaren). Am 26. wurde das Fahrzeug nach dem Hafen *Aku-oki*, an der nordwestlichen Seite der Insel gebracht, und *Toki-taka*, der Gouverneur von Tanega-sima, befahl, das Schiff genau zu untersuchen, wobei der japanische Priester *Tseiusetu-su*, der Chinesisch verstand, als Dolmetscher

diente. An Bord des Nanban-Schiffes waren zwei Befehlshaber, *Mura-seiukeia* und *Krista-muta;* sie brachten Feuerwaffen und machten die Japaner zuerst mit Schiessgewehren und der Bereitung des Schiesspulvers bekannt.« — Man glaubt, dass diese beiden Männer *Antonio Mota* und *Francesco Zeimoto*, die ersten bekannten Portugiesen, welche nach Japan gekommen, gewesen seien.

Die Japaner waren damals ein Handel treibendes Volk, welches in sehr lebhaftem und einträglichem Verkehr mit angeblich sechzehn verschiedenen Ländern stand. Sie empfingen sehr freundlich die Fremden, welche ihnen neue Erzeugnisse und Waaren brachten. Es entspann sich ein ungehinderter Handel mit ihnen und wer sich in Japan niederlassen wollte, durfte sich mit einem eingebornen Mädchen verheurathen. Auch die *Jesuiten*, die als Missionäre bald nachfolgten, wurden gut aufgenommen und durften ungestört predigen. Die ausserordentlichen und schnellen Fortschritte, welche das Christenthum machte, werden von einigen Schriftstellern der Achtung vor der höhern wissenschaftlichen Bildung der Missionäre und, wenigstens bei den höhern Ständen und den einzelnen Fürsten, dem Wunsche zugeschrieben, den Handel der Portugiesen auf ihr Gebiet zu ziehen. Aber auch selbst in *Miyako*, in der Nähe des *Daïri*, gab es viel Neubekehrte.

*Indessen* brach ein bürgerlicher Krieg aus,

welcher der weitern Ausbreitung des Christenthums sehr nachtheilig wurde. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts stritten zwei Brüder aus der Familie *Yoritomo's* um die Siogunschaft. Die Fürsten des Reiches schlugen sich zum Theil auf die Seite eines der Kämpfer, zum Theil ergriffen sie, in der Aussicht auf eigne Unabhängigkeit, die Waffen gegen Beide. Im Verlaufe des Krieges verloren beide Brüder das Leben und nun entspann sich der Kampf um die erledigte Würde unter den Vasallenfürsten selbst. Der fähigste und mächtigste unter ihnen war *Nobunaga*, Fürst von *Owari*, der es mit einem der streitenden Brüder gehalten hatte. Nach dessen Tode trat er für sich allein auf und wurde dabei von den Talenten und dem Muthe eines gemeinen Mannes unterstützt, welcher *Hide-josi* (nach Andern *Fide-josi*) hiess und im Dienste des Fürsten stand, dessen Gunst und Vertrauen er sich bei mehren Gelegenheiten schon früher zu erwerben gewusst hatte. *Nobunaga* besiegte seine Gegner und wurde *Siogun*, in welcher Würde ihn der Mikado bestätigte. Der neue Siogun erhob seinen treuen *Hide-josi* zu einem hohen militärischen Ehrenposten und zeigte sich als einen warmen Freund der Christen und der portugiesischen Missionäre. Aber bald stand ein neuer Gegner auf, ermordete den Siogun und bemächtigte sich seiner Würde. Nicht lange nachher traf ihn dasselbe Loos und Hide-josi benutzte die

allgemeine Verwirrung, um sich selbst auf den erledigten Posten emporzuschwingen. Dem armen Mikado blieb nichts übrig, als den neuen Usurpator zu bestätigen und dieser nahm jetzt den Namen *Tayko* (oder *Tayko-sama*, Herr Tayko) an.

*Tayko* entwickelte auf dem Throne dieselbe Kraft und denselben kriegerischen Geist, durch den es ihm gelungen war, sich emporzuschwingen. Die Grausamkeit, deren man ihn anklagt, scheint die Folge einer im japanischen Charakter liegenden und durch seine Lage nothwendig gewordenen Strenge gewesen zu seyn. Er wird noch jetzt von allen Japanern als einer der grössten, wo nicht der erste ihrer Helden betrachtet. Ihm gelang es hauptsächlich, die Herrschaft des *Mikado* zu einem blossen Schattenbilde zu machen und die Fürsten des Reiches zu unterjochen, wie er denn auch das noch giltige Gesetz erliess, dass sich ihre Familien am Hofe zu Yedo aufhalten müssen, um als Geisel zu dienen. Er unterwarf sich auch *Korea* und hatte schon seine Absicht verkündigt, selbst *China* anzugreifen, als ihn, 63 Jahr alt, 1598 der Tod ereilte. Sein einziger Sohn, *Hidejori*, zählte damals nur sechs Jahr und er suchte diesem auf dem Sterbebette die Nachfolge zu sichern, indem er ihn mit der Enkelinn *Ijeja's* (oder nach Andern *Jejejasu's*) *Mikawa*, seines vertrauten Freundes und Rathes, vermählte. Letzterer wurde einstweilen zum *Regenten* ernannt und gab ihm das

feierliche Versprechen, dem jungen *Hide-jori*, sobald er 15 Jahre alt seyn würde, die Anerkennung als Siogun zu verschaffen.

Indessen gewährte der Tod des *Tayko-sama* den Vasallen-Fürsten neue Hoffnung, das Joch der Oberherrschaft abschütteln zu können, während der ehrgeizige *Ijejas*, sein gegebenes Wort treulos brechend, selbst nach der höchsten Würde strebte und insgeheim alle Unordnungen begünstigte, die seinen Plänen Vorschub leisten konnten. Als Regent für *Hide-jori* zwang er dem Mikado immer grössere Vorrechte ab, bis er endlich, durch den Erfolg kühn gemacht, die Maske abwarf. Er verlangte jetzt und erhielt auch die Würde eines wirklichen Sioguns und begann nun offenen Krieg gegen seinen Mündel, an den er durch so viele Bande geknüpft war und dem er Treue geschworen hatte. *Hide-jori* wurde von allen japanischen Christen unterstützt, deren Anhänglichkeit an den Sohn des allgemein geliebten und bedauerten *Tayko-sama* auch von den Jesuiten eifrig genährt wurde. Die ehrwürdigen Väter hatten auch, abgesehen von der Gerechtigkeit seiner Sache, guten Grund, sich auf *Hide-jori's* Seite zu schlagen, da der junge Fürst ihnen so freundlich begegnete, dass sie hoffen durften, er werde sich nicht nur selbst taufen lassen, sondern auch, *falls er* als Sieger aus dem Kampfe hervorginge,

das Christenthum zur herrschenden Religion in Japan erheben.

*Hide-jori* lebte eine Zeitlang als Privatmann in *Ohosaka*. Diese Veste belagerte *Ijejas* im Jahre 1615 und bemächtigte sich derselben eben so hinterlistig, als es ihm gelungen war, sich zum Siogun zu machen. Ueber das Schicksal *Hide-jori's* lauten die Nachrichten verschieden. Einige sagen, dass er, als das Schloss verrätherischerweise genommen worden, es in Brand gesteckt und in den Flammen seinen Tod gefunden habe. Nach Andern gelang es ihm, bei der durch das Feuer entstandenen Verwirrung zu entfliehen und nach der fürstlichen Stadt *Satzuma* zu gelangen, wo noch Abkömmlinge von ihm leben sollen. So viel ist gewiss, dass die Fürsten von Satzuma stets von den Sioguns ausgezeichnet wurden, und dass diese sich häufig mit Töchtern derselben vermählten. Auch die Gemahlinn des 1826 regierenden Sioguns war eine Fürstinn von Satzuma.

*Ijejas*, der im Verlaufe seiner Usurpation die Namen *Daifusama* und *Ogontschio* angenommen, suchte nun die Siogunschaft für sich und seine Nachkommen sicher zu stellen. Zu dem Ende bestätigte er alle Massregeln des *Tayko-sama*, welche die Treue und den Gehorsam der Vasallen-Fürsten bezweckten, verlieh mehre eingezogene Fürstenthümer seinen Anhängern und jüngern Söhnen und suchte die übrigen wenigstens durch Ver-

stückelung zu schwächen. Dem *Mikado* entzog er selbst die wenige Macht, welche ihm *Tayko-sama* noch gelassen hatte, und versetzte den »Sohn der Sonne« in den Zustand von Abhängigkeit, wie er noch gegenwärtig besteht. Endlich schritt er auch zur Verfolgung der eingebornen Christen, so wie der fremden Missionäre, die seinen Gegner so eifrig unterstützt hatten, und führte das System der Ausschliessung der Fremden und der Absperrung des Reiches ein, welches noch jetzt aufrecht erhalten wird. Eine portugiesische Gesandtschaft, welche sich darüber beschweren sollte, wurde, wie einst die mongolische, bis auf zwei Mann, die den Bericht davon nach Hause brachten, enthauptet.

*Ijejas* wurde nach seinem Tode vom Mikado unter dem Namen *Gongen-sama* canonisirt. Seine Nachkommen haben sich bis auf den heutigen Tag im ungestörten Besitz der Siogunschaft behauptet. Alle holländischen Schriftsteller über Japan stimmen darin überein, dass durch die Beschränkung der Vasallen-Fürsten jede fernere Empörung unmöglich geworden und dass das Reich seit der Dämpfung des letzten, oben beschriebenen, Aufstandes, der Ausrottung des Christenthums und der vollständigen Abschliessung gegen die Fremden, einen ungestörten Frieden genossen habe. Ein Amerikaner, Dr. *Parker*, welcher 1838 an Bord *eines* Schiffes der Vereinigten Staaten von den

japanischen Küsten zurückgewiesen wurde*), sagt zwar, dass der Geist des Aufruhrs im Innern des Landes noch nicht erstorben sei. Da er aber das Land selbst nicht betreten hat, so ist seine Aussage wenig glaubwürdig. Eher ist — abgesehen von dem, was gegenwärtig *England*, nachdem es mit der gegenüberliegenden chinesischen Küste in dauernden Verkehr getreten, gegen Japan unternehmen dürfte — zu erwarten, dass der *erste Minister* des Siogun, dessen Macht ebenfalls im Laufe der Zeit erblich geworden, gegen den *Siogun* dasselbe Spiel beginnen könne, was dieser gegen den *Mikado* spielte. Vielleicht überlässt er *Yedo* dem Siogun, *Miyako* dem Sohne der Sonne und errichtet irgend anderswo, als Viceregent des Viceregenten, eine dritte Residenz. Aber ein solches Ereigniss könnte nicht ohne einen neuen Bürgerkrieg Statt finden und es steht dahin, ob die gegenwärtige Verfassung Japans unverletzt aus demselben hervorgehen würde.

*) *Journal of an Expedition from Singapore to Japan* etc New-York, 1838.

# II.

# WANDERUNGEN IN NEU-FUNDLAND.

Nach Jukes*).

Der allgemeine Charakter der Insel Neufundland ist der eines felsigen, rauhen und unfruchtbaren Landes. Man sieht überall nichts als Berge

*) *Excursions in and about Newfoundland, during the years 1839 and 1840.* By *J. B. Jukes*, etc., late geological surveyor of Newfoundland. II. Voll. London, 1842. — Die gewöhnliche Schreibart *Neu-Fundland* (als ob es auch ein *Alt*-Fundland gäbe, wie man *Neu-Schottland*, *Neu-Braunschweig* etc. sagt und schreibt) ist unrichtig. Der englische Name *Newfoundland* heisst das *neugefundene Land*, oder das *Land des neuen Fundes*, und rührt von den ersten brittischen Ansiedlern, 1583, her. Die Franzosen, welche sich später ebenfalls hier festgesetzt haben, heissen es in ähnlicher Weise Terre neuve, d. h. Neuland.

und Thäler. Erstere erheben sich aber nirgends zu eigentlichen Gebirgen und die Letztern breiten sich nur selten zu Ebenen aus. Die Hügel und Berge bilden stellenweise lange und flache Rücken, anderwärts erscheinen sie abgerundet und vereinzelt oder auch scharf zugespitzt, mit steilen und rauhen Abhängen. Eben so sind die Thäler entweder mässige Einsenkungen des Bodens mit sanft ansteigenden Wänden, oder schroffe und rauhe Felsschluchten. Die hohen Küsten sind grösstentheils schroff und steil abfallend, mit tiefem Wasser dicht an ihrem Fusse. Grosse Blöcke und Rollsteine sind über das Land zerstreut und vermehren das allgemeine rauhe Ansehen desselben. Diese unebene Oberfläche wird von drei verschiedenen, eben so viele verschiedene Abtheilungen des Landes, *Waldland*, *Sumpfland* und *Haideland*, bildenden Arten des Pflanzenwuchses bedeckt.

Die *Wälder* bedecken sowohl die Abhänge und Berggipfel, als auch Thäler und flachere Gegenden. Am häufigsten findet man sie jedoch an den Abhängen der Berge und den sanftern Thalwänden, überhaupt an solchen Stellen, wo das Wasser einen ungehinderten Abfluss hat; namentlich erscheinen sie in grösster Fülle nahe an der Meeresküste und an den Ufern der Seen und Flüsse, wenn der Boden sonst dem Waldwuchse günstig ist. Die Bäume sind meistens *Tannen*, *Birken*, *Fichten*, Wachholder und Lär-

chen; an einzelnen Stellen findet man die Haselstaude, die Bergesche, die Erle, die Espe und noch einige andere Bäume. Das Stammholz ist nach Beschaffenheit des Bodens und der Lage sehr verschieden. In manchen Gegenden, besonders wo die Axt noch nicht thätig gewesen, sieht man Bäume von schönem Wuchs und beträchtlicher Höhe; diese kommen aber entweder nur in kleinen Gruppen beisammen, oder vereinzelt und zerstreut vor. Das meiste Waldgehölz besteht aus Tannen von 20 bis 30 Fuss Höhe und nicht mehr als 3 oder 4 Zoll Durchmesser. Diese wachsen gemeiniglich so dicht beisammen, dass sich ihre Aeste und Zweige vom Wipfel bis zum Boden in einander verschlingen, und in Verbindung mit den dazwischen liegenden zahllosen gefallenen alten Stämmen und mit den jungen Pflanzen und dem Strauchwerk ein oft undringliches Dickicht bilden. Die Bäume sind häufig mit Flechten bedeckt, und Büschel von weissem und dürrem Moos umhüllen die Aeste. Andere grüne und weichere Moosarten überziehen den Boden, die verschlungenen Wurzeln der stehenden und die Stümpfe der gefallnen Bäume, so wie die scharfen Kanten und glatten Flächen der zahlreichen Felsblöcke und Geschiebe und die Vertiefungen zwischen denselben. Jeder Schritt durch dergleichen Wälder ist mit den grössten Anstrengungen und Beschwerlichkeiten verbunden. Hier hat man sich

zu hüten, dass man nicht stolpere und falle, dort findet man mit Mühe ein Plätzchen, um nur aufrecht stehen zu können. Hier muss man klettern, dort kriechen, und überhaupt jeden Augenblick die Richtung ändern, um nur einigermassen vorwärts zu kommen. Besonders arg ist es im hohen Sommer. Während die Dichtigkeit der Wälder jeden Luftzug unmöglich macht, lässt die geringe Höhe der Bäume und der Mangel an Laub die brennenden Sonnenstrahlen überall eindringen und die Atmosphäre wird durch den Geruch der aus allen Poren der Bäume hervordringenden harzigen Stoffe fast erstickend.

Zwischen den Waldungen findet man in Thälern und Niederungen offene sumpfige Strecken. Diese oft bis zu einer Tiefe von mehren Fuss bedeckten *Sümpfe* und *Moore* werden nicht selten auch in beträchtlichen Höhen über dem Meere angetroffen und sind nicht immer Ebenen, sondern zeigen sich auch als wellenförmiges Land. Das Moos ist grün, weich und schwammicht und hangt durch einzelne Grasflecke und verschiedene Sumpfpflanzen zusammen. Die Oberfläche ist sehr uneben, voller Höcker und Löcher, und auf den Höckern sieht man oft dürres und krauses Moos, wie das an den Bäumen. Hie und da starrt auch ein Felsblock mit rothen oder weissen Flechten empor, oder auch eine grössere Felsbank, auf welcher das Moos dürr und gelb geworden ist. Der Contrast dieser

Farben mit dem dunkeln Sammtgrün des feuchten Mooses verleiht diesen Sumpfgegenden ein eigenthümlich üppiges Ansehen, besonders wenn man sie aus einer kleinen Entfernung in Verbindung mit den sie umgürtenden Waldparthien erblickt. Anhaltende Dürre oder strenge Kälte ausgenommen, sind diese Moorgegenden stets feucht und unfähig, das Gewicht eines sie betretenden Menschen zu tragen. Ein Gang von drei Meilen über einen solchen Sumpf, wo man oft knietief, wenigstens überall bis an die Knöchel, einsinkt, ist, wie sich leicht denken lässt, etwas ausserordentlich Beschwerliches und Abmattendes, besonders wenn man, wie diess bei jedem Versuche tiefer ins Land zu dringen der Fall ist, eine schwere Last auf den Schultern trägt. Die dicke Moosdecke ist wie ein grosser Schwamm über die Insel ausgebreitet und wird im Frühling bei der Schneeschmelze vollkommen mit Wasser gesättigt, welches sich lange darin erhält und überdiess durch jeden Regenguss erneuert wird. Auch zahlreiche kleine Löcher und Pfützen, und in den tiefern Lagen kleine träge Abflüsse und Bäche, werden in diesen Sumpfgegenden angetroffen; aber die Hauptursache der ungeheuern Nässe ist die schwammichte Beschaffenheit des Mooses. Die Abdachung des Bodens selbst ist fast überall von der Art, dass das Wasser bald abfliessen könnte, und wo man

das Moos wegräumt, findet man darunter gewöhnlich trocknen Kies oder nackten Fels.

Die *Haiden* von Neufundland sind jene Landstrecken, welche die Gipfel der Berge und Rükken oder andere hochgelegene Striche einnehmen. Sie sind mit einem dünnen, ärmlichen, aus Beerengewächsen und Zwerggebüschen bestehenden Pflanzenwuchse bedeckt und gleichen einigermassen den Haiden im nördlichen England, von denen sie sich bloss durch die Art der Vegetation unterscheiden. Man sieht auch häufig auf ihnen kahle Sand- und Kieselstrecken, wo es durchaus an Pflanzenerde mangelt. Uebrigens sind die Haiden die einzigen Gegenden im Innern der Insel, wo man ungeachtet ihrer holperigen Oberfläche mit einiger Leichtigkeit wandern und vorwärts kommen kann. Es thut wohl, wenn man nach einem beschwerlichen Marsche durch verschlungenes Waldgebüsch und nasses Sumpfland wieder festen Boden antrifft. Nur stellenweise stösst man in den Vertiefungen auf ein Bett von niedrigem und dichtem Wachholder-Gesträuch, so steif und fest, dass man an manchen Stellen über dasselbe hinschreiten kann; anderwärts aber ist diess nicht möglich und man muss sich hier mit grosser Mühe einen Weg bahnen.

Von diesen beschriebenen drei verschiedenen Abtheilungen des Landes ist keine für sich allein von *besonders grosser* Ausdehnung. Wälder,

Sümpfe und Haiden wechseln oft in dem Raume einer Tagreise mit einander ab. Noch ist als ein eigenthümlicher Zug im Gemälde der Oberfläche die ungeheure Menge von *Seen* jeder Grösse zu erwähnen, welche sämmtlich, einer wie der andere, *Teiche* (*Ponds*) genannt werden. Man findet sie nicht nur in den Thälern, sondern auch im höhern Lande, selbst auf den Gipfeln der Berge. Sie wechseln von 150 Fuss im Durchmesser bis zu 30 (engl.) Meilen Länge und 4 oder 5 Meilen Breite. Die Zahl derer, welche mehr als 2 Meilen Ausdehnung haben, beträgt mehre Hundert, während die kleinern buchstäblich unzählbar sind. Nicht minder merkwürdig ist der gänzliche Mangel an schiffbaren Flüssen. Eine Ursache davon ist ohne Zweifel die gebrochene und wellenförmige Beschaffenheit des Bodens. Jeder Teich, oder jede Gruppe von Teichen und Seen steht mit einem andern und mit einer Vertiefung in Verbindung, wohin ein kleiner Bach fliesst und dann den nächsten Weg zum Meere nimmt Die Hauptursache jenes Mangels ist aber wohl in der gewaltigen Moosdecke zu suchen, die das ganze Land überzieht. Alles atmosphärische Wasser wird grösstentheils von dieser schwammichten Decke eingesogen; das Uebrige füllt die zahlreichen Teiche und Seen an, von denen nur ein kleiner Theil durch die Bäche abfliesst. Grosse periodische Fluthen, welche tiefe Flussbetten zu graben

im Stande wären, sind daher fast unmöglich und eben so wenig haben die Flüsse jemals Kraft genug, die Schranken, welche sie trennen, zu durchbrechen und ihre Gewässer zu vereinigen. Bei trockner Witterung, wenn die Teiche in Folge der Verdunstung und der Abflüsse abzunehmen beginnen, werden die Bäche und Flüsse durch den langsamen allmälichen Abfluss der Sümpfe unterhalten, die für diesen Fall als Behälter angesehen werden müssen. Viele Teiche von geringer Tiefe, die ausserdem versiegen würden, verdanken ihr Bestehen während der trocknen Jahreszeit diesem Mooswasser und nur bei sehr grosser Dürre, wo auch die Sümpfe auszutrocknen anfangen, sinken die Teiche beträchtlich unter ihren mittlern Stand. Die Menge der von Süsswasser bedeckten Oberfläche wird von Leuten, die das Land genau kennen, auf ein Drittel der ganzen Insel (oder, wenn diese, mit Bouchette, zu 1710 geogr. Gev. M. angenommen wird, auf 570 Gev. Meilen) berechnet.

Die Provinz *Avalon* besteht aus einer Halbinsel zwischen den Bayen *Placentia* und *Trinity*, welche nur durch eine höchstens 4 engl. M. breite Erdenge mit dem Hauptlande zusammenhangt. Sie wird von zwei Bergreihen durchzogen, von welchen die östliche sich von *Renews* bis *Holyrood*, an der Conceptions-Bay, die westliche vom *Cap Dog* an der St. Mary's-Bay bis in die Nähe von

*Chapel Arm*, an der Trinity-Bay, erstreckt. Die östliche Reihe hat zwei Hauptgipfel, die *Buttertöpfe* genannt, jedoch wahrscheinlich nicht viel mehr als 1000 (engl.) Fuss hoch. In der westlichen Kette dürfte der höchste Berg, nordöstlich von Placentia, 1200 bis 1400 F. Meereshöhe haben. Unter den Gewässern der Halbinsel Avalon ist der grösste und längste der *Felsenfluss* (*Rocky River*), welcher an der Mündung in die St. Mary's-Bay 450 Fuss Breite hat und eine halbe Meile weit landeinwärts, zwischen felsigen und steilen Ufern, mehre Fuss tief ist, so dass er hier befahren werden kann. Das weitere Eindringen hindern zwei sehr malerische Wasserfälle, jeder von 20 bis 30 Fuss Höhe.

Was das *Hauptland* der Insel betrifft, so sind die westlichen Küsten der *Placentia-Bay* und der nächst gelegenen Inseln, vom *Cap Chapeau Rouge* bis *Pipers Hole*, gebirgig, felsig und steil abfallend, mit Bergen von höchstens 1000 Fuss. An der *Trinity-Bay* verdient ein Berg wegen der weiten Aussicht, die man von ihm geniesst, bemerkt zu werden. Er heisst auf den Karten *Centre-Hill*, bei den Anwohnern der Bay aber *Sainters Hill* und in der Placentia-Bay wird er *Powderhorn-Hill* (Pulverhorn-Berg) genannt. Es ist ein einzeln stehender Spitzberg von 1000 Fuss Höhe. Man erblickt von seinem Gipfel 153 Teiche, deren einige 2 Meilen im Durchmesser haben.

Die westliche Seite der *Bonavista-Bay*, nördlich von *Clode-Sund*, ist verhältnissmässig niedrig. So weit man vom Gipfel der *Lonil-Berge* oder von andern Höhenpunkten weiter im Innern sehen kann, besteht das Land nach Westen hin aus regelmässig gewellten Rücken, die im Ganzen von Nordnordost nach Südsüdwest streichen, nirgends über 300 oder 400 Fuss hoch und grösstentheils mit dichter Waldung besetzt sind. Weiter nach Westen sind zwei Bergreihen, die der Verfasser nicht untersuchen konnte.

Der südliche Theil Neufundlands, von der *Fortuna-Bay* bis zum *Cap Ray*, ist im höchsten Grade unfruchtbar und öde. Um das *Cap La Hune* erheben sich schroffe Klippen und das hohe Land dicht an der Küste macht, dass man vom Meere aus keinen Blick ins Innere der Insel thun kann.

Die vornehmsten Seen und Flüsse im Haupttheile der Insel sind der *Grand Pond* und *Humber River*, der *Red Indian Pond* und der *River Exploits*, der *Gander Bay Pond* und *Brook* (Bach) und die von Carmack so getauften *Georgs IV. See*, *Jamesons See* und *Bathurst-See*.

Der *Grand Pond* ist 50 Meilen lang und am nordöstlichen Ende, wo er die grösste Ausdehnung hat, 5 Meilen breit. Das südwestliche Ende liegt 15 Meilen weit nordnordöstlich von der St. Georgs-Bay. Die ersten 7 Meilen ist die Richtung Ostsüdost und der See ist hier mit 5 bis 600

Fuss hohen steilen und dicht bewaldeten Felsen eingefasst. Weiterhin wendet er sich nach Ostnordost und theilt sich in zwei Arme, jeder eine Meile breit, welche eine Insel von 20 M. Länge und 4 oder 5 M. Breite umschliessen. Von hier aus ist der Verlauf des Sees, mit zunehmender Breite, nordöstlich und zuweilen nordnordöstlich. Das umliegende Land wird gegen Norden hin immer niedriger und geht endlich in ganz flaches Waldland über.

Der *Humber-Fluss* entsteht, nach Aussage der Indier, aus zwei grossen Ponds an der östlichen Seite der *Langen Reihe (Long Range)*. Er ist voller Stromschnellen und Fälle. Von der Stelle an, wo er den *Junctions-Brook* (Verbindungsbach) aufnimmt, fliesst er südwärts, mit einer mittlern Breite von 180 Fuss und einer durchschnittlichen Tiefe von 3 bis 4 Fuss. Fünf oder sechs Meilen weiter ergiesst er sich in den *Hirsch-Teich (Deer Pond)*, welcher 15 M. lang und 3 bis 4 M. breit ist, und verlässt denselben durch ein schmales und tief eingeschnittenes Thal, um in den *Humber-Sund* zu fallen. Etwa $\frac{1}{2}$ M. vom Ausfluss aus dem Deer-Pond hat der Humber eine gefährliche Stromschnelle von $\frac{1}{4}$ M. Länge; weiter abwärts eine zweite grössere, die aber weniger schwierig ist. Das Land umher ist sehr malerisch. Dicht am Ufer des Flusses steigen weisse Kalkfelsen 3- bis 400 Fuss *empor, während* dichter Wald von schönerem An-

sehen als gewöhnlich den Fuss und die Abhänge, häufig auch die Gipfel derselben einhüllt. Durch diesen schmalen Kanal wird die Entwässerung eines beträchtlichen Theils der Insel, welcher sich von der *St. Georgs-Bay* bis zur *Kuhspitze* (*Cow-Head*), über einen Raum von 30 bis 40 M. wenigstens, erstreckt, bewerkstelligt.

Die *Gebirgsarten* von Neufundland sind theils geschichtete oder neptunische, theils ungeschichtete oder plutonische. Die Formationen der neptunischen Abtheilung sind: die *Kohlen-Formation*, der *Magnesia-Kalkstein*, die *Obere* und die *Untere Schiefer-Formation*, und die *Gneus-* und *Glimmerschiefer-Formation*. Die plutonischen Gesteine sind *Trapp*, *Grünstein*, *Serpentin*, *Hypersthen*, *Porphyr*, *Syenit* und *Granit*. Ausserdem giebt es *Diluvium* und *Alluvium* und viel zerstreute *(erratische)* Blöcke. Wir können dem Verfasser nicht in der Betrachtung des Einzelnen folgen. In dem Sandsteine des Signal-Berges an der *Shoal-Bay*, südlich vom *Petty-Harbour*, ist ein schmaler Gang von grünem *Kupfererz*, auf welchem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einiger Bergbau getrieben wurde. In den letzten Jahren hat man, doch wie es scheint ohne Erfolg, versucht, denselben wieder aufzunehmen. Eben so zeigt sich an der westlichen Seite des Hafens von *Gross-St. Laurenz* im Syenit ein schmaler Gang von *Bleierz* und *flusssaurem* Kalk, *aber zu unbedeutend*, als dass er einigen Ertrag

verspräche. Diese wenigen Spuren von Mineralien kommen an der Meeresküste vor und es scheint nicht, dass dergleichen noch mehr vorhanden, da sie bei der Entblössung der Felsen nicht unentdeckt hätten bleiben können. Im Innern des Landes darnach zu suchen, würde allzubeschwerlich und hoffnungslos seyn; nur der Zufall kann hier zu Entdeckungen führen.

Die *Anbaufähigkeit* des Bodens ist sehr beschränkt. Der weiche Sandstein und der Mergel der Kohlen-Formation bilden im Ganzen einige fruchtbare Bezirke, wo Gras ohne Pflege wächst und das Stammholz von besserer Beschaffenheit als gewöhnlich erscheint. Aber die dicke Moosdecke, dieser wahre Fluch des Landes, ist auch hier überall verbreitet und nur an einigen Stellen, welche die wenigen Ansiedler an der südlichen Seite der St. Georgs-Bay von Moos gereinigt haben, giebt sich die Trefflichkeit des Bodens kund. In den Thälern um *St. John* findet man viel guten Gartengrund. Die Gegenden, wo Gneus und Glimmerschiefer vorherrschen, sind im Allgemeinen unfruchtbar und unangebaut. Nur wo diese Formation auch Kalkstein enthält, wie am *Humber-Flusse*, ändert sie ihren Charakter, und man sieht hier Stammholz, welches alles übrige der Insel sowohl an Grösse als Güte übertrifft. Die plutonischen Gesteine sind, wo sie nicht von Kies oder anderm verwitterten Getrümmer bedeckt werden, hoff-

nungslos unfruchtbar. Die Gegenden, wo man sich leidliches Stammholz verschaffen kann, sind die *Insel-Bay*, die nächste Umgebung des *Grand Pond*, einige Strecken südlich von der *St. Georgs-Bay* und noch ein paar andere Bezirke. Der verhältnissmässig beste Boden kann nur in dem aufgeschwemmten Lande (Alluvium) an den grössern Flüssen und Bächen, und auch da nur in zerstreuten Strecken gefunden werden. Die Insel im Ganzen ist von Dammerde entblösst und wird daher niemals in die Reihe der ackerbauenden Länder eintreten können. Gleichwohl dürfte sich da, wo zwischen den bessern und volkreichern Gegenden, wie z. B. zwischen den verschiedenen Bayen von *Avalon* und *St. Johns*, Strassen gebaut würden, eine hinlängliche Menge von Vegetabilien, Rindvieh und Schafen ziehen lassen. Hauptsächlich die obern Theile an der *St. Mary's* und *Trinity-Bay* scheinen in dieser Hinsicht das Meiste zu versprechen.

In Betreff der übrigen Theile der Naturgeschichte beschränkt sich der Verfasser auf eine kurze Uebersicht der Fauna Neufundlands, mit der Bemerkung, dass Vollständigeres von dem auf Kosten der norwegischen Regierung Amerika bereisenden Professor Dr. *Stuwitz* aus Christiania zu erwarten sei, mit welchem er bei seiner Ankunft in *St. Johns* zusammentraf.

Der *Schwarze Bär* findet sich in den wildern

Theilen des Landes, wird aber jetzt selten. Er ist nur, wenn er verwundet worden, gefährlich; ausserdem aber fliebt er den Menschen, selbst wenn er auch nur die Witterung von ihm hat. Im Sommer und Herbste lebt er hauptsächlich von Beeren, im Winter aber treibt ihn der Hunger auch bisweilen zu einsam gelegenen Häusern, wo er gewöhnlich erschlagen wird. Am meisten stellt er dem Syrup und gesalzenem Schweinfleisch nach. Auch der *Weisse* oder *Polar-Bär* kommt zuweilen mit dem Eise nach Neufundland, und man erzählt von einem, der in der Nähe von *St. Johns* getödtet worden.

Die *Wölfe* haben sich in den letzten Jahren vermehrt. Sie sind schlank, gross und stark, auf dem Rücken grau und am Bauche gelb. Man hat deren in der Umgebung von *St. Johns* so wie anderwärts im Winter mehre erlegt. Sie greifen selten oder nie den Menschen, am allerwenigsten Kinder, an, sind aber nicht so scheu wie der Schwarze Bär, sondern lauern gern auf Beute und verfolgen auch wohl die Spur eines Wanderers im innern Lande, um aus einem ihm widerfahrnen Unfall vielleicht Vortheil zu ziehen. Besonders stellen sie den Hunden nach. Auch dem Wildpret und im Winter dem Hornvieh thun sie grossen Schaden, so dass von der Regierung eine *Belohnung* von 5 Pf. St. für jeden eingelieferten *Wolfskopf* gegeben wird.

Das *Rennthier (Caribon)* ist das einzige Thier aus dem Hirschgeschlechte in Neufundland. Es sind grosse schöne Thiere mit ungeheuern Geweihen. Wie sie damit durch die dicht verschlungenen Wälder kommen können, scheint in der That unbegreiflich. Man sagt, es geschehe, indem sie die Nase aufwärts richten, die Geweihe auf die Schultern zurücklegen und sich dann bunt durcheinander ins Gehölz hineinstürzen. Freilich suchen sie dazu die offensten und dünnsten Stellen aus und ein Rennthier-Pfad ist in den Waldgegenden stets der beste Wegweiser. Man findet dergleichen Pfade sehr zahlreich im ganzen Lande und ausserdem sieht man auch auf jedem Sumpfe in den abgelegenen Bezirken die Eindrücke von Rennthierfüssen, wo sie sich sehr lange erhalten. Trotz der Menge dieser Thiere an vielen Stellen, die der Verfasser besuchte, bekam er doch nie ein lebendiges zu sehen. Im Winter werden sie getödtet zum Verkauf nach *St. Johns* gebracht und das Viertel zu 15 Schilling verkauft. Das Fleisch ist zwar nicht fett, aber zart, saftig und von vortrefflichem Geschmack. Zeitig im Sommer begeben sie sich paarweise in die innersten Dickichte der Wälder, um sich zu begatten. Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt und soll sich zuweilen mit demselben vor dem Männchen verbergen. Doch sah der Verfasser die Fährten *von allen dreien* auf einer Stelle beisammen. Die

einzige Gelegenheit, die Rennthiere zu Gesicht zu bekommen, ist im Sommer, wenn sie von der Hitze und den Fliegen aus den Wäldern getrieben werden und zu den Seen kommen, sich zu baden. Im September und Oktober sind sie im besten Zustande. Sie wandern dann von Norden nach Süden und schwimmen heerdenweise durch die Seen und Meeresarme. Den Winter über sind sie häufig an den Südküsten. Ehemals, als diese Gegenden noch unbewohnt waren, sollen sie zu vielen Tausenden hier erschienen seyn. Im Frühlinge, vom März anfangend, kehren sie nach dem Norden zurück. Auf diesen beiden Wanderungen werden die meisten von den Indiern und Ansiedlern erlegt. Die Geweihe werfen sie erst spät im Leben ab. Einem alten Bocke, der am Grand Pond geschossen worden, hing der sammetne Ueberzug lappenweise um die Hörner und das eine Horn war noch nicht völlig ausgewachsen. Die Hautfarbe ist im Sommer dunkler als im Winter. Sie würden sich wahrscheinlich zähmen lassen; wenigstens ist der Versuch mit vielen Jungen gelungen, bei denen man es dahin brachte, dass sie am Tage in die Wälder gingen und des Abends nach Hause zurückkehrten. Aber die meisten sind von den Hunden getödtet worden.

Der *Fuchs* ist ziemlich häufig in Neufundland. Ausser der gemeinen gelben oder röthlichen Art hat man auch schwarze, silberhaarige, blaue und

weisse Füchse, von welchen die schwarzen und silberfarbenen Pelze die geschätztesten sind.

Auch die *Hasen* kommen in einigen Gegenden der Insel in Menge vor. Sie sind so gross wie die englischen, werden aber im Winter schmuzzig weiss. Man glaubt, dass sie eine besondere Spielart sind.

*Marder* waren sonst ebenfalls häufig, sind aber jetzt seltner geworden. Dasselbe ist der Fall mit dem *Biber*, der jetzt auf die unzugänglichsten Gegenden des Innern beschränkt ist. Die Ansiedler halten sie für ein köstliches Essen; doch sagten einige dem Verfasser, das Fleisch sei zu fett und schmecke stark nach Tannen- und anderm Harz.

Sehr häufig sind die *Moschus-Ratten* (*Musquasch* der Indier); sie leben in Löchern an den Ufern der Teiche und um die Mündungen der Bäche. Auch *Fischottern* giebt es in grosser Menge, hauptsächlich in felsigen Bächen, hie und da auch an den Ufern der Meeresarme und Einfahrten.

Die *Robbenjagd* ist ein sehr einträgliches Geschäft. Der Verfasser und Dr. *Stuwitz* begleiteten im März 1840 eine Fischer-Expedition, die auf den Fang dieser Thiere ausging; es wurden viele Tausende derselben erlegt. Jeder Pelz ist im Durchschnitt einen Dollar werth. Die in den Bayen lebende Art (*the Bay seal*) soll Neufundland eigenthümlich seyn. Andere Arten kommen nur gelegentlich an die Küsten, um hier zu gebären und

die Jungen aufzuziehen. Ihre Wohnsitze sind die Küsten von Labrador und Grönland. — Auch viel *Walfische* und *Delphine* verschiedener Arten besuchen die Meeresgegenden von Neufundland.

Was den *Neufundländer Hund* betrifft, so wollen wir, da der Verf. seiner nur ein paar Mal nebenher erwähnt, hier Einiges über ihn aus *Anspach's* Beschreibung von Neufundland einschalten. Der *Neufundländer Hund* (*Canis Terrae novae*) ist von Natur völlig schwarz, mit nur wenigen weissen Flecken. Wenn der Winter kommt, wächst ihm ein zolldicker Pelz von dichter grober Wolle, Anfangs ebenfalls schwarz, später aber ganz weiss werdend. Wird dieser Hund unter dem Dache des Menschen geboren oder auferzogen, so ist er das nützlichste Hausthier. Er thut manche wesentliche Dienste des Pferdes, ist gelehrig, äusserst anhänglich und mit jedem Futter zufrieden. Gewöhnlich lebt er von den Resten der Fische, gleichviel ob gesalzen oder frisch. Aus Hunger stiehlt er auch wohl zuweilen einen Lachs oder ein Stück Schweinfleisch aus dem Pökelfasse. Als Getränk findet er warmes Schafblut unvergleichlich, wie er denn überhaupt ein unversöhnlicher Feind der Schafe ist. Da seine Füsse zwischen den Zehen eine Art Schwimmhaut haben, wodurch er vorzüglich für den Aufenthalt im Wasser geeignet ist, wo er sogar längere Zeit untertauchen kann, so sucht er die Schafe beim Verfolgen von hohen

Abhängen ins Wasser zu treiben und springt ihnen nach. Ein Hauptnutzen besteht, ausser seiner Wachsamkeit, in dem Beistande, den er beim Holzhohlen aus den Wäldern leistet. Man bindet ihm die Holzbündel entweder an den Leib, oder legt sie auf kleine Schlitten, an welche er angeschirrt wird. Der Scharfsinn dieses Thieres ist erstaunlich; es scheint ihm bloss die Sprache zu fehlen, um sich völlig verständlich zu machen. Er bellt nur, wenn er heftig gereizt wird, und das Bellen geschieht in einem Tone, der zwischen Knurren und dem Bellen unsrer Hunde die Mitte hält. Auch lässt er sich, wegen seiner Geschicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen, dazu abrichten, Menschen, die ins Wasser gefallen, herauszuholen und zu retten. Die Hunderasse, welche in *England* unter dem Namen der *Neufundländer Hunde* bekannt ist, kann nach Anspach nur als eine *Abart* der echten Rasse betrachtet werden.

Die übrigen Hausthiere sind europäischer Abkunft und bestehen in einer kleinen Zahl von *Pferden*, schwarzem *Rindvieh*, das den Sommer im Freien zubringt und nur im Herbste zur Wohnung des Eigenthümers zurückkehrt, viel *Schweinen*, *Ziegen* und *Schafen*.

Zu den *Vögeln* übergehend, erwähnt der Verfasser zuvörderst einer grossen *Falkenart* mit weissem Kopfe, braunem Leibe und gelben Füssen.

Häufig ist die grosse *Schnee-Eule;* auch eine braune Eule wird nicht selten angetroffen.

Der gemeine *Ptarmigan* von röthlich brauner Farbe, mit Roth um die Augen und einigen weissen Federn im Sommer, im Winter aber oft ganz weiss, ist der einzige Vogel aus dem Hühnergeschlechte. Er ist bis auf die Füsse herunter und zwischen den Krallen befiedert und behaart. Diese Vögel sind über die ganze Insel verbreitet, doch an einigen Stellen häufiger als an andern. Bei heiterm Wetter findet man sie am Rande der Wälder und im Unterholze. Sie sind dann sehr scheu und schwer zu schiessen. An nebeligen Tagen aber kommen sie in die Sümpfe und Haiden und sind leichter zu erlegen. Sie hocken in der Regel dicht am Boden beisammen und der Jäger nähert sich ihnen langsam, ohne einen Hund mitzunehmen, und entdeckt sie an der rothen Einfassung des Auges, indem der Kopf des Vogels über das braune Moos emporragt. Der Verfasser fand im Juni ein Nest dieser Vögel, mit eilf Eiern von bräunlich aschgrauer Farbe und schwarz gesprenkelt.

Die *Wilden Gänse* kommen im Mai, brüten an den verborgensten und unzugänglichsten Teichen, die sie finden können, und bringen die Jungen Ende Juni oder Anfang Juli auf die Bäche. Diese sind im September ausgewachsen und dann verlassen alle die Insel wieder. Eine wilde Ente, die

*Schwarze* genannt, ist die einzige, welche im Sommer auf den Teichen und in den Bächen gesehen wird. Sie hat aber ein stark dunkelbraunes Gefieder, ist sehr scheu, obwohl häufig, und ihr Fleisch gilt für höchst zart und wohlschmeckend.

Der *Lu* oder grosse *Nördliche Taucher* ist ebenfalls häufig. Ausserdem hat man eine oder zwei Arten von grossen *Eisvögeln* (*King-Fishers*), eine oder zwei dunkelfarbige *Elstern*, von welchen eine graue Art mit sehr lockerm Gefieder fast der einzige Vogel ist, den man zu allen Zeiten in den Wäldern antrifft. Auch mehre andere kleine Vögel, worunter die s. g. *Amsel*, die aber eine *Drossel* ist, mit rother Brust und braunem Rücken, am häufigsten vorkommt.

Sommervögel giebt es, ausser den bereits erwähnten, eine grosse Menge; zwei oder drei Arten *Kibitze; Brachvögel* (*curlew*), im August; verschiedene kleine Vögel, gemeiniglich *Strandvögel* genannt, weil sie sich längs dem Strande des Meeres und der Seen aufhalten, u. a. m. Im Winter zeigen sich grosse Heerden kleiner s. g. *Schneevögel*. Noch häufiger sind die Seevögel als die Landvögel. Die *Möwen* brüten auf den Inseln der Teiche im Innern des Landes. Sie machen dem Jäger viel Verdruss, indem sie bei seiner Annäherung über die Wälder davon fliegen und durch ihr lautes Geschrei die andern Thiere aufscheuchen. *Eidergänse*, *Kreuzschnäbel* (*sheldrakes*), *Wasser-*

*raben* (gewöhnlich *shags* genannt), *Tauchenten*, *Seetauben* und mehre Arten von *Sturmvögeln* sieht man schaarenweise an verschiedenen Theilen der Küste. Vorzüglich zahlreich ist an der Südküste im Sommer eine Art Seevögel, welche von ihrem Geschrei *Hunde* genannt werden. Sie fliegen in grossen Schwärmen und machen einen Lärm, genau so wie eine Meute von Fuchshunden.

Der schöne weisse *Silberreiher* mit zierlich am Rücken herabfallenden Federn und einem langen dünnen Halse, wird zuweilen geschossen, ist aber sehr selten.

In heissen Sommern hat man auch *Kolibris* an den Südküsten von Neufundland gesehen.

Von Hausgeflügel hat man *Enten*, *Gänse*, *Hühner*, auch hie und da *Truthühner*.

Merkwürdig ist, dass die Insel kein einziges Thier aus der Klasse der *Reptilien* aufzuweisen hat. Kein Frosch, keine Kröte, keine Eidechse, keine Schlange ist jemals gesehen worden. Neufundland kann in dieser Hinsicht das amerikanische Irland genannt werden. Zum Ersatz dafür (wenn hier von einem Ersatz die Rede seyn kann) hat es einen Ueberfluss an *Fischen*, obwohl von Süsswasser-Fischen nur *Lachse* und *Forellen*; wenigstens hat man noch keine andern gesehen. Jene beschränken sich auf die vornehmsten Flüsse, diese dagegen werden sehr zahlreich in den verschiedenen Teichen angetroffen, doch mit dem Unter-

schiede, dass manche Teiche ganz damit angefüllt sind, während andere von völlig gleicher Beschaffenheit gar keine beherbergen. Wahrscheinlich hangt diess von der Art ab, wie der Laich dieser Fische zufällig durch das Gefieder der Wasservögel nach diesem oder jenem Teiche gebracht worden seyn mag. Man kennt zwei Arten von Forellen, rothe und weisse; wahrscheinlich giebt es deren noch mehr.

Von Seefischen hat man ausser dem *Stockfisch* oder *Kabliau* (diesem Stapelartikel Neufundlands, über dessen Fang und Zubereitung weiter unten Näheres mitgetheilt werden soll), dem *Lanzenfisch* (*lance*) und dem *Häring*, auch grosse *Hellbutten*, verschiedene Arten von *Plattfischen*, deren jedoch keine gefangen wird, nebst einer grossen Art *Stachelfische*, *Haifischen* u. a.

Von Cephalopoden sah unser Verfasser nur eine *Sepia*, wahrscheinlich *Calmar* (*Sepia loligo*). Sie sind in der Regel acht bis zehn Zoll lang, kommen im August myriadenweise an die Küsten und werden als Köder für andere Fische gefangen. Man erkennt sie schon von weitem an der Menge kleiner Wassertropfen, dem Regen ähnlich, welche jedes einzelne dieser Thiere bei der Fortbewegung an der Oberfläche des Wassers in die Luft emporspritzt. Dieses Ausspritzen von Wasser scheint zu ihrer Fortbewegung wesentlich noth-

wendig zu seyn. Man erzählt sich viele Geschichten von ungeheuer grossen Thieren dieser Art.

Wie überall an den östlichen Küsten von Nord-Amerika scheint es auch bei Neufundland nur wenige Gattungen und Arten von *Schalthieren* zu geben, obwohl die Zahl der Individuen sehr gross ist. Von Gasteropoden oder Einschaligen sah der Verfasser nur zufällig Bruchstücke eines *Buccinum*, dem Anscheine nach *B. undatum*, ferner eine kleine Art *Littorina*, die an manchen Stellen haufenweise an den Felsen hangt, und eine grosse *Natica*. Grösser ist die Mannichfaltigkeit der Acephalen oder Zweischaligen. Zwei Gattungen *Mytilus*, deren eine sehr gross wird, findet man in Menge. Die kleinere scheint dieselbe wie die gemeine englische Gattung und wird häufig gegessen. Grosse *Kammmuscheln* sind im Ueberfluss in einigen der seichtern und wenig besuchten Häfen, wo es viel Schlamm und Sand giebt, anzutreffen. Sie werden gegessen, sind aber schwerverdaulich und sogar schädlich. An den sandigen Küsten von *St. Georgs-Bay* und *Codroy* wird die *Mya arenaria* in grösster Menge gefunden. Die Fischer nennen die Thiere dieser Muschel »Hähne und Hennen« und gebrauchen sie zuweilen als Köder beim Kabliaufang. Ebendaselbst giebt es auch zwei oder drei Arten von *Tellina*. Eine Art *Glycimeris* dient zu demselben Zweck; der Verfasser fand sie aber nur im Magen eines Kabliau. In den Teichen und Bä-

chen sind nur eine oder zwei Arten von *Unio* gefunden worden. *Austern* aber giebt es nirgends an den Küsten von Neufundland. Die grosse Tiefe des Meeres längs dem grössten Theile der Küsten ist im Allgemeinen dem Gedeihen der Schalthiere nicht günstig. Beträchtlicher ist ihre Zahl und Mannichfaltigkeit an den grossen Bänken, wo das Wasser nicht über 20 oder 25 Faden tief ist.

Prof. *Stuwitz* sagte dem Verf., dass auf dem südlichen Theile der Bänke, so wie in einer gewissen Ausdehnung an den südlichen Küsten der Insel, die Muscheln und Weichthiere einen mehr tropischen Charakter hätten, als man in Hinsicht der geographischen Breite und des Vorkommens anderer Polarthiere erwarten sollte. Er schrieb diess dem *Golf-Strome* zu, und zwar weniger der durch denselben erhöhten Temperatur des Wassers als seiner mechanischen Thätigkeit, indem er südliche Thiere weiter nordwärts bringe, als sie ausserdem kommen würden. Da hier auch eine von Norden her und vom nördlichen Ende der Grossen Bank kommende Strömung Statt findet, so mag dadurch in den sich auf dem Meeresgrunde jetzt bildenden Schichten und Formationen eine seltsame Mischung von Thiergeschlechtern entstehen, die den Geologen künftiger Jahrtausende eben so viel zu schaffen machen wird, als so viele Erscheinungen den Naturforschern unserer Tage.

Von *Crustaceen* wird in einigen geschützten

Bayen eine grosse Gattung *Seekrebse* (*lobsters*) gefunden, welche gesotten ein gutes Mahl liefern. Die Einwohner sind aber, besonders an der St. Mary's-Bay, sehr dagegen eingenommen. Eine Krabbenart und mehre kleinere Crustaceen sind an allen Küsten sehr häufig.

Um *Insekten* bekümmerte sich der Verf. wenig. Bei einem Herrn *St. John*, in *Harbour-Grace*, sah er eine sehr schöne Sammlung, die vornehmlich herrliche Schmetterlinge enthielt. Als lästige Insekten erwähnt *Anspach* der *Muskiten*, welche im Sommer an den Ufern der Flüsse, Seen und Teiche in grossen Schaaren umherziehen und Menschen und Thieren äusserst beschwerlich werden.

Sehr reich sind die Meere um Neufundland an *Strahlthieren* (*Radiata*); vorzüglich häufig ist eine grüne Art *Echinus*, welche von vielen Franzosen gegessen wird. Auch den gemeinen *Seestern* findet man auf den Klippen und seichten Stellen sehr häufig, während das *Medusenhaupt* aus tieferem Wasser geholt wird. Prof. *Stuwitz* hat verschiedene neue *Holothurideen* und verwandte Thiere entdeckt, worunter wahrscheinlich einige, die zu neuen Geschlechtern gehören. Die Menge der Individuen aus den Geschlechtern *Medusa*, *Beroe* etc., welche die Meere um Neufundland auf viele Geviertmeilen weit erfüllen, geht in die Myriaden. Von Polypen sah der Verf. eine Art *Actinia*, zwei oder drei Schwämme und eine *Myriapora*. Aus-

ser der Letztern muss es auch noch andere Arten geben, da man in der Nähe der Insel ein oder zwei Korallen-Riffe antrifft.

---

Wir geben jetzt einen Auszug aus dem Tagebuche des Verfassers und zwar zunächst, was seinen Aufenthalt in *St. Johns*, der Hauptstadt der Insel, betrifft.

*St. Johns* liegt auf der Ostseite der Halbinsel *Avalon* an dem gleichfalls St Johns genannten Hafen. Der Verf., welcher am 11. April (1839) von Liverpool abgesegelt war, landete hier am 8. Mai. Der erste Anblick des Hafens hat etwas Auffallendes. Hohe steile Klippen von dunkelrothem Sandstein und Conglomerat erstrecken sich, mit grosser Tiefe des Wassers an ihrem Fusse, längs der Küste. Die Schichten fallen von einer Höhe von 400 bis 700 Fuss unter einem Winkel von 70° ins Meer, wo sie unaufhörlich von den Wellen gepeitscht werden. Diese gewaltige Mauer ist der Abfall eines sich weit an der Küste hin verbreitenden Bergrückens, in welche hie und da schmale Thäler und Schluchten von verschiedener Tiefe eingeschnitten sind. Der Boden eines derselben, der etwa 50 oder 60 Fuss unter dem Meeresspiegel liegen mag, bildet den Eingang zum Hafen St. Johns und heisst die Enge (the Narrows). Im Innern lehnt sich der Hafen gegen Südwesten an, wo das Land einen sanften Ab-

Bayen eine grosse Gattung *Seekrebse* (*lobsters*) gefunden, welche gesotten ein gutes Mahl liefern. Die Einwohner sind aber, besonders an der St. Mary's-Bay, sehr dagegen eingenommen. Eine Krabbenart und mehre kleinere Crustaceen sind an allen Küsten sehr häufig.

Um *Insekten* bekümmerte sich der Verf. wenig. Bei einem Herrn *St. John*, in *Harbour-Grace*, sah er eine sehr schöne Sammlung, die vornehmlich herrliche Schmetterlinge enthielt. Als lästige Insekten erwähnt *Anspach* der *Muskiten*, welche im Sommer an den Ufern der Flüsse, Seen und Teiche in grossen Schaaren umherziehen und Menschen und Thieren äusserst beschwerlich werden.

Sehr reich sind die Meere um Neufundland an *Strahlthieren* (*Radiata*); vorzüglich häufig ist eine grüne Art *Echinus*, welche von vielen Franzosen gegessen wird. Auch den gemeinen *Seestern* findet man auf den Klippen und seichten Stellen sehr häufig, während das *Medusenhaupt* aus tieferem Wasser geholt wird. Prof. *Stuwitz* hat verschiedene neue *Holothurideen* und verwandte Thiere entdeckt, worunter wahrscheinlich einige, die zu neuen Geschlechtern gehören. Die Menge der Individuen aus den Geschlechtern *Medusa*, *Beroe* etc., welche die Meere um Neufundland auf viele Geviertmeilen weit erfüllen, geht in die Myriaden. Von Polypen sah der Verf. eine Art *Actinia*, zwei oder drei Schwämme und eine *Myriapora*. Aus-

ser der Letztern muss es auch noch andere Arten geben, da man in der Nähe der Insel ein oder zwei Korallen-Riffe antrifft.

---

Wir geben jetzt einen Auszug aus dem Tagebuche des Verfassers und zwar zunächst, was seinen Aufenthalt in *St. Johns*, der Hauptstadt der Insel, betrifft.

*St. Johns* liegt auf der Ostseite der Halbinsel *Avalon* an dem gleichfalls St Johns genannten Hafen. Der Verf., welcher am 11. April (1839) von Liverpool abgesegelt war, landete hier am 8. Mai. Der erste Anblick des Hafens hat etwas Auffallendes. Hohe steile Klippen von dunkelrothem Sandstein und Conglomerat erstrecken sich, mit grosser Tiefe des Wassers an ihrem Fusse, längs der Küste. Die Schichten fallen von einer Höhe von 400 bis 700 Fuss unter einem Winkel von 70° ins Meer, wo sie unaufhörlich von den Wellen gepeitscht werden. Diese gewaltige Mauer ist der Abfall eines sich weit an der Küste hin verbreitenden Bergrückens, in welche hie und da schmale Thäler und Schluchten von verschiedener Tiefe eingeschnitten sind. Der Boden eines derselben, der etwa 50 oder 60 Fuss unter dem Meeresspiegel liegen mag, bildet den Eingang zum Hafen St. Johns und heisst die *Enge* (*the Narrows*). Im Innern dehnt sich der Hafen gegen Südwesten aus, wo das Land einen sanftern Ab-

fall und eine weit geringere Höhe hat, auch fruchtbarer ist als unmittelbar an der Küste. Die dunkeln und kahlen Felsen, die man zuerst vom Meer aus erblickt, und ihre schroffen Umrisse, welche durch keine andere Vegetation belebt werden als einige verbuttete Tannen in den mehr geschützten Schluchten und Winkeln, geben dem neu ankommenden Fremden einen sehr ungünstigen Begriff von dem Lande und scheinen Alles zu bestätigen, was ihm jemals von der Rauhheit und Unfruchtbarkeit desselben erzählt worden ist. »Indem wir« — heisst es — »bald vor- bald rückwärts segelnd, die Mündung der Enge überschritten, welche an einer gewissen Stelle nur 220 Yards (660 Fuss) weit und auf beiden Seiten mit steilen Felsen von 500 Fuss Höhe eingefasst ist, hatten wir einen flüchtigen Anblick der Stadt, die mit ihren hölzernen, farblosen Häusern ein sehr düsteres und trauriges Ansehen gewährt. Der Hafen war jedoch mit Schiffen angefüllt und wir fanden bei der Landung viel Geschäftigkeit und Getümmel. Das eben eingetretene Thauwetter hatte die Strassen an mehren Stellen mit querlaufenden Rinnen durchfurchtet, während ihr übriger vernachlässigter Zustand, in Verbindung mit den schmalen und schmutzigen Seitengassen, und dem Mangel an Kanälen und Lampen, so wie die Gruppen müssiger und zum Theil betrunkener Matrosen und Fischer und überhaupt die überall

herrschende Unordnung und Verwirrung es dem neuen Ankömmling fühlbar machten, dass er in ein fremdes Land gekommen sei. Ich fand nachher, dass wir gerade zu der Jahreszeit angekommen waren, wo die Mannschaft einer Menge kürzlich vom Seehundsfang zurückgekehrter Schiffe die Taschen voll Geld hatte, während die Handelswerften und Speicher von Leuten wimmelten, die mit dem Ausladen der Schiffe und der Zubereitung der Robben für die Thranfässer beschäftigt waren. Ich begab mich gleich nach der Landung auf den Felsrücken an der südöstlichen Seite des Hafens (welche unrichtig die »südliche« genannt wird) und hatte von seinem 750 Fuss hohen Gipfel eine weite Aussicht auf Meer und Land. Bei der Rückkunft nach der Stadt fanden wir, mein Begleiter und ich, dass es nirgends einen Gasthof gebe, waren aber glücklich genug eine gute Privatwohnung zu miethen.« — »Am 12. Mai Abends wurden wir durch Feuerlärm aufgeschreckt. In wenig Stunden war ein Klumpen Häuser in der Hauptstrasse, mitten in der Stadt, bis auf den Grund niedergebrannt. Das Benehmen des Militärs und der Feuer-Compagnien war sehr gut und ihren Bemühungen, so wie den Anstrengungen der angesehenern Einwohner war die Erhaltung der Stadt zu verdanken. Dabei fiel mir aber in hohem Grade die stupide Gleichgiltigkeit vieler gemeinen Leute auf. Kein anderes Reizmittel als

augenblickliche baare Bezahlung konnte einen von den vielen Hunderten müssiger Kerle, die umherstanden, dahin bringen, selbst mit Hand anzulegen. Man sagte mir späterhin, dass ein grosser Theil des Pöbels dergleichen Feuersbrünste, besonders wenn die Speicher der Kaufleute ergriffen wurden, sehr gern sähen, weil man sich dann ungescheut der Plünderung überliesse.«

Der Verfasser machte, in seiner Eigenschaft als von der Regierung angestellter Landmesser, während des Sommers und Herbstes Ausflüge nach verschiedenen Küstengegenden und einigen Theilen des Innern, und kehrte im November nach St. Johns zurück, wo er den Winter über zubrachte. Während der zweiten Hälfte des November und bis etwa 20. Dezember war höchst unangenehmes verdriessliches Wetter, Schneestürme und Fröste, mit Thauwetter abwechselnd. Dann aber heiterte sich der Himmel auf und blieb mit scharfem Frost und Schnee in diesem Zustande bis zum Schluss des Jänners 1840, jedoch ohne besonders heftige Kälte. Zwar froren die Teiche und Bäche zu, aber der Hafen blieb stets frei von Eis. Das Weihnachtsfest wurde feierlich begangen. Der Verfasser beobachtete bei den niedern Ständen eine Belustigung, die sich wahrscheinlich aus dem westlichen England, wo noch Spuren davon anzutreffen, nach Neufundland verpflanzt hat. Fantastisch vermummte Männer, einige in Frauen-

kleidern, mit grellen Farben und bemalten Gesichtern, bewaffnen sich mit einer an eine Art Peitsche gebundenen Schweinsblase voll kleiner Kiesel und durchziehen so die Strassen, indem sie allerlei Possen treiben, springen und tanzen, auch die Vorübergehenden necken und um Geld oder Grog ansprechen. Die Kaufleute und höhern Klassen belustigten sich mit Schlittenfahrten nach verschiedenen Punkten, wohin die Strassen offen waren, während eine Reihe von gesellschaftlichen Mahlzeiten begann, welche dann und wann mit Abendparthieen und Tanzfesten abwechselten. Auch wurden alle vierzehn Tage für wohlthätige Zwecke starkbesuchte Vorstellungen auf einem Dilettanten-Theater gegeben. In gleicher Absicht fanden zwei öffentliche Bälle Statt. Diese lustige Zeit dauerte bis zur Mitte des Februars, wo die Vorbereitungen zum Fischfang und Robbenschlag Herren und Diener wieder ernsthaft an ihre Geschäfte denken liessen.

Der Winter war auffallend mild. Das (Fahrenheitsche) Thermometer fiel in der Stadt niemals unter Null (— 14⅔° Réaum.) und im Februar trat ein oder zwei Mal förmliches Thauwetter ein. Regelmässige Beobachtungen konnte der Verfasser nicht machen, da er sein Thermometer dem Prof. Stuwitz auf die Reise mitgegeben hatte. Vollständigere Beobachtungen, die einen Zeitraum von sieben Jahren umfassen, hat man von einem Regierungsbeamten, Namens *Templeman*. Der niedrigste Stand

während dieser Zeit war — 18° (F. oder 22½ R.). Der kälteste Monat ist der Februar.

Der Verf. giebt hier eine Zusammenstellung seiner Beobachtungen über verschiedenes Bemerkenswerthe in Betreff der Erzeugnisse und der Gewerbsthätigkeit der Insel.

Das Erste, was den in einem neufundländischen Hafen einfahrenden Fremden auffällt, ist die Menge der s. g. *Fish-Flakes* und *Bühnen*, so wie die hölzernen Kaien und die grossen dunkelrothen Waarenspeicher. Die *Fish-Flakes* sind rohe flache Gestelle, auf leichten 10 bis 12 Fuss hohen Pfosten errichtet und oben mit einer aus Stäben und Flechtwerk gemachten Platte versehen. Auf diese werden die Kabliaus oder Stockfische zum Trocknen ausgebreitet, und an verschiedenen Punkten darunter sind Bretter angelegt, auf welchen die mit den Fischen beschäftigten Arbeiter herumgehen können. Der Boden ist nämlich überall so uneben und höckerig, dass man auf dieses Mittel hat denken müssen, um eine hinlänglich ebene Grundfläche zu erhalten. In einem volkreichen Hafen ist die ganze Umgebung der Häuser mit dergleichen Gestellen bedeckt, und man kann häufig von einem Hause zum andern nur gelangen, indem man unter diesen schattigen und nicht eben wohlriechenden Vorrichtungen hinweggeht. Die *Bühnen* sind von stärkerer Bauart als die Plattformen. Sie haben meistens die Gestalt eines kleinen, ins

Wasser vorspringenden Dammes und bestehen aus dicht neben einander liegenden wagrechten Pfosten, welche auf andern aufrecht stehenden Pfählen aufgenagelt sind und ein festes Gezimmer bilden. An dem einen Ende der Bühne sind an den Stützpfosten einige Querstangen befestigt, welche als eine Leiter dienen, um vom Boote oder Schiffe aus die Bühne besteigen zu können. Nicht selten sind diess die einzigen Landungsplätze in einem Hafen. Der mittlere Theil der Bühne hat ein Dach von Brettern oder auch von Baumzweigen; hier wird das wichtige Geschäft des Spaltens und Einsalzens der Fische vorgenommen. Ausser den *Flakes* und *Bühnen* giebt es auch noch eine Art hölzerner Kaie, auf Pfosten ruhend und mit Brettern getäfelt, und hinter denselben grosse hölzerne Gebäude, deren einige zur Aufbewahrung der eingesalzenen Fische, andere für Handelswaaren überhaupt dienen. Das Aeussere dieser Speicher ist nach dem Geschmack und der Laune buntfarbig, meistens aber dunkelroth angestrichen. Denkt man sich zu diesem Allen einige im Hafen vor Anker liegende Briggs oder Schooner und eine Menge kleiner Fischerboote, vom zweirudrigen Kahne bis zum halbdeckigen Fahrzeuge von 10 oder 15 Tonnen; ferner eine zackige Felsküste, mit verbuttetem Gebüsch und kleinen angebauten Felderchen oder Gärten; ein oder zwei grosse, weissgetünchte, hölzerne Häuser, welche den Kaufleuten gehören,

und eine Anzahl ungetünchter hölzerner Fischerhütten, in allen möglichen Richtungen und Lagen, auf Felskuppen und in Thalschluchten zerstreut: so hat man eine ziemlich richtige Vorstellung von einer neufundländischen Ansiedlung. Freilich werden diese Bestandtheile in grössern Hafenplätzen, besonders in *St. Johns*, von andern ansehnlichern in den Hintergrund gedrängt. Hier sieht man grosse steinerne Häuser, Kirchen, Kapellen und Amtsgebäude, hölzerne, weissangestrichene Kaufläden, ziemlich regelmässige Gassen und auch, als Zeichen grösserer Volksmenge und grössern Wohlstandes, eine oder zwei gute Fahrstrassen. Aber auch in *St. Johns* fehlen die *Fish-Flakes* nicht; nur befinden sie sich in einem kleinen Winkel an der südlichen Seite des Hafens, in der s. g. *Maden-Bucht* (*Maggoty-Cove*).

Mit Anfang Mai ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen, um Vorbereitungen zur Fischerei zu treffen, Sommervorräthe einzulegen, die Boote und Fischerwerkzeuge in Stand zu setzen etc. Gegen die Mitte oder das Ende des Monats erscheint der erste Schwarm Häringe, oder die s. g. Frühlingshäringe. Diese werden sogleich mit Netzen gefangen und als Köder für den *Kabliau* verwendet. Letzterer erscheint mit ungeheuern Schaaren des *Capelin* (oder *Köderfisches*, *Salmo arcticus*) um die Mitte Juni und nun beginnt die eigentliche grosse Fischerei. Männer, Weiber und Kinder sind dabei

beschäftigt. Jede Person im Boot hat zwei Angelschnuren von beiläufig 25 Klafter Länge, jede mit zwei oder mehr Haken. Diese wirft man, je eine an jeder Seite des Bootes, aus und befestigt sie mit dem innern Ende an einem Querholze. Spürt man, dass ein Kabliau angebissen hat, so zieht man ihn herein, befestigt ein anderes Stück Köder an der Angel und wirft diese wieder aus. An manchen Tagen ist der Fang so reichlich, dass der Fischer vollauf zu thun hat, eine Schnur nach der andern einzuziehen und wieder mit frischem Köder zu versehen. Dann ist wohl in einer oder zwei Stunden das ganze Boot angefüllt und er fährt damit nach der Bühne. Hier werden die Fische mit einer Art Gabel aus dem Boote gezogen und auf der Platte aufgeschichtet, ungefähr so wie man Heu auf einen Wagen ladet. Oben stehen die Weiber der Familie oder auch ein oder zwei Männer mit Weibern, die ihnen zur Hand gehen. Die Hauptpersonen sind der Köpfer und der Spalter. Der Erstere schneidet dem Fische den Kopf ab, öffnet ihn vom Halse bis hinunter zum Bauche, und giebt ihn dann einem Gehilfen, welcher die Leber herausnimmt und sie in ein Fass auf die eine Seite wirft, während der Kopf und die übrigen Eingeweide in dasselbe Fass auf die andere Seite gelegt werden. Aus der Leber siedet man Thran, der Kopf aber und das Uebrige werden ins Wasser geworfen. Der Fisch gelangt hierauf

in die Hände des Spalters, der durch eine geschickte Bewegung das Rückgrat vom Halse bis zum Schwanze ausschneidet und so den Fisch zum Einlegen geschickt macht. Es ist diess der wichtigste Theil der Arbeit und ein guter Spalter verlangt stets einen höhern Lohn. Die Fische werden dann gesalzen, in Haufen zum Trocknen aufgeschichtet, abermals gewaschen und gesalzen und zuletzt an heitern Tagen in die Sonne gelegt, damit sie völlig austrocknen und hart werden. Während dieser Zeit verlangen sie viel Aufmerksamkeit. Die Weiber sehen beständig nach, und legen sie des Nachts, und wenn es zu regnen droht oder wirklich regnet, in runde Haufen zusammen, so dass die Haut auswärts zu liegen kommt und man kleine Heuschober zu sehen glaubt.

Mit Ende Juli oder Anfang August verlässt der *Capelin* die Küsten und Bänke von Neufundland und an seine Stelle treten Myriaden von kleinen Tintenfischen (*? Cuttle-Fishes*). Diese werden ebenfalls reichlich gefangen und als Köder für den Stockfisch verwendet, der darnach sehr begierig ist. Im September erscheinen dann wieder grosse Züge von Häringen und mit diesen geht die Fischerei zu Ende. Ausserdem dienen auch während der ganzen Sommerszeit viele Schalthiere, sowohl aus süssem Wasser als aus dem Meere, als Köder für den Stockfisch, und dieser hat oft eine solche Fülle von Nahrung, dass er allen Köder

verschmäht. In diesem Falle nimmt man seine Zuflucht zu einer Vorrichtung, welche der »Tänzer« (*jigger*) heisst und in einer Art von Senkblei besteht, an welchem eine Menge spitziger Haken befestigt ist. Dieses wird ins Wasser gelassen und schnell hin und her, auf und nieder gezogen, so dass die Stockfische durch diese Bewegung angelockt herbeischwimmen und ein Theil davon, indem die Haken sie fassen, gefangen wird. Diese Jiggers wendet man jedoch nur im Nothfalle an, denn es werden mehr Fische damit verwundet als gefangen.

Der Verf. weiss nicht anzugeben, wie viel Fische jeder einzelne Fischer mit der Angelschnur täglich fängt; aber der Betrag muss sehr ansehnlich seyn, da die Fischer ihm versicherten, dass wenn Alles recht gut gehe, jeden Tag für 5 Pfund Sterling an Werth gefangen werden könnten. Nun kostet aber gegenwärtig der Centner (112 Pf. engl.) getrockneter und zur Ausfuhr geeigneter Stockfische nicht mehr als 15 Schilling, und zu einem Centner solcher Fische gehören 3 Centner frischer (oder s. g. grüner) Fische, folglich gehören zu einem Betrage von 5 Pf. St. 20 Centner oder eine Tonne. Den einzelnen Fisch zu 10 Pfund Gewicht angenommen, muss jeder Mann täglich 224 Stück, und bei geringerem Gewicht noch mehr fangen, was keineswegs unwahrscheinlich ist. Eine Familie von 5 oder sechs thätigen Leuten kann

daher im Laufe eines guten Sommers für 50 bis 100 Pf. St. Stockfische in den Handel bringen*). Einzelne junge Männer vereinigen sich entweder mit einander oder vermiethen sich gegen bestimmten Lohn oder auch gegen einen Antheil am Ertrage, entweder an ihre eignen Nachbarn oder an die Kaufleute. Der Lohn beträgt gemeiniglich für den ganzen Sommer 20 Pf. St. nebst der Kost. Endlich giebt es auch Familien in einigen entfernten Häfen, welche, anstatt die Fische selbst zuzubereiten, diese sogleich, wie sie gefangen sind, an die Kaufleute veräussern.

An manchen Punkten der Küste, wo das Wasser hinlänglich seicht ist, werden die Stockfische gegenwärtig auch mit Schlepp- oder andern Netzen gefangen. Diese Fischerei erfordert aber für den Anfang mehr Capital als die mit Angelschnuren. Sie wird daher vornehmlich von den Kaufleuten oder von den reichern Ansiedlern betrieben und es herrscht an manchen Orten in Betreff dersel-

*) Da wäre also die ganze Fischerei auf 10 bis 20 Tage beschränkt. Es sind indessen nicht alle Tage glücklich und von den zum Trocknen ausgelegten Fischen geht durch plötzlich eintretende Regengüsse und andere Unfälle Manches zu Grunde, so dass, um 20 Ctr. preiswürdige Waare zu liefern, ein weit grösserer Betrag gefangen werden muss. Umständlicher ist der ganze Stockfischfang, nach *Anspach*, in meinem *Gemälde von Amerika* (in *Schütz's Allgemeiner Erdkunde*, VII. Bd., S. 218 u. ff., Wien, bei Doll, 1831) dargestellt.

ben viel Eifersucht und Brodneid. Einige Leute behaupten sogar, die Regierung sollte die Netzfischerei verbieten, weil sie den Erwerb der ärmern Klasse zu sehr beeinträchtige. Abgesehen von der Schwierigkeit einer solchen Massregel, ist zu erwägen, dass es Gegenden giebt, wie um *Greenspond* und *Cap Freels*, wo man nur wenig Fische fangen würde, wenn man sich nicht der Netze bediente. Auch anderwärts sieht man ganze Schaaren von Fischen in der Nähe der Küsten hinziehen, welche schlechterdings keinen Köder anbeissen mögen und ohne Netzfang dem Fischer gänzlich entgehen würden. Ueberdiess giebt es im Allgemeinen eine so ungeheure Menge von Fischen, dass sowohl für die Angel und den Jigger als für das Netz kein Mangel daran entstehen kann und ausserdem mehr als zuviel entwischen. »Ich befand mich« — sagt der Verf. — »an einem stillen Juli-Abende aussen am Hafen von St. Johns. Auf viele Meilen weit war das ruhige Meer von Fischen belebt. Sie spielten an der Oberfläche des Wassers und erhielten diese, so weit das Auge reichen konnte, ununterbrochen in kräuselnder Bewegung. Blickte man hinab in die klare Tiefe, so sah man Stockfische jeder Grösse, einen über dem andern, spielend sich herumtummeln. Mehre Fischerboote fuhren hin und her; aber kein Kabliau biss an, denn sie waren allbereits hinlänglich gesättigt. . . . Wäre der Grund seicht genug

gewesen, so hätte hier mit Netzen ein tüchtiger Fang gemacht werden können.«

Das Verhältniss der Kaufleute und der Ansiedler (»Pflanzer«, »Planters«, wie sie genannt werden) oder Fischer zu einander ist ganz eigenthümlich. Als die Engländer zuerst die Stockfischerei hier einzurichten anfingen, wurde sie fast auf dieselbe Weise wie noch jetzt die französische betrieben. Fahrzeuge von beträchtlicher Grösse kamen jeden Sommer nach Neufundland und waren genöthigt, mit Einbruch des Winters ihre Mannschaft wieder nach Hause zu führen und für den nächsten Sommer zum Theil wieder neue Arbeitsleute zu dingen. Damals war die Bank-Fischerei (auf den s. g. Bänken bei Neufundland) die Hauptsache und die längs den Küsten wurde wenig beachtet. Allmählich wurde das Land am Meere, obwohl Anfangs noch schwach, angesiedelt, später als eine Colonie des Mutterlandes anerkannt und ein eigner Gouverneur eingesetzt. Aber noch immer blieb das Verhältniss der Kaufleute zu den Fischern fast dasselbe wie früher. Die Kaufleute waren im Besitz grosser Capitalien und jeder hatte seine bestimmten »Pflanzer«, theils gemiethete, theils leibeigene Diener, welche in Hinsicht ihres Lebensunterhalts gänzlich von ihm abhängig waren. Die grossen Handels-Etablissements befanden sich damals noch in wenig Händen und waren längs der Küste zerstreut. Jedes hatte seine bestimmte

Schiffs- und Fischermannschaft, welche durch Verträge gebunden war, und auch die benachbarten freien Pflanzer fanden für den Absatz ihrer Fische und die Anschaffung ihrer Lebensbedürfnisse keinen andern Markt, als das nächstgelegene Handels-Magazin. Jeder Einzelne hatte in dem Hauptbuche des Kaufmanns sein Blatt. Baares Geld war nur wenig im Umlauf, und die Rechnung wurde grösstentheils durch abgelieferte Fische oder geleistete Arbeit ausgeglichen. Da jedoch der Kaufmann die Preise sowohl der Fische als der dafür gelieferten Waaren, nebst dem Arbeitslohne bestimmte, so fiel das Endergebniss stets zu seinen Gunsten aus, und selbst den durch schlechte Schulden erlittenen Verlust wusste er durch höher gestellte Preise zu decken. Die Folge dieses Systems war natürlich, dass jeder Kaufmann oder Agent seine Nachbarschaft in einer steten Abhängigkeit von sich erhielt. Andererseits wurden die Ansiedler sorglos und unachtsam. Sie verloren das Gefühl ihrer Unabhängigkeit und jenen stets wirksamen Sporn zur Thätigkeit: die Hoffnung etwas zu erwerben. Die Versuchung zur Unredlichkeit war für beide Theile gleich stark. Wenn der Schuldner sich seiner Verbindlichkeit durch jedes ihm passend scheinende Mittel zu entledigen suchte, so hielt es der Kaufmann eben so wenig für unerlaubt, leichtsinnige und sorglose Menschen durch fortgesetzte Bereitwilligkeit zu neuen Vorschüssen

immer tiefer in Schulden zu stürzen und sie dadurch völlig abhängig von sich zu machen.

Nach dem allgemeinen Frieden, 1814, und dem dadurch entstandenen Fallen der Fischpreise lösten sich mehre grosse Handels-Etablissements auf oder kamen auf andere Weise herab. Die immer mehr zunehmende Bevölkerung veranlasste Leute mit geringern Capitalien zu Handelsunternehmungen in kleinerm Massstabe und die Zahl der Mitbewerber wurde allmählich bedeutender. Die grössern Häuser zogen sich nach *St. Johns* oder einigen andern Hauptplätzen zusammen und versorgten von hier aus die kleinern Kaufleute in den übrigen Häfen und überhaupt jeden andern Ansiedler, der ihre Waaren mit Geld, Fisch oder Thran bezahlen mochte. Zuletzt richteten die vielen kleinen, gleichsam hausirenden Schooner längs der Küste, welche sich häufig zwischen den Kaufmann und den Pflanzer stellten und jenem die Fische so zu sagen vor der Nase wegkauften, in Verbindung mit den übrigen Ursachen, wozu noch die gegenseitige Entfremdung beider Theile durch politische und religiöse Zwiste kam, das alte System immer mehr zu Grunde. Die meisten dieser Umstände waren an sich selbst schon grosse Uebel und sind schmerzlich beklagt worden. Aber wie so häufig aus theilweisen Uebeln grosses und allgemeines Gute entsteht, so werden auch, wie der Verf. hofft, diese nachtheiligen Verhältnisse spä-

ter zum Besten des Ganzen ausschlagen und namentlich wird der Handel der Insel nach einem solidern und für alle Theile gewinnreichern System betrieben werden. In der Umgebung von *St. Johns* und überhaupt auf der ganzen Halbinsel *Avalon* kann das alte System fast als gänzlich verschwunden betrachtet werden. Der Fischer kann, wenn er ehrlich und betriebsam ist, seine Fische verkaufen, wo es ihm beliebt, und wenn er auch den Preis nicht bestimmen kann, da diesen die Kaufleute durch gemeinsames Einverständniss nach den Conjuncturen der auswärtigen Märkte festsetzen, so hat er doch den wichtigen Vortheil einer grössern Concurrenz in Beziehung auf die Häuser, wo er seine Bedürfnisse einkaufen muss. Ist er nur erst einmal im Besitz eines Bootes und der nöthigen Werkzeuge, einer Wohnung und der Lebensmittel für den Sommer hindurch: so steht es in seiner Macht, unabhängig zu seyn und er braucht für keinen Farthing Schulden zu machen. Er bedarf dazu nur ein oder zwei Jahre Betriebsamkeit nebst etwas Glück, und strengt er sich noch etwa weitere fünf Jahre an, so hat er die ehrenvollste Unabhängigkeit erreicht.

Der Werth der jetzt jährlich von Neufundland ausgeführten getrockneten Stockfische ist im Durchschnitt 400000 Pf. St., während sich die gesammte Ausfuhr an Fischen, Thran und Fellen auf 700000 Pf. beläuft. Erwägt man die geringe

Bevölkerung, welche nicht mehr als 70- bis 80000 Seelen beträgt, und die Menge von Fischen, welche im Lande selbst verzehrt wird, so geben jene Summen ein günstiges Zeugniss für die Ausdehnung und den Werth der Hilfsquellen Neufundlands.

In manchen Gegenden verlässt der Pflanzer mit seiner Familie und seinen Geräthschaften, sobald die Zeit des Fischfanges vorüber ist, seinen Sommeraufenthalt und begiebt sich nach den mehr geschützten und waldigen Gegenden, wo mehr Holz zum Brennen und zur Verfertigung seiner verschiedenen Werkzeuge anzutreffen ist. Andere Winterbeschäftigungen sind die Jagd auf Rothwild und Geflügel, oder das Fallenstellen für Marder, Füchse und andere Pelzthiere. Letzteres kann jedoch nur in den entlegensten Bezirken Statt finden und geschieht daher nicht häufig. Statt dessen wird auf der Halbinsel *Avalon* und an der Nordküste der Insel der *Robbenfang* stark betrieben*).

Die beste Zeit dazu sind die Monate Februar, März, April und auch wohl ein Theil des Mai. Die Küsten sind dann mehre Seemeilen weit ins Meer hinaus mit Eis umringt. Bald nach Lichtmess beginnen die Vorbereitungen. Die einzelnen Schiffe nehmen ihren Mundvorrath und ihre Mann-

*) Wir ergänzen diess aus *Anspachs* Reise, da unser Verfasser nur wenig über diesen Gewerbzweig der Neufundländer mittheilt.

schaft ein. Man bedient sich zu diesem Zwecke Schooner von 40 bis 75 Tonnen und grosser stark gebauter Boote von 25 bis 35 Tonnen. Die Besatzung besteht aus 13 bis 18 Mann. Einige davon sind Flintenschützen und bezahlen, wenn sie selbst Gewehre und Schiessbedarf haben, nichts für ihre Beköstigung. Die Uebrigen müssen etwa 2 Pf. St. für die ganze Fangzeit entrichten. Alle bekommen ihren Theil von der gefangenen Robbenzahl, oder den Werth desselben.

Um die Hälfte März gehen die Schiffe auf den Fang aus und suchen, nachdem sie aus den mit Eis erfüllten Häfen oder Buchten hinausgekommen, zunächst eine s. g. *Robbenwiese* (weite Eisfelder, wo die Robben in ungeheurer Menge schlafend oder sich sonnend angetroffen werden) zu erreichen. Hier vertheilt sich nun die Mannschaft. Die schlafenden Robben werden mit schweren Knütteln todtgeschlagen. Die übrigen oder solche, welche Widerstand leisten, überlässt man den Flintenschützen, jedoch nur im Nothfall, weil das Fell des Thieres beschädigt wird. Die todten Seehunde werden dann über das Eis in den Schooner oder das Boot geschleppt. Hier trennt man das Fell sammt dem Specke vom Körper und wirft diesen ins Wasser. Dann setzt man die Reise nach andern Robbenwiesen fort, bis die volle Ladung beisammen ist oder man sonst zur Rückkehr gezwungen wird. Gewöhnlich dauert eine Fahrt vier

bis sechs Wochen und man kann unter günstigen Umständen bis Ende Mai zwei solche Fahrten machen.

Sobald die Robben ans Land gebracht sind, wird der Speck vom Felle getrennt und in kleine Stücke zerschnitten, die man in Fässer oder Kübel wirft und sie an der Sonne oder bei der Luftwärme schmelzen lässt. Durch drei über einander angebrachte Löcher an der Wand des Gefässes fliesst theils der Thran, theils das Wasser ab. Der aus dem obersten kommende heisst *Weisser* oder *Jungfernthran* (*Virgin-Oil*) und ist der beste und theuerste. Aus den Rückständen und dem übrigen Bodensatz wird mittelst Auskochen in kupfernen Kesseln der *gemeine Robbenthran* (*Blubber-Oil*) gewonnen. — Die Felle werden nach Abnahme des Specks einzeln ausgebreitet, mit Salz bestreut und in Bündel von fünf Stück zusammengepackt.

An einigen günstigen Stellen, namentlich an den Mündungen der grössern Flüsse, wird im Sommer auch *Lachsfang* getrieben. In der *Fortune-Bay* ist ein Etablissement für den *Walfischfang*. Bei der Fülle von Cetaceen an der nördlichen Küste der Insel, besonders in den Bayen *Trinity* und *Bonavista*, ist es zu verwundern, dass die europäischen und amerikanischen Walfischfänger diese Gegenden bisher sehr vernachlässigt haben.

Was den Charakter der Einwohner betrifft,

so bemerkt der Verf. darüber: »Es ist ein undankbares Geschäft, den Charakter eines Volks zu schildern, unter dem man gelebt und dessen Gastfreundschaft man genossen hat. Ich kann jedoch versichern, dass die Neufundländer im Durchschnitt ein schlichtes, rechtliches, betriebsames, gutherziges und gastfreies Volk sind, und dass sie überhaupt alle Tugenden besitzen, welche kräftigen, den Mühen und Gefahren eines abenteuerlichen Lebens preisgegebenen Menschen eigen zu seyn pflegen. Manche sind allerdings grosse Freunde von Rum und mögen an Weihnachten und andern Festtagen bisweilen des Guten zu viel thun. Aber die Masse des Volks im Ganzen ist dem Trunke nicht ergeben. Es giebt sogar von alten Zeiten her viel reine Theetrinker (*tea-totaller*). Der katholische Theil der Bevölkerung (irländischer Abstammung) pflegt zuweilen vor dem Priester das feierliche Gelübde abzulegen, entweder ein oder zwei Jahre, oder so lange sie sich am Lande aufhalten, oder auch wohl für das ganze Leben, sich aller geistigen Getränke zu enthalten, und diese Gelübde werden streng und gewissenhaft beobachtet. In den letzten Jahren sind durch Aufregung der Gemüther bei den Wahlen und durch Aufreizungen einer kleinen Zahl unruhiger Köpfe, in Verbindung mit den alten aus Irland herüber gekommenen Partheieigungen und Feindschaften, ein paar Aufstände in *St. Johns* und *Carbonear* aus-

gebrochen. Auch hat man von einzelnen, aus Privat- oder politischer Rachsucht hervorgegangenen Angriffen gehört. Schlechte Scenen dieser Art fallen auch bei den Wahlen im Mutterlande vor, machen aber freilich unter einer dünnen und in der Regel friedlichen Bevölkerung mehr Aufsehen.«

»Einen Charakterzug scheinen die meisten Neufundländer mit allen Nord-Amerikanern gemein zu haben, nämlich die lebhafte Neugierde und die Geneigtheit zu Uebertreibungen und Prahlereien. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie schnell sich die unbedeutendsten Neuigkeiten, besonders wenn sie mit etwas Skandal versetzt sind, nicht bloss in *St. Johns*, sondern auch längs der Küsten bis in die entferntesten Niederlassungen verbreiten. Ein Reisender, der nicht einen Sack voll Neuigkeiten mitbringt, ist wenig geachtet. Die Robbenschläger und die Pelzjäger geben absichtlich falsche Berichte über die Erfolge ihrer Expeditionen. Sie waren zum Theil sogar gegen mich aufgebracht, wenn ich bei der Nachhausekunft in ihrer Gesellschaft die Wahrheit sagte. »Aber, Herr!« — hiess es — »was brauchen die Leute zu wissen, was wir gefangen haben?« — »Aber warum sollten wir sie denn belügen?« — »Ei was! das heisst nicht lügen! Was haben überhaupt diese Leute darnach zu fragen?«

»Die schwächste Seite im Charakter der meisten Leute aus den niedern Volksklassen ist ein

gewisser Mangel an Selbständigkeit und Selbstvertrauen. Sie geben sich gern fremder Leitung hin und sehen sich stets nach jemanden um, der für sie denken und Entschlüsse fassen möchte. Bei den Engländern ist diese Schwäche durch die lange Gewohnheit, in Allem von den reichern Kaufleuten abzuhangen, entstanden. Bei den (katholischen) Irländern kommt das unbedingte Vertrauen zu der höhern Einsicht der Priester hinzu. Auch dient die Geneigtheit des gemeinen Volkes, aus dem Unglück ihrer Nachbarn, bei Feuersbrünsten und Schiffbrüchen, Vortheil zu ziehen, keineswegs zur Empfehlung, lässt sich aber durch den Mangel an Geistesbildung und überhaupt moralischer Erziehung erklären. Sie sagen bei dergleichen Gelegenheiten: »Wenn ich die Sachen nicht nehme, so sind sie verloren; das Meer oder das Feuer nimmt sie; warum soll ich sie nicht eben so gut nehmen können, als das Meer und das Feuer?« . . . . . Indessen ist diese sophistische Gesinnung in Beziehung auf fremdes Eigenthum, wenigstens in den volkreichern Gegenden der Insel, merklich in Abnahme und das edle Beispiel, welches die bessern unter den Einwohnern *St. Johns* mehrmals gegeben haben, kann nicht ohne Einfluss auf das Ganze geblieben seyn. Während meines Aufenthalts in Neufundland sind mir mehre Fälle vorgekommen, wo die Mannschaften gescheiterter Schiffe und eine beträchtliche Zahl von verunglückten Reisenden

nicht bloss mit Nahrung und Kleidung versehen, sondern auch mit Geld unterstützt und kostenfrei nach Häfen in der Nähe ihres Bestimmungsortes gebracht wurden.«

Ueber die *Ureinwohner* oder Indier Neufundlands, die nur noch in geringer Zahl vorhanden sind, erfahren wir von unserm Verfasser weniger als frühere Reisende, namentlich *Anspach* und *Cormack*, mitgetheilt haben *). Als die Insel zuerst von Europäern besucht wurde, fand man sie von einem Indierstamme bevölkert, welchen man von der Farbe der Haut und der rothen Ochererde, mit welcher sie ihren Körper und ihre Geräthschaften bestrichen hatten, die *Rothen Indier* nannte. Sie waren Anfangs freundlich gegen die Weissen, aber in der Folge entstand eine so bittere Feindschaft zwischen beiden Theilen, dass keiner den andern schonte. Man hat grosse Ursache zu glauben, dass von dem rohen Fischervolke, welches sich an verschiedenen Punkten der Insel niederliess, die grössten Grausamkeiten an diesen Indiern verübt worden seyn mögen. Sie beklagten sich, dass die Indier ihnen Boote und Netze entwendeten und schossen sie nieder, wo sie sie sahen. Geschichten werden erzählt von förmlichen Jagdparthien ins Innere, wo die *Rothindier* wie Wild aufgesucht und, um sich ihrer

*) S. mein *Gemälde von Amerika*, I. Th. S. 210 u. f.

Pelzvorräthe zu bemächtigen, niedergemacht worden seyn sollen. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kam aus Neu-Schottland eine Abtheilung von *Mikmak-Indiern*, die zum Theil das Christenthum angenommen hatten, nach den westlichen Gegenden von Neufundland, wo sie sich niederliessen. Diese waren mit Feuerwaffen versehen und richteten unter den wilden Thieren des Landes grosse Verwüstungen an. Bald entstand, wahrscheinlich aus dieser Ursache, zwischen ihnen und den *Rothindiern* ein heftiger Zwist und es kam, wie es scheint um das Jahr 1770, zu einer grossen Schlacht, in welcher die nur mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Rothindier gänzlich geschlagen und, wie man erzählte, sammt Weibern und Kindern, so zu sagen, ausgerottet wurden. Wenigstens hörte man viele Jahre nichts weiter von ihnen. Später bildete sich in *St. Johns* ein Verein in der Absicht, eine Verbindung mit den noch übrigen wenigen Rothindiern zu eröffnen, hatte aber keinen Erfolg. Lieut. *Buchan* hatte mit einigen Leuten von der Besatzung eines Kriegsschiffes in der Nähe der *Exploits-Bay* eine Horde Rothindier überrascht und versucht, sie zu gewinnen. Zwei von ihnen waren an Bord des Schiffs eingeladen, während zwei Matrosen als Geisel zurückblieben. Aber die beiden Indier entwischten und als *Buchan* zu ihrem Lager zurückkehrte, fand er es verlassen und auf dem Boden

lagen die Leichen der Matrosen mit abgeschlagenen Köpfen. Einige Jahre darauf wurden ein paar Weiber eingefangen, und nach *St. Johns* gebracht, wo die eine längere Zeit lebte. In den letzten zehn Jahren sind nirgends auf der Insel *Rothindier* mehr gesehen worden. Der Ueberrest ist, wie der Verf. glaubt, entweder ausgestorben oder hat sich nach *Labrador* begeben. Die Ansiedler in den entferntern Küstenplätzen haben indessen noch immer grosse Furcht vor ihnen und gestehen offenherzig, dass wenn ihnen einer zu Gesicht kommen sollte, sie ihn niederschiessen würden, wie ein wildes Thier.

Die *Mikmaks* hausen vornehmlich an der westlichen Seite der Insel, wo sie zwischen der *Fortune-Bay* und *St. George*, der *Weissen Bay* und der *Exploits-Bay*, hin und her ziehen, im Winter von der Jagd leben, im Sommer aber an den Fischereien Theil nehmen oder sonst eine Beschäfrigung finden. Ihre Zahl übersteigt wahrscheinlich nicht hundert Familien und sie sind im Ganzen ein gutes und gescheidtes Volk. Der Verf. hatte einen Mann dieses Stammes, Namens *Sulleon*, längere Zeit zum Führer und war mit ihm sehr zufrieden. Sie sind sämmtlich Katholiken. Eine Tochter Sulleons hatte sich, als der Verf. in St. George war, mit einem jungen Manne ihres Stammes verheurathet und beide waren nach der Weissen Bay gegangen, um sich von einem wan-

dernden Geistlichen trauen zu lassen, welcher sich damals dort aufhielt. Wenn gerade kein Geistlicher zu haben ist, so werden die Ehen sowohl unter Indiern als Europäern einstweilen mittelst eines schriftlichen Versprechens in Gegenwart von Zeugen geschlossen und vollzogen. Es scheint, dass trotz dem Christenthume noch mancher heidnische Aberglaube vorhanden ist. *Sulleon* wollte z. B. keinem von des Verf. Leuten erlauben, nach einer Dohle zu schiessen, indem er behauptete, das Gewehr würde dadurch verdorben und nach und nach ganz unbrauchbar werden.

# III.

# ERINNERUNGEN AUS MEXICO.

Nach Löwenstern*).

Im VII. Jahrgange (1829) dieses Taschenbuches gaben wir (S. 158 — 245) eine allgemeine geographisch-statistische Uebersicht des *Mexicanischen Freistaaten-Bundes*, hauptsächlich nach dem Werke *Mexico in 1827* des brittischen Geschäftsträgers *Ward*. Das in der Note angeführte Werk des teutschen Reisenden, Herrn *Löwenstern*, aus Wien, der sich früher durch einen Bericht über die Vereinigten Staaten und die Havaña als auf-

*) *Le Mexique.* Souvenirs d'un Voyageur, par *Isidore Löwenstern.* Paris, 1843.

merksamer Beobachter empfohlen hat, macht, wie der Verf. selbst gesteht, keine Ansprüche auf wissenschaftliche Erörterungen physisch-geographischer und statistischer Verhältnisse des Landes, sondern beschränkt sich hauptsächlich auf den Charakter, die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Einwohner, so wie auf den gegenwärtigen politischen Zustand des Landes, schliesst jedoch Bemerkungen über einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der Naturkunde, der Industrie etc., insofern sie ungesucht seinem Blicke sich darboten, keineswegs aus. Eine kurze Notiz über seine Reise durch Mexico, von Veracruz an der Ostküste bis Mazatlan an der Westküste, haben wir schon im XIX. Jahrgange (1841), S. XVII. u. ff., mitgetheilt.

Wir beginnen mit dem, was der Verf. über die Hauptstadt sagt, wo er Ende Febr. 1838 eintraf.

Es giebt vielleicht kein anderes Land in der Welt, welches die Aufmerksamkeit des Beobachters in so hohem Grade erregt als Mexico. Wo findet man ein Land so reich an Naturwundern? ein Land, welches in Folge einer dreihundertjährigen Absperrung von der Fremde noch denselben gesellschaftlichen Zustand wie zur Zeit der Eroberung darbietet? wo die Eroberer die Sitten des Mittelalters, die Besiegten den Culturzustand ihrer Vorältern unverändert erhalten haben? Wie gross

auch die in neuerer Zeit eingetretenen politischen Veränderungen gewesen sind: nur der moralische Zustand der Gesellschaft hat dabei gelitten; das Physische, das Aeussere, ist geblieben wie es war.

Aber das lebhafteste Interesse erregt die *Hauptstadt*, und zwar zunächst durch ihr merkwürdiges Klima; sie liegt zwischen den Tropen (19° 25′ 57″ nördl. Br.) und geniesst doch einer gemässigten gleichförmigen Temperatur. Das hunderttheilige Thermometer hält sich das ganze Jahr zwischen 10° und 27° über Null. Die Stadt verdankt diess ihrer hohen Lage über dem Meeresspiegel, welche über 2250 Meter (7119 Wien. Fuss) beträgt, und gilt deshalb auch für eine der gesündesten in der Welt. Es giebt sehr viel alte Leute; selbst solche, die an chronischen Uebeln leiden, dauern hier länger aus als anderswo. Gleichwohl fehlt es nicht an herrschenden Krankheiten, wie der Typhus, das Scharlachfieber und vornehmlich Hautübel, worunter der unheilbare Aussatz gehört. Auch behauptet man, dass die dünnere Luft Mexicos den Verdauungskräften schade. Merkwürdig aber, obwohl zu erklären, ist der Umstand, dass die Regenzeit die gesündeste ist und alle periodischen Krankheiten dann aufhören.

Das Mexico des XVI. Jahrhunderts war ganz von Wasser umgeben und stand nur durch Dämme mit dem benachbarten trocknen Lande in Verbindung. Das heutige nimmt zwar noch die näm-

liche Stelle ein, aber der *See Tezcuco* hat sich mit seinen Ufern bis fünf Kilometer (beinahe 16000 W. F.) von der Stadt entfernt, und Häuser stehen jetzt da, wo sonst Wasser war. Die *Tacuba-Strasse* (*la calle de Tacuba*) befindet sich an der Stelle des Dammes, auf welchem *Cortez* in der merkwürdigen »traurigen Nacht« (*la noche triste*) seinen Rückzug antreten musste. Noch jetzt heisst eine Brücke über einen schmalen Canal dieser Strasse der *Alvarado-Sprung* (*el salto de Alvarado*), nach einer Ueberlieferung, der zufolge dieser berühmte Gefährte des Cortez sich mittelst seiner Lanze über den Graben geschwungen habe, der hier den Damm durchschnitt. Die Stadt hatte sonst sehr von den Ueberschwemmungen des Sees, so wie von den schädlichen Dünsten der sie umgebenden stehenden Wasser zu leiden; aber die Spanier halfen diesem Uebel durch den *Desague de Huehuetoca* ab, einen grossen Canal, durh welchen die Gewässer des Thales von Mexico Abfluss erhielten.

Obwohl Mexico keinen so grossen Raum mehr einnimmt wie zur Zeit der Eroberung, und die Zahl der Einwohner beträchtlich abgenommen hat, so beträgt der Umfang der Stadt doch immer noch 9 bis 10000 Meter (28500 bis 32000 W. F. oder 1½ bis 1¾ Meile). Die Volksmenge kann 150- bis 160000 Seelen stark seyn. Genau weiss man diess nicht, denn seit der ersten Revolution,

1810, ist keine Zählung vorgenommen worden. Was die Bevölkerung dem Anscheine nach sehr vergrössert, ist die grosse Menge Indier, welche sich täglich hier herumtreiben, ihre Wohnsitze aber auf dem Lande haben

In Hinsicht der Bauart ist Mexico unter allen ältern Städten die regelmässigste. Die Strassen sind schnurgerade angelegt und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Doch ist sie keineswegs die »schönste,« die »prachtvolle,« wie sie die Spanier und mehre Reisende zu nennen pflegen. Dieselben geraden, einige Kilometer langen Strassen, welche überall die Aussicht auf die Cordilleren gewähren, sind in hohem Grade unreinlich; die ungeheuern, alle nach einerlei Muster und im Styl morgenländischer Paläste gebauten Häuser sind verfallen und die Gewohnheit, sie mit verschiedenen Farben zu übertünchen, macht auf ein gebildetes Auge einen sehr unangenehmen Eindruck. Auf dem schönen, aus regelmässigen Quadern bestehenden Steinpflaster liegen zerlumpte *Leperos* Aussätzige, eine Art Lazzaroni) und eckelhaft schmutzige Indier. Der Reisende findet sich also in der Vorstellung, die er sich von der Schönheit Mexicos gemacht hat, sehr getäuscht und der Verf. giebt in dieser Hinsicht ohne Bedenken den Vorzug der Stadt *Puebla (de los Angeles)*, welche zwar nicht so gross, aber geschmackvoller gebaut ist und reinlicher gehalten wird. In Mexico bildet, wie in den orien-

talischen Städten, jedes Haus in Viereck mit einem grossen gepflasterten Hofe und einem Fliessbrunnen in dessen Mitte, rings von bedeckten Gängen und eisernen Geländern umgeben. Auf diese Gänge gehen die etwa anderthalb Meter hohen und mit Eisengittern verwahrten Fenster, so dass die nicht nach der Strasse gerichteten Zimmer sehr dunkel und düster sind. Andere Gemächer, die bloss durch Glasthüren Licht erhalten, sind gleichfalls nicht besser erleuchtet. Alle aber sind geräumig und in der Regel 8 bis 10 Meter hoch. Die Wände sind fast allgemein weiss, mit farbigen Streifen und Verzierungen. Die Decke hat oft keine andere Farbe als die natürliche der hölzernen Balken, aus denen sie besteht. Selbst in den Häusern der reichsten Leute sind diese Balken, aus Furcht vor den häufigen Erdbeben, höchstens mit Papiertapeten oder dünnen Brettern bekleidet. Der Fussboden der Zimmer und Gänge besteht aus grossen Ziegeln, ohne Glasur oder sonstigen Ueberzug. Alles ist darauf berechnet, die Wohnungen kühl zu halten. Oefen und Kamine sind ganz unbekannte Dinge. Die Gänge sind mit Blumen und Cactus geschmückt, welche Letztern das ganze Jahr hindurch ihr frisches Grün behalten. Fast alle Häuser haben gleiche Höhe und zwei Stockwerke. Die Dächer sind flach wie im Orient. Schon bei der Eroberung fanden die Spanier diese Bauart

vor und behielten sie, da sie durch die maurischen Gebäude ihres Vaterlandes damit vertraut waren, späterhin bei. »Wer Aegypten gesehen hat« — sagt der Verfasser — »wird von den Aehnlichkeiten überrascht, die Vieles in Mexico mit diesem Lande hat. Selbst die Hütte des mexicanischen *Indiers*, aus Ziegeln gebaut, die an der Sonne getrocknet worden, gleicht mit ihrem flachen Dache von Maisstroh und in ihrer übrigen Bauart der Wohnung des ägyptischen Fellah.«

Die anschnlichsten Gebäude Mexicos sind die Kathedrale, der National-Palast, welchen der Präsident bewohnt, und die *Mineria* (Bergbau-Schule). Sie hatten, als der Verfasser in Mexico eintraf, sämmtlich von dem kurz vorher Statt gefundenen Erdbeben gelitten. Uebrigens zeichnen sie sich nur durch ihre Grösse, aber keineswegs durch Geschmack und schöne Bauart aus.

Die zur Aufnahme der Fremden bestimmten Gasthöfe (*Hôtels*) sind noch immer von der Art, wie sie in Spanien zur Zeit des berühmten »Ritters von der traurigen Gestalt« zu finden waren. Das einzige erträgliche war das, wo der Verfasser wohnte, *las Diligencias* genannt und im amerikanischen Styl (d. h. wie in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika) eingerichtet. Die Preise waren im Vergleich mit der allgemein in Mexico herrschenden Theuerung mässig zu nennen. Man bezahlte für ein Zimmer mit Bett, zwei Mahlzeiten

täglich und Thee monatlich 50 *Pesos* (zu 2 fl. 4 kr. C. M., also etwa 103 fl.), jedoch ohne Wein, denn dieser ist hier ausserordentlich theuer. Die Kost ist entweder mexicanisch oder amerikanisch. Das *Puchero*, eine Art Ragout von Fleisch und Gemüse, wie die spanische *Olla podrida*, darf bei keiner Mahlzeit fehlen. Die Fleischgattungen des Landes sind aber schlecht. Schweinfleisch spielt die erste Rolle und das Fett ersetzt in der Küche die Butter. Dagegen ist das Geflügel, namentlich die Truthühner (*Pavos*), vortrefflich und wohlfeil. Das Obst ist entweder einheimisches und überhaupt tropisches, oder es stammt aus Europa und wird in den hochgelegenen Gegenden gezogen. Letzteres hat jedoch durch diese Verpflanzung an Geschmack und schönem Aussehen verloren. Ein dem Lande eigenthümliches Erzeugniss ist die *Tuna*, die Frucht des Nopal-Cactus; sie ist mit einer Menge kleiner Stacheln bedeckt, aber von köstlichem Geschmack. Wer sich an die Landeskost nicht gewöhnen will, wird schwerlich eine bessere finden. Oeffentliche Speisehäuser giebt es nicht, gewisse Kneipen ausgenommen, wo nach spanischer Art gegessen wird. Auch findet man eine treffliche französische Küche bei dem vornehmsten Victualien-Händler der Stadt, wo hauptsächlich die Diplomaten zu speisen pflegen, ein einzelner Gutschmecker aber nicht zugelassen wird. Wer ein grosses Diner geben

will, wendet sich bloss an den erwähnten Handelsmann und macht seine Bestellung für so und so viel Personen, zu der und der Zeit. Die Preise sind aber, wohl zu merken! 16 *Pesos* für die Person, ungerechnet den Wein, von welchem *Champagner* 3 P. 4 Realen (1 P. = 8 R.), *Porto* und *Madera* je 2 P. 6 R., gemeiner Wein 1 P. 4 R. kostet. Wie hoch ein solches Diner z. B. für 24 Personen zu stehen kommt, ist leicht zu berechnen.

Es giebt mehre *Kaffehhäuser* in Mexico, worunter einige recht gute, wo man treffliches Gefrornes findet, das mit Schnee vom Vulkan *Popocatepetl* bereitet wird. Das vornehmste ist das Kaffehhaus des *Handlungsvereins* (*Sociedad de commercio*), wo man eine Menge politischer und anderer europäischer und amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften lesen kann. Ein Fremder, der von einem Mitgliede eingeführt worden, kann die Anstalt einen Monat lang besuchen; nach Verfluss dieser Zeit muss er sich abonniren. Dieser Verein wird sehr gut geleitet; die Zimmer sind mit Geschmack und einem für Mexico seltenen Luxus eingerichtet und es ist diess fast der einzige Ort, wo der gebildete Fremde seine Zeit angenehm zubringen kann. Ausserdem giebt es auch viele *Billards*, da die Mexicaner diese Erholung eben so sehr lieben wie die Europäer.

Die besten und geschmackvollsten *Hausge-*

*räthe* kommen entweder aus England oder den Vereinigten Staaten, doch werden jetzt auch in Mexico selbst viel Möbeln gearbeitet. Alle Erzeugnisse der hiesigen Putzmacherinnen, Schneider etc. sind ausserordentlich theuer, fast eben so theuer wie in den Vereinigten Staaten, obschon der Einheimische hier weniger theuer lebt. Am überspanntesten sind die Preise aller Luxus-Gegenstände; 100 Stück Visitenkarten z. B. musste der Verf. mit 6 *Pesos* bezahlen. Aber auch viele nothwendige Dinge, wie z. B. Schiesspulver und Arzneien, stehen hoch im Preise. Das Pfund englisches Schiesspulver kostet 3 Pesos. An Apotheken fehlt es übrigens nicht; eine derselben gehört einem Franzosen.

Die *Bäder* in Mexico sind reinlich und in gutem Stande. Man pflegt sich nach dem Baden die Haut mit kleinen weichen Büscheln zu reiben, welche aus den zarten Fasern der Aloe-Pflanze verfertigt sind. Die Haut wird dadurch empfindlicher gemacht, was bei der dünnen, aus der hohen Lage der Stadt hervorgehenden Luft, die die Ausdünstung hemmt, sehr heilsam ist.

Der einheimische Gewerbfleiss hat nur wenige Fortschritte gemacht. Man beschränkt sich fast einzig auf die Artikel, welche schon während der spanischen Herrschaft im Gange waren, auf gemeine Wollenzeuge, *Rebosos* (Umhängtücher) und *Serapes* (eine Art Mäntel), ganz

grobes Tuch etc., und auch diese Artikel werden mehr in den Provinzial- Städten als in der Hauptstadt fabricirt. Es giebt viele Färbereien. Auch zählt Mexico viele Gold- und Silberarbeiter, die aber nichts Ausgezeichnetes liefern. Bloss die Gold- und Silbertressen verdienen erwähnt zu werden. Unter den Kaufleuten und Handwerkern Mexico's giebt es eine beträchtliche Anzahl Fremde, die sich seit der Zeit, wo das gegen ihre Einwanderung früher bestandene Verbot aufgehoben worden, hier niedergelassen haben. Der Fremde geniesst jetzt für sein Gewerbe den Schutz der Gesetze so gut wie der Eingeborne; nur muss er sich gleich bei der Ankunft um einen Aufenthaltsschein oder eine s. g. Sicherheitskarte (*carta de seguridad*) bewerben, welche er durch den Gesandten seines Landes erhält. Er darf von nun an sein Gewerbe treiben, hat aber auch zu den Staatslasten beizutragen. Liegende Gründe kann er nicht eher erwerben, als bis er nationalisirt ist.

Die *Franzosen* bilden den grössten Theil der hier etablirten Fremden; man zählt 2600 bis 2800 französische Handels- und Gewerbsleute. Der Einfuhrhandel ist fast ganz in ihren Händen. Besonders werden sehr beträchtliche Mengen Lyoner Seidenwaaren wie auch Schmucksachen abgesetzt. Andere Gegenstände sind Linnen aus der Bretagne, Bücher, Esswaaren, und besonders französische Weine, welche trotz ihrer Theurung

ungeheuer stark getrunken werden. Der gemeinste Bordeaux, hier gewöhnlich *Vino tinto* genannt, kostet die Flasche 10 Realen (2 fl. 35 kr. C. M.). Von Esswaaren sind vorzüglich eingelegte Sardellen gesucht, obgleich ein Fässchen hier mehr Pesos kostet als in Paris Franken. Trotz der Ausdehnung des französischen Handels findet man doch in Mexico nur einige wenige grosse Häuser.

*Teutsche* mag es nur 300 bis 350 geben. Die meisten sind Hanseaten, aus *Hamburg* und *Bremen*. Diese Staaten haben, wie auch *Frankfurt*, hier Consulate. *Preussen* hat einen Gesandten und einen Consul. Sein Haupthandel besteht in schlesischer Leinwand. *Oesterreicher* giebt es nicht über 50. Sie führen über Hamburg böhmische und mährische Tücher, Rumburger Linnen und vorzüglich böhmisches Tafelglas nebst einer ungeheuern Masse venetianischer *) Glasperlen ein, welche Letztern bei den Indiern abgesetzt werden. Wenn eine directe Verbindung zwischen *Veracruz* und *Triest* zu Stande käme, so würde sich auch für andere österreichische Artikel, wie

*) Ein grosser Theil davon ist *böhmisches* Erzeugniss, hauptsächlich aus *Gablons* im Bunzlauer Kreise, wo sich so wie in der Umgegend an 6000 Menschen mit dieser Fabrication beschäftigen und jährlich für mehr als *eine Million Gulden C. M.* liefern. S. mein Werk: *Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt.* II. Band (Bunzl. Kr.) S. 332.

z. B. Wiener Pianoforte, Spieluhren, hauptsächlich auch steirisches Eisen, ein sehr vortheilhafter Absatzweg eröffnen. Die vielen *Sachsen*, welche beim Bergbau Anstellung und Beschäftigung haben, werden von einem General-Consul ihres Landes vertreten. Unter den in Mexico etablirten Teutschen giebt es etwa zwölf bedeutende Häuser.

Die Zahl der *Engländer* — Banquiers, Kaufleute, Commis und Handwerker — beläuft sich in der Hauptstadt nicht höher als auf 135; doch befinden sich darunter die drei ansehnlichsten Wechselhäuser des Landes. Da auch der Betrieb der vornehmsten Bergwerke, wie *Real del Monte* und *Guanaxuato* in den Händen der Engländer liegt, so giebt ihnen diess grossen Einfluss. Die englische Einfuhr besteht in Metallwaaren, Baumwollenzeugen, feinen Tüchern, Messerschmiedt-Waaren, Instrumenten, Waffen etc., etwas Leinwand und Wollenstoffen.

Die Fremden anderer Nationen sind zu wenig zahlreich, als dass sie erwähnt zu werden brauchten. Nur die *Italiäner*, etwa 100, grösstentheils Aerzte, Künstler und Handwerker, einige auch in Militärdiensten, machen eine Ausnahme. Die *Schweizer*, etwa 50, werden den Franzosen beigezählt. *Belgien* hat einen Gesandten in Mexico, obschon nur wenig Belgier hier leben. Die *Anglo-Amerikaner*, nicht über 40, haben sich, besonders seit dem Abfall von Texas, in politischer Hinsicht

verdächtig gemacht und sind nicht wohl gelitten. *Spanier* kommen, seitdem die Republik von ihrer Regierung anerkannt ist, in Menge nach Mexico, verlieren sich aber so unter den ihnen verwandten Einwohnern, dass sie keiner besondern Erwähnung bedürfen.

---

Wenn auch das mexikanische Volk im Ganzen noch auf einer niedrigen Bildungsstufe steht, so sieht man doch mehre Spuren eines ziemlich allgemein verbreiteten Elementar-Unterrichts. Die spanische Regierung hinderte zwar in ihren Colonien jede Verbreitung von Kenntnissen, die ihren Interessen hätten nachtheilig werden können; aber sie sorgte gleichwohl nicht nur für den Elementar-Unterricht des Volks, sondern stiftete auch Lehranstalten für Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Heilkunde, Naturgeschichte und andere für materielles Wohl unentbehrliche Wissenschaften.

Die meiste Bildung findet man bei der Geistlichkeit, und zwar nicht bloss theologische, sondern auch mehre schätzbare historische, geographische, statistische, mathematische und philologische Werke sind aus den Studierzimmern des mexicanischen Clerus hervorgegangen. Die Revolution hat freilich die Fortschritte der Literatur längere Zeit aufgehalten. Erst in den letzten Jahren haben wissenschaftliche Arbeiten und gelehrte Anstalten

wieder einigen Aufschwung genommen; aber obschon man einzelne ausgezeichnete Namen nennen kann, so sind doch die Fortschritte der Bildung im Allgemeinen nur schwach.

Das erst vor Kurzem auf Staatskosten errichtete *National-Museum* in Mexico wird für das Gedeihen der wissenschaftlichen Bildung sehr nützlich werden. Man wird bald die interessantesten Gegenstände des Alterthums und der Naturgeschichte des Landes hier vereinigt finden, Gegenstände, die bisher theils zu Grunde gegangen, theils, allen Staatsverordnungen zum Trotz, nach Europa geschleppt worden sind. Die Anstalt nimmt ein sehr grosses Gebäude ein und ist vorzüglich reich an Gegenständen aus der Ornithologie, Entomologie und Mineralogie; aber in Hinsicht der Alterthümer spürt man die geringe Sorgfalt, die sonst auf ihre Erhaltung verwendet worden ist. Die kostbarsten Stücke sind entweder an fremde Reisende verkauft worden, oder befinden sich sonst in Privathänden. Nur die gar grossen Exemplare, die sich nicht wohl verpacken und fortschaffen liessen, sind noch vorhanden, namentlich der berühmte Opferstein und das monströse Standbild des Kriegsgottes *Huitlipuchtli*. Unbeträchtlich ist die Sammlung altmexicanischer Handschriften auf *Maguai* (Aloe)- Blättern, aber sie enthält einige Artikel vom höchsten Werth, wie z. B. die Auswanderung der Azteken aus Californien, die Ge-

nealogie der Herrscher der letzten Dynastie bis auf *Montezuma II.* und die berühmten Malereien, ebenfalls auf Aloeblättern, welche die Landung der Spanier an der mexicanischen Küste darstellen und zur Befriedigung der unruhigen Neugier des letzten eingebornen Königs verfertigt wurden. Am interessantesten jedoch fand unser Verfasser die einfache, mit dem Bildniss der Jungfrau Maria gezierte, rothe Fahne, um welche sich die Krieger des Feldherrn *Cortez* versammelten und mit welcher er seinen Einzug in die Hauptstadt der neuen Welt hielt. Auch der Saal mit den Bildnissen der ehemaligen Vicekönige von Neuspanien ist sehenswerth. Hier sind auch die Portraits *Ferdinands des Katholischen* und der grossherzigen *Isabelle*, die zuerst die Ideen und das Unternehmen des grossen Columbus zu würdigen verstand, von hohem Interesse. In gleicher Weise ziehen die Bildnisse Kaiser *Karls V.* und des *Ferdinand Cortes* die Aufmerksamkeit an sich. — Unter die minder wichtigen Sammlungen des Museums gehören mehre Arbeiten von Indiern, welche ihre Geschicklichkeit in Nachahmung verschiedener Gegenstände bezeugen. Namentlich sieht man kleine aus bunten Fleckchen zusammengesetzte Puppen von etwa 6 oder 8 Zoll Grösse, welche von einer alten Indianerinn in *Puebla* verfertigt worden sind und die verschiedenen Landestrachten, selbst die Physiognomien einzelner Personen, äusserst genau dar-

stellen. Andere kleine Kunstwerke dieser Art sind Wachsnachbildungen von Thieren und Früchten. Auch als Maler zeichnen sich die Indier aus. Im Hofe des Museums steht jetzt die bronzene Reiterstatue König *Karls IV.* von Spanien, welche sonst auf dem Grossen Platze der Stadt aufgestellt war. Sie ist bloss dadurch merkwürdig, dass sie ein Mexicaner und zwar in Einem Gusse gearbeitet hat, übrigens aber keineswegs ein Kunstwerk zu nennen.

Manche Privatpersonen besitzen sehr reiche wissenschaftliche Sammlungen. Die ansehnlichste ist die des Grafen von *Peñasco.* Sie besteht in physikalischen und chemischen Instrumenten, naturhistorischen Gegenständen und Alterthümern. Letztere sind die merkwürdigsten und zeichnen sich durch eine Maske von Obsidian aus, die unter die grössten Seltenheiten gehört. Alles ist mit Geschmack aufgestellt und der Sammler hat mehr die Wichtigkeit als die Menge der Gegenstände berücksichtigt. Der Graf von *Cortina* hat eine herrliche Sammlung von Waffen und Gemälden, desgleichen eine ausgesuchte Bibliothek, die besonders reich an Werken und Handschriften ist, welche sich auf die Geschichte des Landes beziehen. Der Besitzer, einer der gebildetsten Männer der Hauptstadt, war 1838 Herausgeber der *Revista mejicana.* — Zahlreiche andere Privatbibliotheken scheinen günstig für den Geschmack der

Mexicaner an Lecture zu sprechen. *Don Lucas Alaman* besitzt eine Sammlung klassischer Werke der verschiedensten Art über Wissenschaften und Künste, hauptsächlich aber über die Landesgeschichte, deren Studium er mit besonderer Vorliebe betreibt. Während des Aufenthalts unsers Verf. in Mexico wurde die Bibliothek eines Domherrn versteigert, welche durch Zahl und Seltenheit der Bücher unter die interessantesten Sammlungen dieser Art gehörte. Sie enthielt die meisten jemals in Mexico gedruckten Werke, wie auch eine sehr vollständige Sammlung von Bibeln in allen Sprachen.

Obgleich die mexikanische Literatur in Folge der politischen Wirren, die die Geister von den soliden Studien abgezogen und auf das Feld einer Polemik geführt haben, wo sie gleichwohl nur schwache Copien europäischer Muster sind, wenig Fortschritte gemacht hat, so bietet sie doch einige Ausnahmen dar, worunter vor Allen *Don Carlos Maria Bustamente* gehört, der fruchtbarste Schriftsteller Mexico's, dessen aus echten Quellen geschöpfte Werke über die Geschichte des Landes künftigen Historikern den reichsten Stoff liefern werden. Er hat dazu hauptsächlich die reichen Sammlungen der *Klöster* benutzt, hauptsächlich die der bereits 1524 gestifteten *Franziskaner*, wo die ältesten und wichtigsten historischen Handschriften noch jetzt zu finden sind. Die 1526 gegrün-

deten Klöster der *Carmeliter* und *Dominikaner* haben während der bürgerlichen Unruhen sehr gelitten. Die Furcht vor der Zerstörung so vieler durch frommen Eifer gesammelten Schätze der Wissenschaft und Kunst und die Verluste während der Revolution haben die Mönche gleichgiltig gegen ihre Erhaltung gemacht und Speculanten haben diess benutzt, um die herrlichsten Sachen für einen Spottpreis an sich zu bringen, so dass z. B. die kostbarsten Gemälde, welche die spanischen Könige den Klosterkirchen geschenkt hatten, verschwunden sind. Die Waffen der *Conquistadores* (Eroberer, d. h. der ersten Anführer der Spanier bei der Eroberung Mexico's) sind fast nur nach dem Gewichte des Eisens verkauft worden. Der Verf. besitzt den Degen des *Don Pedro de Alvaredo*, aus dem Dominikaner-Kloster. — Die Staatsarchive enthalten die kostbarsten Dokumente; namentlich die weitläuftigen Akten des Prozesses, welcher von dem kaiserlichen Commissär gegen *Cortez* geführt wurde.

Mexico hat mehre Druckereien; aber die Werke, die aus ihren Pressen hervorgehen, sind so theuer, dass man lieber das kauft, was in Paris spanisch gedruckt wird und dessen Absatz hier sehr beträchtlich ist. Es erscheinen mehre Journale in der Hauptstadt, grösstentheils demagogischer Tendenz, die auf ein so principloses und *leicht* aufzuregendes Volk wie das mexicanische,

nur verderblich einwirken können. Die vornehmste Buchhandlung ist die von *Galvan*, durch den hier herauskommenden *Calendario* bekannt, welcher gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten sucht. Unter den fremden Buchhändlern ist *Eschenburg* der bedeutendste. Man findet bei ihm eine Auswahl klassischer Schriftsteller aller Länder, welche zu Paris ins Spanische übersetzt und gedruckt werden. Auch fehlt es nicht an Antiquaren, bei denen man die vorzüglichsten Werke über die Geschichte der Indier, wie von *Solis*, *Herrera*, und selbst die seltensten Historiker und Chronisten Spaniens antrifft. Sehr gesucht sind Sprachbücher über die mexikanischen Idiome, so wie Katechismen und Elementarbücher für die Indier. Das *Mexicanisch-Spanische Wörterbuch* von *Alonso de Molina*, 1571, gehört unter die seltensten Werke und war das erste, welches in Amerika gedruckt wurde.

Die zur spanischen Zeit mit Recht so berühmte *Bergschule* (*Mineria*) hat in neuerer Zeit sehr verloren. Was ihr jetzt noch Glanz verleiht, ist der gelehrte Professor *Antonio del Rio*, bekanntlich einer der vorzüglichsten Schüler unsers *Werner*, der aber jetzt in seiner Wirksamkeit durch die geringe Unterstützung von Seiten der Regierung sehr gehemmt wird. Ueberhaupt haben Wissenschaften und Künste durch die Revolution nichts gewonnen. Die wichtigsten Lehranstalten, wie die *Universität* (von der der Verf. übrigens keine wei-

tere Erwähnung macht) und die Bergschule, stammen noch aus der spanischen Zeit, und auch die jetzt lebenden ausgezeichnetsten Gelehrten haben ihre Studien noch damals gemacht.

Nicht minder haben die *Wohlthätigkeitsanstalten* durch die bürgerlichen Unruhen gelitten. Das religiöse Gefühl, aus welchem sie ursprünglich hervorgingen, verliert sich im Volke immer mehr und wird durch den modernen Philanthropism keineswegs ersetzt. Doch war der Verf. angenehm überrascht von der Humanität und dem frommen Eifer, mit welchem sich die Klostergeistlichen, denen die *Hospitäler* anvertraut sind, hauptsächlich unter der Oberleitung des *Don Lucas Alaman*, derselben annehmen. Kost, Kleidung und Behandlung übertreffen Alles, was man in einem von Bürgerkriegen so schwer heimgesuchten Lande und bei der Unzulänglichkeit der Mittel, die sich in so vielen andern Beziehungen offenbart, erwarten kann.

Das *Hospital* zur *Unbefleckten Empfängniss* (*de la Purisima Concepcion*) ist das bemerkenswertheste, sowohl in Ansehung der darin herrschenden Ordnung und reichen Ausstattung, als seines berühmten Stifters. *Cortez* nämlich gründete es auf eigene Kosten an derselben Stelle, wo er bei seinem ersten Einzuge in Mexico von *Montezuma* empfangen wurde, und dotirte es in seinem Testament so ausserordentlich freigebig, dass es sich bis auf den heutigen Tag erhalten konnte. Wie-

rend sich der Verf. in Mexico aufhielt, wurde es durch *Don Lucas Alaman*, als Bevollmächtigten des Herzogs von *Monteleone*, erneuert. Letzterer ist ein Abkömmling und Erbe des Stifters, lebt aber seit der Revolution in Neapel. Das Hospital enthält zwar nur eine unbeträchtliche Zahl von Kranken; aber diese finden hier Alles, was ihr Leiden mildern und heilen kann. Zwei grosse, durch eine Kapelle von einander getrennte Säle sind für die männlichen und weiblichen Kranken bestimmt. Die Bettstellen sind von Eisen. Ueberall herrscht die grösste Reinlichkeit und Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Kranken. Auch sieht man in dieser Anstalt das Original-Porträt des frommen Stifters, in Lebensgrösse, zu Fuss und vollständig gerüstet. Die grauen Haare bezeichnen sein damals schon vorgerücktes Alter; das Gesicht drückt Melancholie und Missmuth aus; die Augen haben das Feuer des homerischen Helden verloren, welcher mit Tapferkeit und Festigkeit des Charakters den feinsten Witz und den eindringendsten Scharfsinn verband. Man sieht nur noch das Bild eines durch Arbeiten und Kummer abgestumpften Mannes, dem die Erinnerungen eines glanzvollen Lebens nichts als ein Gefühl des Ekels für die Eitelkeit der Welt übrig gelassen haben. — Bis in die neueste Zeit besass dieses Hospital die Leiche des Ferdinand Cortez, welcher, wie Columbus, *das Land seines* Ruhms sich zur Begräbnisstätte

ausersehen hatte. Die föderalistische Parthei, nach den Reichthümern strebend, die Cortez seinen Nachkommen hinterlassen hatte, wiegelte eine Masse fanatischen Pöbels auf, dem sie den Helden als ihren ersten und ältesten Unterdrücker darstellte. Schon war man im Begriff, das Grab zu zerstören, als die Hingebung eines muthigen Mannes den Leichnam rettete und an einen, bis diesen Augenblick noch unbekannten Ort in Sicherheit brachte.

---

Wie interessant auch die Stadt Mexico in so vieler Hinsicht seyn mag, so ist doch ein längerer Aufenthalt für einen Fremden, der keine bestimmten Geschäfte hat, ziemlich langweilig. Der gesellschaftliche Umgang ist sehr beschränkt. Mit Misstrauen und einer gewissen Verlegenheit in den *Tertulias* (Abendgesellschaften) empfangen, fühlt man sich nichts weniger als behaglich und kann überdiess dem herrschenden Tone keinen Geschmack abgewinnen. Der Umgang mit den hier ansässigen Ausländern bietet noch weniger Entschädigung. Nur eine kleine Zahl gehört zu den gebildetern europäischen Klassen. Der Fremde bleibt daher ganz auf sich selbst angewiesen und ist, sobald er alle Merkwürdigkeiten der Stadt betrachtet und abermals betrachtet hat, auf die meist faden Zerstreuungen beschränkt, die dem Publikum dargeboten sind.

Das Beste sind die den spanischen Städten nachgeahmten *) öffentlichen Spaziergänge (*Paseos*). In Mexico ist die *Alameda* eben so berühmt wie der *Prado* in Madrid. Sie hat zu bestimmten Stunden ihre bestimmten Besucher. Von sieben bis neun Uhr früh ist sie der Sammelplatz der Staatsmänner, der Gelehrten, der Generale ohne Armeen und der Admirale ohne Flotten. Nach neun Uhr verlieren sich diese vornehmen Gäste und nun kommt ein Schwarm von Ammen, Kinderwärterinnen und gemeinen Indiern in Lumpen gehüllt oder in einem noch natürlichern Costume. Abends aber, von sechs bis acht Uhr, erscheint die Alameda in ihrem grössten Glanze, belebt von der schönen Welt, die sich zu Pferd, zu Wagen oder auch zu Fuss hier ergeht. Die Alameda liegt an der westlichen Seite der Stadt und bildet ein längliches Viereck, von einer grössern Allee für Equipagen und Reiter umgeben, die längs der das Ganze einschliessenden Mauer hinläuft. Andere kleinere durch das Gebüsch und Strauchwerk gehende Wandelbahnen durchschneiden symmetrisch das Innere des Gartens und führen zu sieben runden freien Plätzen, mit Springbrunnen oder Säulen geschmückt, u. s. w.

Die übrigen besuchtern Spaziergänge sind der *Paseo Nuevo* und der *Paseo de las Vigas*, die

*) Vergl. den V. Jahrgang dieses Taschenbuches (1827) S. 116.

aber weniger Annehmlichkeiten darbieten. Wie in Europa haben die öffentlichen Promenaden Mexico's, nach den herrschenden Modegesetzen, jede ihre gewisse Jahreszeit. Die *Vigas* werden bloss vom ersten Fastensonntage bis Christi Himmelfahrt besucht. Die übrigen Monate begiebt man sich nach der *Alameda* oder dem *Paseo Nuevo*, nur Ostern und Pfingsten ausgenommen, wo aufs Land, hauptsächlich nach *San Agostin de las Cuevas*, vier Leguas von Mexico, gegangen wird.

Alle diese Belustigungsorte haben an sich selbst wenig Anziehendes; aber sie gewähren dem Fremden den auffallendsten Ueberblick der verschiedenen mexicanischen Volksklassen. Hier sieht man in den Alleen den stolzen Grubenbesitzer in seiner prächtigen Equipage und auf dem Kanal den bescheidenen Indier in seinem Canot; den reichen Grundeigenthümer (*Haciendero*) auf seinem andalusischen Hengste mit silbernen Spornen, kostbarem Sattel und Zaum, und den armen Pächter (*Ranchero*) auf seinem einfachen Sattel von Aloefasern. Die Nationaltracht hat wie überall durch Einführung der französischen Moden gelitten; doch sind die Fortschritte der Letztern nur langsam und unvollständig gewesen. Die Tracht und der Luxus des Mittelalters sind in der Kleidung des spanisch-mexicanischen Reiters, besonders im Pferdegeschirr, noch immer sichtbar. Wie sehr sich auch überhaupt die politischen Verhältnisse des Landes ge-

ändert haben, die Sitten und Gebräuche des Volks sind fast ganz so geblieben, wie sie zur Zeit der Eroberung waren. Vorzüglich die mittlern und niedern Klassen, die *Rancheros* und die *Hacienderos*, auf dem Lande, haben das malerische Costum des XVI. Jahrhunderts beibehalten. Es besteht hauptsächlich in einer kurzen Aermelweste (Camisol) und weiten Pantalons, die an den Seiten offen und mit silbernen Schnürsenkeln verziert sind. Beide Kleidungsstücke sind mit Seide, Silber oder Gold gestickt und werden durch einen seidenen Leibgürtel zusammengehalten. Der Hut ist von Vigogne-Wolle, braun, mit breiter Krämpe und mit einer goldnen oder silbernen Quaste verziert. An den Füssen trägt man entweder s. g. *botas vacqueras*, Stücke Rindsleder mit Verzierungen, die mittelst hölzerner Formen eingepresst sind, oder auch Schuhe oder Halbstiefel von glanzlosem Leder, mit ungeheuern Spornen. Der Sattel des Reiters ist plump gearbeitet aber bequem, und das Gebiss so stark, dass man, wie bei den Türken, das Pferd im schärfsten Galopp plötzlich anhalten kann. Die Steigbügel sind eine Art von Pantoffeln, worin der Vordertheil des Fusses steckt. Uebrigens sind die Mexicaner treffliche Reiter.

Nichts Schwerfälligeres und Unförmlicheres kann man sich denken, als die mexicanischen Kutschen. Sie haben keinen Sitz für den Kutscher, und werden von Maulthieren gezogen, auf denen

der Kutscher reitet. Das Geschirr hat viel Eigenthümliches. Der kleinste Wagen hat sechs Plätze, aber gewöhnlich muss er noch mehr Personen aufnehmen. Die Schlagthüren sind mit mythologischen Bildern bemalt, denen man so viel als möglich die Form von Wappenschilden giebt. Die Livreen der Bedienten sind schlecht und geschmacklos. Die Damen sind, wenn sie die Promenaden besuchen, was stets zu Wagen geschieht, frisirt und in helle Stoffe von verschiedenen Farben gekleidet. In die Messe, des Morgens, gehen sie zu Fuss und tragen dann die hübsche spanische Mantille oder andere Kleider von dunkler Farbe. Der allgemeinen Regel zuwider hat die Tracht der Herren in Mexico mehr Abänderungen erlitten als die der Damen. Die Männer der höhern Klassen kleiden sich, wenn sie in Gesellschaft gehen, französisch, mit schwarzem Hut und gewichsten Stiefeln; doch besteht diese Tracht erst seit zehn oder zwölf Jahren. Vor dieser Zeit waren das Kamisol von blumigem Baumwollenstoff, der Vigogne-Hut und die glanzlosen ledernen Schuhe die eleganteste Toilette. Gegenwärtig kleidet man sich auf diese Art nur zu Hause oder wenn man, mit übergeworfenem Mantel, zu Bekannten geht. Auch ist diese Tracht noch die gebräuchliche Reitkleidung, und nur eine weisse Leinwand- oder Tuchweste ist an die Stelle des baumwollnen Kamisols getreten.

Für die Promenade und das Theater putzen

sich die Männer wenig. Sie sitzen in den Logen oder im Parterre in ihre Mäntel gehüllt und erfüllen, die Cigarre im Munde, das Haus mit Rauchwolken. Der Geschmack am Schauspiel ist übrigens nicht sehr bedeutend. Die Oper wurde, als *Löwenstern* hier war, trotz einiger ausgezeichneten Mitglieder, nur schwach unterstützt. Es wird wöchentlich nur zwei oder drei Mal gespielt, und einen Theil des Jahres ist die Bühne gänzlich geschlossen.

Das Hauptvergnügen der grossen Volksmasse in Mexico sind die *Stiergefechte* und die *Hahnenkämpfe*. Diese rohen Belustigungen haben zwar überall für den gebildeten Fremden etwas Widerliches, aber in Mexico sind sie um so empörender, als die Schwäche und Furchtsamkeit der eingebornen Stiere nur eine gemeine Schlächterei daraus machen. Die Stiergefechte finden in einem aus Holz gezimmerten Circus von drei Stockwerken Statt, dessen Amphitheater 15- bis 20000 Menschen fassen kann. Sie stehen unter dem besondern Schutz des Präsidenten, aber die höhern Klassen nehmen nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten daran Theil. Die Gefechte sind ungefähr wie in Spanien; auch die *Toreadores* sind Spanier und auf spanische Weise gekleidet; aber der Unterschied liegt in der Feigheit der Thiere, die sich keineswegs mit den europäischen messen können. Der *Matador* bringt es oft nicht dahin,

dass der Stier gegen seinen Degen anläuft. In diesem Falle erklärt das Publikum den Stier für unwürdig von der Hand des Matadors zu sterben, und *Lazo! Lazo!* tönt es von allen Seiten. Die Toreadores ziehen sich nun zurück und machen zwei Reitern auf lebhaften, feurigen Pferden Platz, welche bloss mit *Lazos* (Wurfriemen, Wurfschlingen) bewaffnet sind. Diese umringen das Thier und umgeben es in immer engern und engern Kreisen, bis sie ihm mit Blitzesschnelle die Schlingen um die Füsse werfen können, worauf es mit leichter Mühe zum Fallen gebracht wird. Der *Matador* macht nun den Qualen des Thieres ein Ende, und drei kostbar angeschirrte Maulthiere schleppen es unter wüthendem Beifallklatschen und Freudengeschrei der Menge aus der Arena.

In neuester Zeit hat indessen die Leidenschaft der Mexicaner für die Stiergefechte etwas abgenommen, aber die für die Hahnenkämpfe ist, vom Präsidenten bis zum letzten *Lepero*, noch ungeschwächt. Die Wetten sind dabei, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, ungeheuer. Die ärmsten Leute, in Lumpen gehüllt, setzen ihr Geld ein, das sie entweder im Spiel gewonnen oder auch zu diesem Behuf gestohlen haben. Ehe man die Hähne mit stählernen Spornen bewaffnet, lässt man sie auf einander los, um ihre Kräfte zu versuchen und sich mit den Wetten darnach richten zu können. Sind diese festgesetzt und die

Hähne bewaffnet, so verbreitet sich die tiefste Stille in der ganzen Arena. Der Kampf beginnt und der Sieger wird laut verkündigt, während ihn sein glücklicher Herr mit Liebkosungen überhäuft und seine Wunden verbindet. — Ausser den öffentlichen Hahnenkämpfen, welche an festlichen Tagen in Gegenwart des Präsidenten und der andern hohen Staatsbeamten gehalten werden, giebt es auch besondere von reisenden Virtuosen veranstaltete, welche mit ihren Hähnen auf dem Arme von Stadt zu Stadt wandern und ihr Glück versuchen. Diese Hähne haben jedoch, da ihr Leben für den Besitzer zu kostbar ist, keine künstlichen Waffen, sondern man überlässt sie ihrer natürlichen Kampflust.

---

Der Kastenunterschied, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft in Mexico herrschte, ist jetzt unbekannt. Damals gab es *Gachupines* (Spanier, d. h. erst eingewanderte, nicht im Lande selbst geborne), *Criollos* (*Creolen*, in Mexico geborne Abkömmlinge von Spaniern oder auch andern Weissen), *Mestizos* (*Mestizen*, Abkömmlinge von Weissen, namentlich Spaniern, und Indiern) u. s. w.*). Gegenwärtig kennt man nur zwei Klassen: *los Me-*

*) S. den VII. Jahrgang (1829), S. 173 u. f.

*jieanos*, alle Weissen und deren Nachkommen ohne Unterschied umfassend, wie sehr sie auch mit Indiern und Negern gemischt seyn mögen, und *los Indios*, sowohl die reinen Indier, als die aus der Vermischung mit *Negern*, *Mulatten*, *Zambos* etc. *) hervorgegangenen. Uebrigens besteht diese Unterscheidung nur dem Namen nach; denn in politischer Hinsicht sind alle gleich, und der Indier wird, wenn er Geld hat und seine Lumpen mit anständiger Kleidung vertauschen kann, für einen so guten Mexicaner gehalten wie jeder andere.

Unter den jetzigen Mexicanern sind nur noch wenige Familien, bei denen sich der spanische Typus rein erhalten hat. Die meisten haben das Unterscheidende der mexicanischen Physiognomie, welche ganz orientalisch ist und zu der Vermuthung berechtigen könnte, dass sich viele im XVI. und XVII. Jahrhunderte aus Spanien vertriebene maurische und jüdische Familien in Mexico niedergelassen hätten, trotz dem Verbote Kaiser *Karls V.*, welcher den Mauren, Juden und Convertiten bis ins vierte Glied die Ansiedlung in Amerika untersagte. Der Mexicaner ist meist von mittler Grösse, gewöhnlich hager, und im entgegengesetzten Falle eher aufgedunsen als fett.

---

*) S. den V. Jahrgang (1827), S. 98 u. f.

Die schwarzen, stechenden Augen haben etwas Unstätes. Die Züge sind stark markirt aber unregelmässig. Die Gesichtsfarbe ist dunkelgelb, ohne die mindeste Wangenröthe und das Haar schwarz. Durch die Vermischung mit den Indiern wird die Physiognomie wenig geändert, da die Letztern ebenfalls den orientalischen Typus haben.

Die mexicanischen Damen, selbst die jüngsten, haben sämmtlich eine gewisse Neigung zur Dickleibigkeit. Ihre von Natur schon stark ausgesprochenen Formen werden noch durch die Toilette erhöht. Die Taille ist kurz, aber graziös. Der Gebrauch der Schnürleiber ist erst seit wenig Jahren eingeführt, war aber fast überflüssig, da sie die Schönheit und Regelmässigkeit der Formen bis gegen das höhere Alter hin bewahren. Der Teint ist in der Jugend lebhaft, hat aber vorherrschend immer etwas Gelbes. Die Damen wenden besonders viel Sorgfalt auf ihre Fussbekleidung und tragen gern enge und kurze Schuhe. Die Strümpfe sind fast immer fleischfarben und dürfen nicht die kleinste Falte machen. Diess geschieht aber nur, wenn sie ausgehen; denn zu Hause nehmen sie es keineswegs so genau und gehen den ganzen Morgen, — das heisst bei ihnen: bis zum Abend — in Negligé, ohne Strümpfe und mit ungekämmten Haaren. Erst Abends, wenn Besuche gemacht oder empfangen werden, kleiden sie sich an. Eine Ausnahme macht der Sonntag,

wo die Messe sie nöthigt, früher an die Toilette zu denken. — Wenn die Frau vom Hause keine Besuche annehmen will, so sagen die Domestiken gerade heraus und ganz einfach: *la Señora está ocupada.* Die Beschäftigungen bestehen meist nur in allerlei Geplauder über eigene und fremde Familienangelegenheiten. Die Damen sitzen dabei auf kleinen niedrigen Tabourets, nicht höher als unsere Fussschemel, und rauchen Cigarren (*cigarritos*), die sie, um die Finger nicht zu besudeln, mit kleinen, am Halse mittelst einer Kette hangenden silbernen Zängelchen halten. Das Cigarren-Rauchen ist überhaupt unter beiden Geschlechtern aller Stände und jedes Alters, herrschende Sitte.

Da die Damen fast den ganzen Tag von Zeit zu Zeit etwas naschen und kosten, so essen sie bei den eigentlichen Mahlzeiten nur wenig. Im Allgemeinen finden die Mexicaner nur ihre eigne Landeskost nach ihrem Geschmack. Die Hauptbestandtheile derselben sind die *Frijoles*, eine Art grosser brauner Bohnen, und die *Tortillas*, Eierkuchen (Omeletten) von Maismehl*), deren man sich auch als Löffel bedient, um damit die als Ragout mit Chilipfeffer bereiteten Fleischstückchen zu fassen. In Hinsicht des Trinkens

*) Nach *Lyon's* Beschreibung ähneln sie den böhmischen „gegossenen Talken." S. den VII. Jahrgang, S. 161.

sind die Mexicaner sehr mässig und begnügen sich in der Regel mit Wasser oder *Pulque* *).

Allmählich fangen die hier geschilderten nationalen Sitten und Gebräuche in einigen vornehmen Familien an zu verschwinden. Man findet hier ganz den Ton der guten Gesellschaft in Europa und der Kindererziehung in demselben Sinne wird die sorgfältigste Aufmerksamkeit gewidmet. Leider machen diese Ausnahmen noch geringe Fortschritte. Es giebt wenig Haushaltungen, wo der Vater nach abgemachten Geschäften sich im Schoosse seiner Familie zu erholen suchte. Zerstreuungen und Spiel nehmen den grössten Theil seiner Zeit in Beschlag. Das Kind wächst unter dem Einflusse dieser schlechten Beispiele von Seiten des Vaters auf und ist in Hinsicht der Erziehung ganz der Nachlässigkeit der Mutter übergeben. Nur Eigennutz und Familien-Interessen bestimmen die Heurathen. Die beiden Gatten behandeln sich gegenseitig mit einer gewissen Höflichkeit; aber von ehelicher Treue ist, wenigstens beim Manne, nicht sonderlich die Rede.

Eine der gemeinsten Schwächen des Mexicaners ist sein Hang zur *Verschwendung*, den er

*) Ein berauschendes Getränk, welches theils aus dem zuckerhaltigen Safte der ausgepressten Maisstengel oder auch aus der Maguey-Pflanze bereitet wird. S. den VII. Jahrg. S. 182 und 189 u. ff., wo die Bereitung beschrieben ist.

andererseits durch grosse Gewinn- und Habsucht zu befriedigen sucht. Mancher, der beträchtliche Summen seiner Einkünfte leichtsinnig verschleudert, wirft sich auf die unbedeutendste Beschäftigung, die ihm Gewinn verspricht. Der Verf. erzählt von einem der geschicktesten Aerzte seiner Bekanntschaft, welcher einst drei Tage lang seine Kranken vernachlässigte, bloss um durch den Verschleiss einiger englischen Waaren etwa 20 Pesos zu verdienen. Besonders ist die *Spielsucht* unter allen Ständen verbreitet, und dieser geben sich alle Bewohner der Hauptstadt vornehmlich am Pfingstfeste hin. Alles strömt dann nach der benachbarten kleinen Stadt *San Agostin de las Cuevas*. Hier ist nicht nur in jedem einzelnen Hause eine Bank (*monte*), sondern auch sogar auf den Strassen, unter freiem Himmel, werden dergleichen eröffnet. Hier sind Banken, wo nur Goldstücke rollen, dort andere, wo man um Silber spielt, aber auch solche für die Armen, wo nur Kupfermünzen zum Vorschein kommen. Man kann annehmen, dass während der drei Pfingsttage mehr als 23000 *Unzen* (*onzas*) oder 830000 fl. C. M., in Umlauf sind. Es kommen Leute aus 100, ja selbst 200 Leguas entfernten Orten hieher. Mancher wird so ausgeplündert, dass er kaum die Kosten zur Rückreise behält. Dagegen tragen Andere ungeheure Summen weg, am meisten die Bankhalter selbst. Uebrigens bewahrt der Mexica-

ner dabei einen ungemeinen Gleichmuth. Er zündet seine Cigarre eben so kaltblütig an, wenn er den letzten Realen verloren, als wenn er Tausende gewonnen hat. Auch sind die Meisten von Jugend auf so erfahren und gewandt, dass ein falscher Spieler augenblicklich entdeckt wird. Die besten Geschäfte in *San Agostin* machen zu jener Zeit die Gastwirthe und die Eigenthümer der Diligencen. Man bezahlt für ein gewöhnliches Zimmer mit Bett 5 *Pesos* und ebensoviel für einen Platz an der Table d'hôte. Eine Flasche Bier, die in Mexico 2 *Realen* kostet, muss hier mit 2 *Pesos* bezahlt werden. - Uebrigens ist diese Leidenschaft für das Spiel in allen Provinzen und vorzüglich in den Küstenplätzen eben so allgemein und heftig wie in der Hauptstadt. Es giebt ganze Familien, die fast allein davon leben. Selbst Mütter und Kinder nehmen daran Theil; wenigstens darf der Vater keine Vorwürfe erwarten, wenn er mit leeren Taschen nach Hause kommt.

Der Fremde wird, auch wenn er empfohlen ist, nur in einigen wenigen Häusern der Hauptstadt mit unverstellter Höflichkeit empfangen. In den meisten Familien überhäuft man ihn mit jenen hergebrachten Artigkeiten, welche dem Erfahrnen das sicherste Zeichen sind, dass man seiner so bald und so wohlfeil als möglich wieder los zu werden wünscht. Eigentliche Gastfreundschaft besteht nur für den Reisenden und wird durch die wenigen

Bequemlichkeiten, die das Land darbietet, nothwendig gemacht, übrigens aber auch nicht uneigennützig ausgeübt. Wo diese Rücksichten, wie in der Hauptstadt und einigen andern Städten, nicht eintreten, findet der Fremde selbst in den *Tertulias*, wo er doch gar keine Ausgaben verursacht, nur eine kalte Aufnahme.

Die *Tertulia* aber bietet die beste Gelegenheit dar, den mexicanischen Charakter zu studiren. Die Damen sitzen auf dem Sofa und auf ihren kleinen Tabourets längs der Wand, jede mit einer Cigarre im Munde. Sie blicken nach der Thüre auf den eintretenden Gast, machen aber, wie es der Wohlstand gebietet, nicht die mindeste Bewegung. Nur die Frau vom Hause überhäuft den Fremden mit einem Schwall von Redensarten, die ihr wie ein Strom vom Munde fliessen und gewöhnlich mit *Es V.* *) *sin novedad?* (Wissen Sie nichts Neues?) beginnen und mit *Como guste à V. la ciudad?* (Wie gefällt Ihnen die Stadt?) endigen. Sie bittet ihn dann, ohne eine Antwort abzuwarten, sich zu setzen (*Sientese V.*), auch wohl den Hut abzulegen. Letzteres ist für den Mexicaner überflüssig, denn dieser wirft

*) *V. (Usted,* gesprochen *Usteh)* ist die Abkürzung von *Vuestra merced* (Euer Gnaden) und vertritt in Mexico wie in ganz Spanien die Stelle unsers *Sie*, etwa wie in Italien das *Lei*. Selbst gemeine Leute, ja sogar Bettler, reden sich *mit Usted* an.

den Hut beim Eintreten ohne Umstände auf einen Stuhl, behält jedoch den Mantel um, wenn der Besuch nur von kurzer Dauer seyn, d. h. nicht über zwei Stunden währen soll. Die Frau vom Hause setzt nach den Empfangshöflichkeiten ihr Gespräch, worin sie unterbrochen worden, fort. Gewöhnlich unterhält sie sich den ganzen Abend mit einer und derselben Person, ohne sich um die übrigen Gäste sonderlich zu bekümmern. Auch der Fremde darf sich auf eine weitere Anrede von ihrer Seite keine Rechnung machen und spielt, wenn er auch sonst Niemanden kennt, der Gesellschaft gegenüber, eine ziemlich verlegene Rolle, bis er endlich sich empfiehlt. Jetzt erst beginnt die Señora eine neue Reihe von Phrasen, aber weit angelegentlicher und wärmer: *Este casa es suya* (dieses Haus gehört Ihnen); *V. tiene una criada* (Sie haben eine Dienerinn, d. h. Ich bin Ihre Dienerinn) u. s. w. Die übrigen Damen beobachten den ganzen Abend das tiefste Schweigen, horchen auf die Hauptunterhaltung, ohne sich darein zu mischen, und verlassen ihr Tabouret nur, um eine frische Cigarre anzuzünden; höchstens flüstern sich die Nachbarinnen eine oder die andere Bemerkung zu, z. B. über die komische Aussprache des Fremden, wenn dieser ungeschickt genug ist, den Mund aufzuthun. Ist ein Piano im Zimmer, so setzt sich auch wohl eine von den Damen hin und schindet *die Ohren der Gesellschaft* so gut sie kann. Denn

das Verdienst muss man den Mexicanerinnen zugestehen, dass sie sich in dieser Hinsicht nicht spröde bezeigen und sich nicht lange bitten lassen. Zuweilen kommt auch ein Tänzchen zu Stande, worin jedoch die hiesigen Damen den Spanierinnen an Anmuth und Lebhaftigkeit sehr nachstehen. — Ist eine Dame im Begriff, die Gesellschaft zu verlassen, so stehen alle übrigen auf und jede empfängt, vor ihrem Tabouret stehend, die Abschieds-Umarmung mit einer Feierlichkeit, wie ein alter Ritter die Accolade und den Bruderkuss eines neuaufgenommenen Ordensgliedes erhalten haben mag. Die Umarmung der Mexicanerinnen besteht übrigens nur darin, dass sie sich, Brust gegen Brust gekehrt, mit den Armen um den Leib fassen, ohne jedoch sich zu küssen oder sich auch nur mit den Wangen zu berühren. Man kann sich denken, wie lange eine solche Abschiedsfeierlichkeit dauert, wenn die Damengesellschaft auch nur einigermassen zahlreich ist. — Das Gespräch in diesen Tertulias hat für den Fremden wenig Anziehendes, da es sich nur um lokale Angelegenheiten dreht. Uebrigens lässt sich nicht läugnen, dass sowohl Männer als Frauen, wie vernachlässigt auch ihre Erziehung seyn mag, viel natürlichen Witz und Verstand besitzen.

---

Die *Indier* sind in der Regel von mittlerer Grösse und gut gewachsen; die Gesichtsbildung ist

gefällig, die Nase gebogen aber regelmässig, die Augen gross und schwarz, mit weniger geneigten Winkeln als im Norden, die Backenknochen vorstehend, die Zähne vortrefflich. Nur die Beine sind einwärts gedreht, was ihren Gang um so ungefälliger macht, da sie auch die Zehen einzuschlagen pflegen. Das schwarze schlichte Haar wird von beiden Geschlechtern in lange Zöpfe geflochten. Die Hautfarbe wechselt vom Dunkelbraun bis zur Kupferfarbe, ist auch wohl noch lichter. Selbst bei den durch Vermischung mit Negern entstandenen *Chinos* (Tschinos) herrscht der amerikanische Typus vor und das Afrikanische offenbart sich nur durch eine dunklere Hautfarbe und einen höhern Wuchs.

Man findet den echten Indier nur im Innern des Landes, wo die Urrasse in keine Verbindung mit den Fremden gekommen. An den Küsten beider Meere sind die Indier mehr oder weniger mit Negern vermischt. Dem Aeussern nach scheint der Indier schwacher Leibesbeschaffenheit zu seyn; aber man erkennt seine Stärke an den Lasten, die er trägt. Mit 200 Pfund auf dem Kopfe (die gewöhnliche Art, Lasten zu tragen, in den Bergwerken ausgenommen, wo sie auf dem Rücken getragen werden müssen) schreitet er noch ziemlich frei und leicht einher. Auch ist er ein nicht zu ermüdender Fussgänger. Der Verf. sah während seines Aufenthalts in *Mazatlan* zwei Indier, die

mit Depeschen von *Durango* kamen und die Entfernung zwischen diesen beiden Städten, von 120 bis 150 Leguas, auf den beschwerlichsten Wegen über die Cordilleren in *fünf Tagen* zurückgelegt hatten. Ein Reiter braucht dazu wenigstens sieben oder acht.

Die Tracht ist je nach der Landesbeschaffenheit und dem Klima verschieden. In der Umgebung von *Mexico* tragen die Männer in der Regel eine Kleidung von braunem Leder. Der Anzug der Weiber besteht in einem schlechten Hemde mit kurzen Aermeln und einem wollnen Rocke, dessen oberer Theil weiss, der untere blau ist. Nur bei festlichen Gelegenheiten oder wenn sie in die Kirche gehen, tragen sie rothe Röcke und blaue oder grüne seidene Schuhe, aber ohne Strümpfe. Gewöhnlich aber gehen sie barfuss. Auch das Haupthaar wird nur an Sonn- und Festtagen gekämmt und mit Oel gesalbt und in zwei Zöpfe geflochten, die unter dem Strohhute hinabhangen. Die Toilette der Kinder macht ihnen wenig Mühe und Kosten, denn bis ins zehnte Jahr gehen sie nackt.

Die Indier sind nichts weniger als schwermüthig, wie sie manche Schriftsteller, durch ihr sanftes und schüchternes Ansehen verleitet, geschildert haben. Sie sind vielmehr leichtsinnig, sorglos und haben wie alle rohen Völker einen grossen Hang zur Spötterei und Neckerei. Auch dürfte das Grausame in ihrer Gemüthsart, was

[illegible] Depeschen [illegible] Durango kamen [illegible] fernung zwischen diesen beiden [illegible] bis 150 Leguas, auf den beschwerlichen [illegible] über die Gebirgen in *fünf* [illegible] hatten. Ein Reiter braucht dazu [illegible] ben oder acht.

Die Tracht ist je nach der Landschaft [illegible] heit und dem Klima verschieden. In [illegible] lung von *Mexico* tragen die Männer [illegible] dem Kleidung von [illegible] der Weiber besteht in einem [illegible] mit kurzen Aermeln und einem [illegible] dessen obere Theil weiss, der [illegible] Nur bei festlichen Gelegenheiten [illegible] in die Kirche gehen, tragen sie [illegible] blaue oder grüne seidene Schuhe, [illegible] pfe. Gewöhnlich aber gehen sie [illegible] das Haupthaar wird nur an Sonn- und [illegible] gekämmt und mit Oel gesalbt und [illegible] geflochten, die unter dem Strohhut [illegible] Die Toilette der Kinder macht ihnen [illegible] und Kussen, denn bis ins zehnte Jahr [illegible]

Die Indier sind nichts weniger [illegible] müthig, wie sie manche Schriftsteller, [illegible] sanftes und schüchternes Ansehen [illegible] schildert haben. Sie sind vielmehr [illegible] sorglos und haben wie alle rohen Völker [illegible] grossen Hang zur Spötterei und Neckerei. [illegible] dürfte das Grausame in ihrer Gemüthsart, [illegible]

MEXICANISCHE INDIER.

TORTILLEN BÄCKERINNEN.

KÖHLER.

Verlag von J.G. Calve in Prag.

sich zur Zeit der Eroberung in ihren Menschenopfern zu erkennen gab, seit ihrer dreihundertjährigen Bekehrung zum Christenthum bis auf die letzte Spur verschwunden seyn. Wohl aber haben sie insgesammt einen unverkennbaren Hang zur Dieberei. Der Verf. erzählt davon ein Beispiel, welches zugleich von ihrem Mangel an Dankbarkeit einen Beweis liefert. Einer seiner Freunde hatte zur Zeit der Cholera eine indische Magd, welche sich bis dahin so gut betragen hatte, dass er, ganz gegen die Landessitte, welche sich wenig um die Gesundheit der Dienstboten bekümmert, diesem Mädchen, als sie ebenfalls von der Seuche befallen wurde, die grösste Pflege angedeihen liess und ihr sogar eine Matratze gab. Sie wurde hergestellt und lief am ersten Tage ihrer Genesung mit der Matratze auf und davon. Die Versuchung war freilich stark; denn eine Matratze ist das Kostbarste, was ein indisches Mädchen besitzen kann, und verschafft ihr unfehlbar einen Mann.

Das Kräftige und Entschiedene, was den nordamerikanischen Indier auszeichnet, hat der mexicanische nicht; nur die Trotzköpfigkeit und die Schlauheit desselben sind ihm eigen. Alle seine Gefühle sind überspannt. Er lacht und weint, Beides ohne Ursache. Auch giebt er sich der Befriedigung thierischer Triebe ungescheut hin.

Obschon das Christenthum seit dreihundert Jahren bei den Indiern eingeführt ist und die Geist-

lichkeit grosse Nachsicht, vielleicht allzugrosse, mit ihren Vorurtheilen gehabt hat, so sind sie doch dem alten Götzendienst noch nicht völlig abgestorben und es fehlt nicht an Beispielen, dass sie an verborgenen Orten noch ihren heidnischen Cultus ausüben. Besonders glauben sie, dass der Besitz der alten Idole ihnen Glück bringe und sie vergraben sie namentlich auf ihren Maguey-Feldern, die dadurch vorzüglich fruchtbar werden sollen. Kein Geschenk kann sie bewegen, sich von einem solchen Götzenbild oder auch von ihren alten Handschriften zu trennen.

Die Indier sind, was das Essen betrifft, sehr mässig, aber nicht so im Trinken; besonders im *Pulque* berauschen sie sich gern. Auffallend ist dem Fremden ihr höfliches Betragen und ein gewisses ceremoniöses Wesen. Letzteres herrscht bekanntlich auch bei den Spaniern und hat hier einen fruchtbaren Boden gefunden. Vor der Eroberung war es Sitte, dass wenn sich zwei Indier begegneten, sie sich bei den Händen fassten und diese ans Herz und an den Mund drückten. Vor ihren Gebietern fielen sie sogar auf die Knie. Gegenwärtig haben sie die Begrüssungsfeierlichkeiten der Spanier angenommen. Wenn sich zwei begegnen, Männer oder Weiber, nehmen sie schon in der Entfernung von zwanzig Schritten den Strohhut ab, und nachdem sie einander nahe gekommen und sich die Hände gereicht haben, entspinnt

sich zwischen ihnen ein Austausch von Complimenten. Jeder erkundigt sich nach des Andern und seiner Familie Befinden, und zwar in den höflichsten und zärtlichsten Ausdrücken, z. B. des *señor marido* (des Herrn Gemahls), der *señora esposa* (der Frau Gemahlinn), des *señor hijo* (des Herrn Sohnes), der *señorita hija* (der Fräulein Tochter), ja sogar des *bonito perro* (des lieben Hundes) und des *lindo gato* (des sanften Kätzchens) u. s. w. Diese Pflicht der Höflichkeit wird nie unterlassen, wenn auch Beide noch so grosse Eile oder wichtige Geschäfte haben sollten.

Am stärksten spricht sich bei den Indiern das Talent der *Nachahmung* aus, welches besonders ihre Wachsarbeiten in hohem Grade beurkunden. Aber ein eigentlich plastisches Talent ist es nicht; wenigstens versichert *Löwenstern*, dass er nirgend etwas Eigenthümliches, Selbsterfundenes, gesehen habe. Auch fehlt es ihnen an Geschmack, was aber vielleicht bloss vom Mangel an Unterricht und klassischen Vorbildern herrühren mag. Dieselbe Bemerkung macht der Verf. auch in Hinsicht ihrer *musikalischen* Geschicklichkeit. Die einzige Ausnahme war ein blinder Greis, welchen er in *Puebla* kennen lernte. Dieser hatte eine Art von s. g. Strohfiedel*) erfunden, ein Holz- und

*) In Oesterreich ein „hölzernes Gelachter" genannt. In der alten Oper: *Die Schwestern von Prag*, bringt der Hausmeister ein Ständchen auf diesem Instrument.

Stroh-Instrument, wie es der polnische Jude *Guzikow* vor mehren Jahren auch bei uns produzirte. Das indische war natürlich weit einfacher und bestand nur aus 15 oder 20 kleinen vierkantigen Stöckchen von verschiedener Länge und an dem einen Ende dicker als am andern.

Die verfassungsmässige *Freiheit* der Indier ist in vielen Theilen des Landes nur eine scheinbare. Die *Negersklaverei* ist zwar abgeschafft; es giebt aber gewisse Bestimmungen der Verfassungsurkunde und des Gesetzbuches, welche geeignet sind, sie durch eine andere hauptsächlich auf den *Indiern* lastende Knechtschaft zu ersetzen. Es besteht nämlich ein für alle Staatsbürger ohne Unterschied giltiges Gesetz, welches einen durchaus zahlungsunfähigen Schuldner zwingt, für seinen Gläubiger so lange zu arbeiten, bis durch den Lohn die Schuld getilgt ist. Dieses Gesetz wird jedoch niemals gegen die Weissen, sondern in einigen Gegenden, wie *Chiapas*, *Tabasco* etc. nur gegen die *Indier* in Anwendung gebracht, und diese lassen es sich theils aus Leichtsinn, theils aus Dummheit gefallen. Daraus entsteht aber eine Knechtschaft, die auf Kinder und Enkel sich forterbt.

Jeder Eigenthümer einer *Hacienda* (eines Landgutes) hat in den genannten Departements eine Anzahl indischer Familien, welche ausschliesslich für ihn arbeiten müssen und die er mit der grössten Härte behandeln kann. Der in seinem Dorfe

oder in seinem Walde vollkommener Freiheit geniessende Indier erwirbt hier nur das schlechterdings Unentbehrliche und es bleibt ihm, häufig aus Sorglosigkeit, nichts für künftige Nothfälle übrig. Treten nun unvorhergesehene Ausgaben ein, besonders, wenn er heurathen will, so muss er Schulden machen. Die Heurath kommt ihm wenigstens auf 30 *Pesos* (20 für die Trauung und die Civil-Einregistrirung und 10 für das Hochzeitsfest) zu stehen und diese leiht ihm ein benachbarter Gutsbesitzer, aber nur unter der mittelst schriftlichen Vertrags festgesetzten Bedingung, dass der Indier mit seinem Weibe in den Dienst des Gläubigers tritt, gegen einen Lohn, der monatlich nicht über 3 *Pesos* beträgt. Der Indier glaubt, mit nicht mehr als sechs Monaten Aufopferung seiner Freiheit die Schuld tilgen zu können und geht den Vertrag ein. Die Heurath wird vollzogen und er tritt nun mit seiner Frau, welche ihm, ohne besonders bezahlt zu werden, bei der Arbeit helfen muss, in die Dienste seines neuen Herrn. Kost und Kleidung sind gering und nur für die höchste Nothdurft hinreichend. Nach sechs Monaten glaubt der Indier seine Schuld abgearbeitet zu haben; aber man beweist ihm, dass sie sich durch die ihm gegebene Kost, Kleidung und Wohnung, welches Alles im Vertrage nicht bedungen war, verdoppelt hat. Der Arme muss nun bei seinem Herrn aushalten, während sich die Schuld durch andere

Veranlassungen, namentlich Krankheiten, häusliche Feste, z. B. bei Kindstaufen u. dgl., fortwährend vergrössert. Gleichwohl macht er keinen Versuch zu entfliehen; die Anhänglichkeit an den väterlichen Boden ist zu gross, und da auch alle Beschwerden bei der Gerichtsbehörde, die den Grundherrn begünstigt, fruchtlos sind, so wird er allmählich weniger empfindlich gegen sein Loos und gewöhnt sich an das Joch, ohne gleichwohl die Hoffnung aufzugeben, sich einst doch noch frei machen zu können. Sind seine Kinder etwas herangewachsen, so sucht er sie gleichfalls beim Herrn in Arbeit zu bringen und glaubt mit ihrer Hilfe das Ende seiner Knechtschaft zu beschleunigen. Gewöhnlich aber hört diese nur mit seinem Leben auf.

---

Eine sittlich äusserst verdorbene Menschenklasse ist jener Theil des gemeinen Volkes, welcher aus Mischlingsrassen, wie Zambos, Chinos etc. besteht. Zu ihr gehören die *Leperos*, grösstentheils Diebe, Räuber und Mörder. Alle ihre Zwiste endigen mit Blutvergiessen; bei der geringsten Beleidigung fährt das Messer aus der Scheide. Man sieht in Mexico oft mehrmals des Tages Wagen einherfahren mit Leichnamen von Ermordeten, welche von Soldaten begleitet sind, die die Schuldigen ins Gefängniss führen. Aber die meisten werden vom Richter bald wieder frei gelassen.

Besonders häufig sind Raub und Mord auf den Heerstrassen. So mancher Reisende, der zu grosses Vertrauen auf seine Diener hatte, deren Treue er Jahre lang erprobt zu haben glaubte, hat dieses mit seinem Leben bezahlen müssen. Besonders darf der nichtkatholische Fremde auf seiner Hut seyn, da man sich gegen einen »Ketzer« Alles zu erlauben für berechtigt hält. Ueberhaupt sind die mexicanischen Dienstboten, hauptsächlich die der gemischten Rassen, das *Non plus ultra* von Schlechtigkeit. Wie lange sie auch einem und demselben Herrn gedient haben mögen, so gewinnen sie doch nie eine Anhänglichkeit an ihn. Von der Art, wie die Justiz in vielen Fällen gegen Räuber und Mörder gehandhabt wird, zeugt folgende Anekdote, die dem Verf. in Mexico erzählt wurde. Ein Engländer, ein starker kräftiger Mann, wurde bei *Queretaro* von einem *ladrone* (Strassenräuber) angefallen. Er war so glücklich, ihn zu entwaffnen und führte ihn zum nächsten *Alcalden*. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er sah, wie beim Eintreten der würdige Herr aufstand, dem Gefangenen die Hand reichte und ihm mit den Worten: *Sientese V., compadre!* (Setzen Sie sich, Gevatter) eine Cigarre anbot. »Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?« Der unglückliche Engländer hatte, ganz bestürzt, kaum angefangen, sein Abenteuer zu erzählen, als der Richter ausrief: »Wie, mein Herr! Sie unter-

stehen sich, meinen würdigen Gevatter zu verleumden? *Vaga V. con Dios* (Gehen Sie mit Gott) oder« . . . . . Der Engländer liess sich diess nicht zwei Mal sagen und hat seit dem keinen Räuber mehr zum Alcalden geführt.

---

Wir wollen jetzt den Verf. auf einige Ausflüge begleiten, die er nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Hauptstadt nach verschiedenen Punkten der Umgegend unternahm.

Mit Anfang des Juni begab er sich nach dem berühmten Silber-Bergwerke *Real del Monte*. Die Strasse dahin geht über *Santa Maria Guadalupe* und *San Cristoval*, dann längs dem Ufer des Sees *Tezcuco* westlich. Der Boden ist hier flach und steinig, der Pflanzenwuchs kümmerlich; man findet nur Cactus, aber von den mannichfaltigsten Formen. In *Tecama*, 11 Leguas von Mexico, schien das Wasser mineralische Bestandtheile zu haben. Von hier an wird das Land bergig; der Boden ist mit Trümmern von Gestein, Irdengeschirr und Obsidian bedeckt, die einzigen Spuren der vormaligen zahlreichen indischen Bevölkerung, welche vor der Ankunft der Spanier diese Gegenden bewohnte. Sechs oder sieben Leguas von *Tecama* kommt man nach dem ansehnlichen Dorfe *San Mateo*, am Rande einer sieben Leguas im Durchmesser haltenden Ebene,

gelegen und von Gebirgen eingeschlossen. Der Verf. hatte auf diesem langen Wege mehrmals Gelegenheit, das Schauspiel der Luftspiegelung zu beobachten. Am Fusse der Cordillere angelangt, folgten auf die langweilige Einförmigkeit des zurückgelegten Weges die Beschwerlichkeiten der Gebirgsreise. Volle drei Leguas weit mussten der Verf. und sein Diener, der einzige Begleiter, den er mitgenommen, durch die schwierigsten Schluchten bergauf klimmen. *Pachuca* links lassend, ging es über die *Cuesta-Blanca*, einen Felsberg von so grosser Steile, dass Beide absteigen und die Maulthiere führen mussten.

Mit grosser Anstrengung erreichten sie den Gipfel des Gebirges, wo sich dem Auge der Anblick einer der herrlichsten Landschaften darbot, voll wilder Schönheiten, wie man sie nur selten in Mexico antrifft. Zu seinem Erstaunen betrat der Verf., nachdem er den 2700 Meter (8550 W. F.) hohen Gipfel überstiegen, eine Kunsstrasse, welche die den Bergbau betreibenden Engländer mit der ihren heimathlichen Strassen eigenen Trefflichkeit gebaut hatten. Sie führte in einen Gebirgskessel, wo das Ziel der Reise, *Real del Monte*, von üppigem Grün umgeben, lag. Diese kleine, aber hübsche Stadt ist ganz im englischen Styl gebaut, die Häuser mit Giebeldächern und hohen Feueressen. Der Verf. wurde durch die Güte des Minen-Direktors der englischen Gesell-

schaft von *Real del Monte* in den Stand gesetzt, dieses merkwürdige Etablissement, dessen Gedeihen seiner Thätigkeit und Verwaltung zu verdanken ist, genau zu besichtigen, und da er später auch die ebenfalls von Engländern betriebenen Gruben von *Guanaxuato* besuchte, so hatte er Gelegenheit, das verschiedene Verfahren, welches an beiden Orten Statt findet, zu vergleichen. In *Guanaxuato* hat man das mexicanische Verfahren beibehalten. Bergleute und Werkzeuge liefert das Land, und nur die obersten Beamten sind Engländer. Die Gruben von *Real del Monte* dagegen sind ganz auf englischem Fuss eingerichtet und der Betrieb geschieht mit den unermesslichen Hilfsmitteln, welche den Britten im Gebiete der Mechanik und Industrie zu Gebote stehen. Die meisten Arbeiter sind zwar auch Mexicaner, stehen aber unter der Leitung und Aufsicht einer gewissen Anzahl Engländer.

Die grösste Schwierigkeit beim Bergbau verursachen bekanntlich die unterirdischen Wasser. Zur Herausschaffung derselben aus den Gruben werden nicht nur Dampfpumpen angewendet, sondern es ist auch ein Abzugsstollen (ein durch den Berg gegrabener wagrechter Kanal) angelegt worden. Man steigt auf mehr als 30 Fahrten (Leitern), zusammen 215 *Varas* (zu 2¾ Wiener Fuss) in den (senkrechten) Hauptschacht hinab, bevor man zu den von den Engländern *Cannons* genannten Galerien (wag-

rechten Gängen) kommt, wo die Bergarbeit Statt findet. Einige dieser Letztern sind mehre englische Meilen lang und stehen mit den übrigen in Verbindung. Die Gruben werden nach der Mächtigkeit und Reichhaltigkeit der Gänge eingetheilt. In der Mine *Dolores* sind vier Haupt-Galerien. Der *Cannon del Jubileo* erstreckt sich über einen 5 Varas mächtigen Gang von Porphyr, Quarz und silberhaltigem Schwefel. Der *Level de Guadalupe*, dessen Richtung nach Süden geht, befindet sich 12 Varas über dem vorigen. Steigt man 42 Varas weiter hinab, so kommt man zum *Cannon de San Juan*, der sich in westlicher Richtung 90 Varas weit erstreckt. Hier findet man zuweilen gediegenes Silber; gewöhnlich aber ist es mit denselben Mineralien gemischt, wie beim Cannon del Jubileo. Endlich gelangt man, noch 27 Varas tiefer, zum letzten Cannon, dem von *Santiago*, dessen Gestein so fest ist, dass seine Bearbeitung die grössten Schwierigkeiten darbietet. Der senkrechte Schacht geht noch 5 Varas unter diesen Cannon hinab.

Die Beamten, welche den Titel *Minen-Capitän* führen, sind sämmtlich Engländer aus der Grafschaft Cornwallis, wo bekanntlich der meiste englische Bergbau Statt findet. Die aus Indiern bestehenden Bergleute arbeiten acht bis zwölf Stunden täglich, auch wohl noch länger, in den Gruben. Ihr Taglohn ist, je nach dem Alter und

der Kraft, 2 bis 3 *Realen*, am gewöhnlichsten aber 4 *Realen*. Ausserdem erhalten sie den achten Theil vom ausgebrachten Erze und 10 bis 120 *Pesos* für jede *Vara* Tiefe, die sie in dem Felsen vorwärts kommen. Diese letztere Belohnung richtet sich nach dem Reichthum des Gesteins, in der Art, dass sie steigt, wenn dieses arm ist, und dient zur Entschädigung für den geringen Nutzen, den in diesem Falle das Achtel abwirft. Fast immer vereinigen sich fünf oder sechs Arbeiter zur gemeinschaftlichen Bearbeitung eines Ganges, wodurch der Gewinn jedes Einzelnen ebenfalls verringert wird. Ueberdiess müssen sie sich das Grubenlicht und das Sprengpulver auf eigene Kosten anschaffen. Die Werkzeuge kommen aus England. Die langen Hämmer für beide Hände sind dieselben, welche man in den englischen Bergwerken gebraucht. Bloss die kurzstieligen Hämmer und die Spitzhacken, mit welchen die Sprenglöcher gemacht werden, sind mexicanisches Erzeugniss. Das losgearbeitete Erz wird auf Handkarren zum Hauptschachte gebracht und hier in Säcken mittelst der Dampfmaschine zu Tage gefördert.

Die gesammte Volksmenge von *Real del Monte* und der Umgebung lebt bloss vom Bergbau und den damit in Verbindung stehenden Etablissements. *Auch* bringt der Bergmann von Jugend auf fast *sein* ganzes Leben in den Finsternissen zu, denn nur

mit Einbruch der Nacht kommt er aus seiner unterirdischen Werkstatt, wo er halb nackt und oft bis an den halben Leib im Wasser arbeiten muss, herauf in die Oberwelt. Man sieht nur wenig Greise unter diesen Leuten, was eben so sehr den erschöpfenden Anstrengungen, als den Gefahren, welchen sie blossgestellt sind, zugeschrieben werden muss. Verschüttungen sind jedoch selten; am meisten wird ihnen die Unvorsichtigkeit beim Sprengen verderblich. Unglücksfälle dieser Art sind so häufig, dass sie nicht sehr beachtet werden. Die Direction bezahlt dann bloss 7 *Pesos* für die Beerdigung des Verunglückten. Trotz diesen Beschwerlichkeiten und Gefahren sind die Leute zufrieden und lustig. Den Fremden, welcher sie besucht, binden sie an eine Fahrt, damit er sich durch ein kleines Geschenk loskaufe.

Der Hauptgang, welcher den eigentlichen Reichthum von *Real del Monte* ausmacht, heisst die *Biscayna*. Obschon seit 200 Jahren bearbeitet, ist er doch noch lange nicht erschöpft. Die zur Ausscheidung des Silbers vom Erze bestimmten Anstalten heissen in Mexico *Haciendas* und zwar um sie von den Landgütern oder Maiereien, welche ebenfalls *Haciendas* (*de campo*) heissen, zu unterscheiden, *Haciendas de plata* oder *de beneficio*. Die beträchtlichste *Hacienda* dieser Art ist die von *Regla*, fast 5 Leguas von der Stadt entfernt. *Eine* treffliche von der Minen-Compagnie

gebaute Chaussee führt dahin, die in keiner Weise den besten englischen Kunststrassen (*Turnpike-Roads*) nachsteht. Die Hacienda liegt in einer Bergschlucht zwischen ungeheuern Basaltfelsen und an einem kleinen Flusse, welcher nicht weit davon einen der schönsten Wasserfälle bildet. Die Hüttenwerke von Regla sind in ihrer Grossartigkeit des Reichthumes ihrer ehemaligen Besitzer und der Anstrengungen, welche die englische Gesellschaft fortwährend macht, vollkommen würdig.

Es giebt bekanntlich zwei Arten der Silberscheidung. Beide werden in Regla angewendet. Die erste ist die mittelst des Feuers und die in Europa am häufigsten gebräuchliche. Das zu Pulver gestampfte und mit Glätte, Eisen und andern Stoffen vermischte Erz wird in eignen Oefen der Wirkung eines Holzkohlen-Feuers ausgesetzt und dadurch geschmolzen, wobei alle damit vermischten Stoffe verzehrt und nur das Silber übrig bleibt. Letzteres ist noch mit Blei gemischt, welches dann durch die s. g Capellirung davon getrennt wird. Die *Teutschen*, namentlich die *Sachsen*, sind in dieser Art von Hüttenarbeit besonders erfahren und dafür auch fast ausschliesslich in Mexico angestellt. Die zweite Verfahrungsart, worin besonders die *Spanier* sich auszeichnen, ist die *Amalgamation*, mit Hilfe des Quecksilbers, welches zum Silber eine nähere chemische Verwandtschaft hat als zu den andern Bestandtheilen des Erzes, und

sich daher mit diesem verbindet. Man hat dann nur nöthig, beide Metalle wieder von einander zu trennen, was ebenfalls durch die Hitze geschieht. Der hohe Preis des Quecksilbers aber macht, dass diese Methode nur bei armen Erzen angewendet wird.

---

Einer der besuchtesten Orte in der nächsten Umgebung der Hauptstadt Mexico ist *Tacubaya*, wo der Erzbischof ein Landhaus und einen Garten hat. Ein Restaurant, bei dem einigermassen französisch gekocht wird, zieht auch die Fremden dahin. Längs der die Hauptstadt versorgenden Wasserleitung führt ein Spazierweg eine Legua weit nach *Chapultepec (Chapultepetl)*, einem Schlosse der ehemaligen spanischen Vicekönige. Es liegt auf einer beträchtlichen, freistehenden Anhöhe, welche die herrlichsten Aussichten auf das Thal von Mexico darbietet, ist aber gegenwärtig in einem sehr schlechten Zustande und dient theilweise als Gefängniss. Auch die berühmte Kirche zur *Santa Maria de Guadalupe* wird stark, hauptsächlich von Wallfahrern besucht. Die dahin führende, eine Legua lange Strasse, ist eine der bestunterhaltenen in der Umgebung der Hauptstadt. Die Kirche entspricht aber, was schöne Bauart und innere Verzierung betrifft, keinesweges ihrem ausserordentlichen Rufe und den Erwartungen, die man sich von einer der Schutzpatroninn des Landes geweihten Kirche zu machen berechtigt glaubt.

Nahe bei der nach *Guadalupe* führenden *Garita* (dem Stadtthore) sieht man zahlreiches Grundgemäuer von Wohngebäuden der alten Mexicaner. Die Menge dieser s. g. *Tortas* und der kleine Raum, den jede einzelne *Torta* einnimmt, machen es wahrscheinlich, dass dieser Stadttheil vom gemeinen Volke bewohnt war. Indessen ist diess der einzige Ort, wo der Alterthumsforscher noch einige Ausbeute zu machen hoffen darf.

Einer der merkwürdigsten Spaziergänge ist für jeden Freund historischer Erinnerungen die durch *Cortez* Rückzug in der »traurigen Nacht« (*noche triste*) so berühmt gewordene Strasse. Auf dem nach *Tacuba* führenden Damme angegriffen, musste er bis nach diesem Städtchen zurückweichen, wo es ihm gelang, den einer gänzlichen Vernichtung entgangenen Rest seines kleinen Heeres zu sammeln und seine Freunde, den unerschrocknen *Alvarado* und die treue *Marina*, wieder zu finden. Man zeigt bei Tacuba einen Baum, unter welchem der Eroberer, voll Betrübniss über das Schicksal seiner dem barbarischen Cultus der Mexicaner geopferten unglücklichen Gefährten, die übrigen Stunden dieser schreckenvollen Nacht zugebracht haben soll. Dieser ungeheure Baum, welcher 11 bis 12 Meter Umfang hat, steht zwischen der Kirche und den Trümmern des Hügels, welcher, wie das Denkmahl von *Cholula*, aus sonnengetrockneten Ziegeln errichtet war und auf dessen Gipfel der ehemalige

Tempel (*Teocalli*) dieser Stadt sich erhob. Man findet hier Scherben von Gefässen (*terra cotta*), auf welchen man noch Farben unterscheidet, wie auch Bruchstücke von Obsidian. Der Cortezbaum in Tacuba wird übrigens an Grösse von andern Bäumen dieser Gegend übertroffen. Einer im Garten von *Chapultepec* hat 13 bis 14 Meter Umfang, ein anderer auf dem Kirchhofe von *Apopotla* 17 bis 18 Meter. Diese Bäume sind eine Gattung Cypressen.

Eine Legua von Tacuba gelangt man, in derselben Richtung von der Hauptstadt fortgehend, zur Kirche der *Madona de los Remedios* (Maria-Hilf), welche nächst der von Guadalupe das meiste Ansehen geniesst und wohin gleichfalls grosse Wallfahrten gemacht werden. Der Besuch dieses berühmten Ortes war für den Verf. um so merkwürdiger, als er ihm zur Kenntniss eines pyramidalen Denkmahls verhalf, welches durch seine Nähe bei der Hauptstadt auf Vermuthungen über das Alter dieser Bauwerke führt. Als er den Sakristaner der Kirche fragte, ob er mexicanische Alterthümer besitze, wies ihn dieser nach einem Berge bei Remedios, *Cerro de Montezuma* genannt, auf welchem sich die Grundmauern eines Palastes dieses letzten mexicanischen Kaisers befinden sollten. Obschon geneigt, diess für ein Mährchen zu halten, da er nie von einer solchen Ruine so nahe bei Mexico hatte reden hören, so eilte er doch,

sich von der Sache zu überzeugen und machte sich mit zwei indischen Führern auf den Weg. Nach einer halben Stunde kam er am Fusse des Berges an, welcher sich schon von weitem durch seine regelmässige Gestalt als ein alterthümliches Denkmahl zu erkennen gab. Ein kleiner Fluss musste vorher überschritten werden. Die Trümmer von Steinen, Obsidian und Gefässen auf dem Wege hinauf setzten es ausser Zweifel, dass man hier auf klassischem Boden der alten Mexicaner gehe. Die Pyramide kann 80 bis 100 Meter hoch seyn und unterscheidet sich von den andern bisher bekannten mexicanischen Bauarten dieser Art dadurch, dass die Oberfläche stufenartige, etwa einen Meter hohe Abtheilungen hat, während die andern Pyramiden meist nur aus drei oder vier Abtheilungen oder Terrassen bestehen. Sie schien ehemals durchaus mit Steinen überkleidet gewesen zu seyn. Das Hinaufsteigen war sehr schwierig, sowohl wegen der losen Steine, als der vielen stacheligen Cactuspflanzen, die überall wucherten. Etwa in zwei Dritteln der Höhe fand der Verf. beträchtliche Steintrümmer einer Art von Castell und darunter einen flachen Stein von 2 Meter Höhe, auf dem in einem Umfange von beinahe einem Meter höchst regelmässige Verzierungen eingegraben waren. Sie stellten eine Art von Schild, ein fünfarmiges Kreuz mit zwei Ringen in der Mitte und zwei Streifen an den Rändern dar, welche

theilweise von den Armen des Kreuzes bedeckt wurden, deren jeder aus zwei Theilen bestand und mit acht kleinen Ringen verziert war. Es schienen auch unterirdische Gänge vorhanden zu seyn; in eine Oeffnung konnte man mit einer drei Meter langen Stange eindringen. Nachgrabungen würden ohne Zweifel zur Entdeckung ähnlicher Galerien führen, wie die im Monument von *Xochicalco* und in einer Pyramide bei *San Juan de Taotihuacan*. Der Gipfel war ein ziemlich grosses Plateau, viereckig wie die ganze Pyramide überhaupt, und gewährte eine Aussicht, welche der Verf. für die reizendste in der ganzen Umgebung von Mexico erklärt. Zwar findet man auf diesem Plateau ebenfalls eine Menge Scherben von Gefässen, aber kein Mauerwerk von einem Gebäude. Dennoch ist es wahrscheinlich, dass ein Teocalli hier gestanden habe, welchen aber der Fanatismus der Eroberer wie so vieles Andere, was an den Cultus der Mexicaner erinnern konnte, zerstört hat.

Das Denkmahl war, trotz seiner Nähe bei der Hauptstadt und bei einem so häufig besuchten Wallfahrtsorte, den Mexicanern bisher völlig unbekannt geblieben. Aber das Unbegreifliche dieser Erscheinung erklärt sich eben so sehr durch die stumpfsinnige Gleichgiltigkeit der Einwohner gegen Alles, was nicht in den Kreis ihrer täglichen Gewohnheiten gehört, als durch die Aengstlichkeit, mit welcher die Indier solche Dinge, welche sich auf

ihre alte Geschichte beziehen, zu verbergen oder wenigstens nicht allgemein bekannt werden zu lassen suchen. Der Eigenthümer der Hacienda am Fusse des Berges, der kurz vor des Verf. Ankunft gestorben war, hatte Niemanden erlaubt, hinauf zu steigen und die abergläubischen Indier waren überzeugt, dass er den Eingang zu den unterirdischen Gemächern, welche ihrer Meinung nach grosse Schätze enthalten, gekannt habe.

---

Der Verf. widmet ein ganzes Kapitel weitläuftiger Betrachtungen über das Alter und den Ursprung der *mexicanischen Pyramiden* und über ihre grosse Verschiedenheit von den *ägyptischen*. Die Aehnlichkeit, welche sie in andern Beziehungen mit den Letztern haben, hat bekanntlich mehre Schriftsteller zu glauben veranlasst, dass in uralter Zeit Verbindungen zwischen den Reichen des Montezuma und der Pharaonen Statt gefunden haben und dass die mexicanischen Bauwerke aus jener Zeit herrühren. Diese Voraussetzung scheint noch durch andere Beobachtungen unterstützt zu werden.

Man hat bei den Mexicanern Kenntnisse gefunden, die den übrigen Völkern Amerikas abgehen und eine gewisse Uebereinstimmung mit denen der alten Aegypter verrathen, wie z. B. ein Kalender, eine Mythologie, eine Art von Hieroglyphen und selbst Schreibpapier aus Pflanzenbestand-

theilen. Noch heutiges Tages findet sich eine auffallende Aehnlichkeit in den Baustoffen und der Form der mexicanischen Wohnhäuser, zwischen der Hauptstadt und der Atlantischen Küste, mit denen des gegenwärtigen Aegyptens. Ausserdem war der asiatische Typus des mexicanischen Indiers vor der Eroberung nicht so hervorstechend wie der des nordamerikanischen Indiers, dessen rein asiatische Abstammung jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegt. Im Allgemeinen stimmt der Körperbau beider Indier-Rassen wohl überein; aber die Züge des mexicanischen Indiers sind weniger charakteristisch und der kleinere Wuchs scheint in Verbindung damit eher auf eine Rassenverschmelzung, als auf den Einfluss des südlichern Klimas hinzudeuten. Auch in geistiger Hinsicht finden mehre Verschiedenheiten zwischen den mexicanischen und den nordamerikanischen Indiern Statt.

Mehre alte Ueberlieferungen und selbst Handschriften, welche die mexicanische Civilisation bis zu den Zeiten der Eroberung bewahrt hatte, zeugen sämmtlich für einen *asiatischen* Ursprung der verschiedenen Völker, welche von den *Tulteken* bis zu den *Azteken*, d. h. vom siebenten bis zum zwölften Jahrhunderte, diese Gegenden in Besitz gehabt haben. Für Beziehungen auf den Norden von *Afrika* sprechen, in Ermangelung anderer bestimmterer Daten, bloss die mexicanischen Alter-

thümer und hauptsächlich die Pyramiden. Aber wenn man auch eine Verbindung mit Afrika oder selbst mit den Phöniciern in früherer Zeit, die etwa durch die Passatwinde vermittelt worden seyn könnte, zugiebt: so lehrt doch eine genaue Untersuchung der mexicanischen Pyramiden, dass sie ihren Ursprung den zuletzt eingewanderten asiatischen Völkern, aber nicht einem solchen, welches die wundervollen Bauwerke an den Ufern des Nil aufführte, zu verdanken haben.

Die mexicanischen Pyramiden unterscheiden sich zuvörderst durch die *Materialien*, aus denen sie bestehen, wesentlich von den ägyptischen und selbst von jenen ganz aus gehauenen Steinen aufgeführten Gebäuden, die man an der atlantischen Seite, in *Palenque*, *Yucatan* und *Guatemala* findet, wo sich allerdings bestimmtere Spuren eines afrikanischen Volkes oder wenigstens einer Nation, die es in der Baukunst viel weiter gebracht hatte, nachweisen lassen. Die mexicanischen bestehen entweder aus an der Sonne getrockneten Ziegeln oder aus Kies und Letten, mit einer Ueberkleidung von Steinen, oder man hat auch einem natürlichen Hügel durch Abgraben oder Anfügen eine pyramidalische Form gegeben und ihn hernach mit Steinplatten überzogen.

Auch die *Form* unterscheidet die mexicanischen von den ägyptischen, von welchen Letztern nur eine einzige, die von *Sakkarah*, Absätze oder

Terrassen hat. Die mexicanischen bestehen meistens aus drei oder vier wagrechten Stockwerken (Etagen), oder diese laufen, wie bei der Pyramide von *Xochicalco*, auch in schiefer Richtung und sind zahlreicher. Die von Remedios hat eine solche Menge von stufenförmigen Absätzen, dass sie einer riesenmässigen Treppe gleichen. Aber ein ganz besonderes Unterscheidungszeichen der mexicanischen Pyramiden besteht darin, dass sie sämmtlich abgestumpft sind, oder einen wagrecht abgeplatteten Gipfel haben, auf welchem sich ein Tempel oder ein Opferaltar befand. Nur die Pyramide von *Tepatitlan*, im westlichen Theile des Landes, macht eine Ausnahme, indem ihr Gipfel aus einer kuppelförmigen Erhöhung besteht, aber von so beträchtlicher Ausdehnung, dass man hier ebenfalls einen Tempel voraussetzen darf. Die Bestimmung der mexicanischen Pyramiden scheint daher durchaus eine religiöse, sich auf den *Götterdienst* beziehende, gewesen zu seyn, während die ägyptischen grossartige *Grabstätten* waren.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, dass die Erbauer der mexicanischen Denkmähler kein den alten Aegyptern ähnliches oder verwandtes Volk gewesen seyn können. Man ist vielmehr genöthigt, sie den asiatischen Nationen zuzuschreiben, deren Andenken die Ueberlieferung aufbewahrt hat. Dieser zufolge bestanden die Denkmähler, wenigstens die von *Teotihuacan*, *Cholula*

und *Papantla*, schon im zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, wo die *Azteken* einwanderten, welche ihre Erbauung den *Tulteken* zuschrieben. Wie schwierig auch bei einer so im Dunkel liegenden Frage die Bestimmung der Epochen seyn mag, so scheint diess doch wenigstens theilweise nicht unmöglich zu seyn.

Die mexicanischen Pyramiden und Bauwerke lassen sich in drei Abtheilungen bringen. Die erste umfasst die an der atlantischen Seite, jene aus Quadersteinen mit einer gewissen architektonischen Vollendung aufgeführten Gebäude von *Palenque* u. a., worunter der Verf. auch die Pyramide von *Papantla* rechnen zu dürfen glaubt, sowohl wegen ihrer Lage im Staate Veracruz, als auch weil sie ebenfalls aus gehauenen Steinen errichtet ist. Zur zweiten Klasse gehören die aus sonnengetrockneten Ziegeln gebauten Pyramiden, wie die von *Cholula*, und zur dritten, die aus Letten und Kies aufgeführten oder bloss einfach aus einem natürlichen Hügel bearbeiteten Bauwerke, wie die von *San Juan de Teotihuacan*, von *Tepatitlan*, *Xochicalco* und *Remedios*. — Noch ist zu bemerken, dass, mit Ausnahme der von *Papantla*, an der atlantischen Seite, und der von *Tepatitlan*, in der Nähe des Stillen Meeres, alle bekannten mexicanischen Pyramiden nicht über 20 Leguas von der Hauptstadt entfernt sind.

Die Wohnhäuser und andere Gebäude, mel-

che sich zwischen der Atlantischen Küste und der Hauptstadt befinden, haben alle etwas Orientalisches. Sie sind wie in Aegypten aus an der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut, und auch der Baustyl, namentlich die flachen Dächer, erinnern an das Nilthal. Dagegen stehen die Bauwerke im westlichen Theile des Landes, zwischen der Hauptstadt und dem Stillen Meere, wo die *Azteken* bei ihrer Einwanderung aus Californien sich wahrscheinlich zuerst niederliessen, auf der niedrigsten Stufe der Kunst. Hauptsächlich sind die Hütten der Indier entweder nur aus zusammengehäuften rohen Steinen, oder aus Letten aufgeführt und haben eine Art von Giebeldach. Der Verf. glaubt, dass die *Tulteken* oder was immer für eine asiatische Nation, die zuerst von Norden oder Nordwesten her ins Land kam, im östlichen oder atlantischen Theile desselben ein ursprünglich aus *Afrika* gekommenes Volk angetroffen, sich mit diesem vermischt und dessen Sitten und Gebräuche angenommen habe. Als später die *Azteken* einwanderten, erbten sie ebenfalls von den Tulteken, was diese vorgefunden hatten, und so erhielt sich der afrikanische Baustyl bis auf unsere Tage.

---

Der Verf. verliess *Mexico* am 24. Juli, um sich nach der Westküste zu begeben, wo er sich im Hafen von *Mazatlan* nach den Sandwich-Inseln

und China einzuschiffen gedachte. Die Nachricht, dass ein Schiff dort bereit liege, traf in Mexico nicht eher als mit dem Anfange der Regenzeit ein, und es war bei der bevorstehenden langen und beschwerlichen Landreise von 300 Leguas keine Zeit zu verlieren. Das Reisen ist fast überall in den mexicanischen Staaten höchst kostspielig. Man muss Pferde und Maulthiere mit ihren Packsätteln (*Aparejos*) entweder kaufen oder sie, wenigstens die Lastthiere, von den *Arrieros* miethen. Letzteres kommt bei einer weiten Reise noch theurer zu stehen, ist aber für den Fremden sicherer. Nur muss der Vertrag mit dem Arriero nicht auf die einzelnen Tagreisen, sondern für die ganze Länge des Weges geschlossen werden. Der Verf., der bedeutendes Gepäck bei sich hatte, obschon ein Theil seiner Sammlungen bereits unmittelbar nach Europa abgegangen war, machte die Reise mit gekauften Lastthieren. Ausserdem hatte er zwei eingeborne Diener (*Mozos*) und ein Schutzgeleite von Dragonern, welche er durch die Güte des Präsidenten Bustamente erhielt.

Die erste Tagreise ging nur sieben Leguas weit, bis *Guatitlan*, wo er mit grosser Mühe ein Unterkommen fand, da alle *Mezones* (Gasthöfe) stark besetzt waren. »Der Reisende findet« — erzählt er — »auf den Heerstrassen Mexicos kein anderes Nachtlager als diese *Mezones*, wo er aber auf nichts weiter rechnen darf, als auf schmutzige Gemächer

ohne Fenster und Einrichtung, höchstens mit einem Tische und ein paar rohen hölzernen Bänken versehen. Alle diese Gemächer befinden sich im Erdgeschoss und umgeben den ersten Hof, auf welchen auch die Thüren gehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertreten. Rings um den zweiten Hof, der einen Brunnen hat, liegen die Ställe, welche meistens hinlänglichen Raum für etwa hundert Thiere haben. Zu erhalten ist nichts als Futter. Essen und Trinken findet der Reisende nur in einer *Posada* (Wirthshaus), welche gewöhnlich nicht weit entfernt und je nach der Frequenz der Strasse gut oder schlecht versehen ist.

Ueber *Huehuetoca*, wo der Verf. den Entwässerungskanal (*Desague*) besuchte, gelangte er nach *Tula*. Der so berühmte, von den Spaniern zum Behuf der Entwässerung des Thales von Mexico gegrabene Kanal ist zwar ein Riesenwerk, aber keineswegs mit unsern europäischen, plan- und kunstmässig ausgeführten Arbeiten dieser Art zu vergleichen. Es ist nichts weiter als eine ausserordentlich breite und tiefe Bergschlucht, ungefähr so, als ob ein Fluss sie von selbst durchbrochen hätte. *Tula*, der ehemalige Hauptsitz der *Tultecken*, des ältesten bekannten Volkes in Mexico, ist eine kleine, hübsch gelegene Stadt, welche trotz den vielen sie umgebenden Cactus ein europäisches Ansehen hat. Man geniesst hier einer reizenden Fernsicht, namentlich auf die mit Schnee bedeck-

ten Gipfel des *Popocatepetl* und des *Istaccihuatl*. Der Verf. kam an verschiedenen Maiereien (*haciendas*) vorüber. Diese sind sämmtlich mit Mauern umschlossen, aus grossen, ohne Mörtel über einander gelegten Steinen bestehend. Innerhalb derselben befinden sich die Wohn- und Wirthschaftsgebäude des Eigenthümers nebst einigen elenden Indierhütten. Die Ebene hinter *San Juan del Rio* war gut angebaut und mit Mais- und Gerstenfeldern bedeckt. Die Pflüge sind von der einfachsten Art und werden von Ochsen gezogen, die mit dem Kopfe angeschirrt sind und die der Pflüger bloss mit langen, wie Lanzen zugespitzten Stäben lenkt und treibt. Der Boden ist schwarz und höchst fruchtbar. Die Bewässerung geschieht mittelst zahlreicher kleiner Kanäle, welche man zur Regenzeit, im Juli und August, austreten lässt. Man merkt die Nachbarschaft grösserer Städte an den Zügen von *Arrieros* mit Hunderten von Maulthieren, welche die Erzeugnisse der südlichen Provinzen, namentlich Zucker und Tabak, dahin bringen. Von einer Anhöhe herab erblickt man in einer Entfernung von zwei oder drei Leguas die Stadt *Queretaro* (*Keretaro*), in einer reizenden Ebene zwischen Bergen gelegen, von welchen eine schöne, auf sehr hohen Bogen ruhende Wasserleitung nach der Stadt hinabgeht. Die Cypressen- und die Cactus-Hecken, welche diese nach allen Seiten umgeben, verleihen ihr ein sehr malerisches Ansehen.

und erinnern in Verbindung mit den zahlreichen öffentlichen Fliessbrunnen einigermassen an die Türkei. Auch sind wie dort religiöser Fanatismus und Fremdenhass Hauptzüge im Charakter der Einwohner. Die Stadt hat eine Bevölkerung von etwa 20000 Seelen, ist sehr belebt und treibt starken Handel. Man verfertigt hier unter Anderm verschiedene Dinge aus Maguey-Fasern, z. B. Packsättel, Stricke und Decken. Die Hauptkirche, am Grossen Platze, ist reich verziert. Einfacher ist die der Franziskaner, hat aber einen mit den herrlichsten Cypressen bepflanzten Hof. Die zahlreichen Fliessbrunnen, welche die Stadt verschönern, verdanken sie einem Vicekönige unter *Ferdinand VI.*, von 1746 bis 1759.

In *Celaya*, 12 Leguas von Queretaro, im Staate Guanaxuato, liess der Verf., um kleine Münze zu bekommen, da die mitgebrachten *Clacos* (Sous) aus Mexico hier nicht mehr gelten, einen *Peso* wechseln. Er erhielt dafür *kleine Stückchen Seife*, die hier das einzige Tauschmittel bilden. Ein solches Stückchen ist 78 Millimeter (etwa 3 Wiener Zoll) lang, 13 hoch und 36 breit, und wiegt $\frac{1}{2}$ Hektogramme ($2\frac{3}{4}$ Loth). Auf der einen Seite steht der Name *Galvan*, auf der andern die Ziffer 2, d. h. 2 *Clacos* (etwa 17 franz. Cent. oder 4 kr. C. M.). *Celaya* ist eine hübsche Stadt von 10- bis 11000 Einwohnern. Die Künste wurden sonst hier mehr gepflegt, als anderwärts in Mexico, wie

viele gute Gemälde bezeugen, die man in den hiesigen Klöstern sehen kann. In den letzten Jahren sind, nach der Angabe des *Don Lucas Alaman*, Baumwoll-Spinnereien errichtet worden. Was aber die Umgebung der Stadt besonders auszeichnet, das ist die hohe Stufe, auf welcher hier der Landbau steht. Man zieht jetzt Oelbäume und Weinstöcke, zwei Gewächse, deren Anbau unter der spanischen Regierung, wie in allen ihren Colonien, verboten war. Die Oliven sind so gross wie die von Valencia; aber der Weinstock gedeiht wahrhaft zum Erstaunen. Man findet nicht selten an einer Rebe 40 bis 50 Trauben. Die Beeren sind schwarz und geben einen trefflichen süssen Wein. Auch die Getraideärndten fallen sehr reichlich aus. Ueberhaupt ist die Gegend von Queretaro bis Lagos die fruchtbarste und ergiebigste der ganzen Republik und das Klima sehr gesund.

Etwa 5 Leguas vor *Guanaxuato* beginnt bei der Hacienda Burras eine der trefflichsten und breitesten Chausseen, welche auf Kosten einer englischen Bergwerks-Compagnie gebaut worden ist, aber bald wieder aufhört; denn bei *Marfil*, eine Legua vor Guanaxuato, betritt man eine Bergschlucht mit einem Bache, den man mehr als zwanzig Mal übersetzen muss, und gelangt endlich auf diesem abscheulichen Wege allmählich bergauf nach Guanaxuato. Kaum eine andere Stadt dürfte so unregelmässig gebaut seyn wie diese. Die

Strassen sind schmal und krumm, und die meisten Häuser haben, da sie am Abhange des Berges gebaut sind, auf der einen Seite mehr Stockwerke als auf der andern. Die Kirchen und andern öffentlichen Gebäude sind von keiner Wichtigkeit. Nur die *Granaditos* (Getraide-Magazine) sind theils um ihrer Bauart und ihrer rothen Uebertünchung, theils um der historischen Erinnerungen willen merkwürdig. Hier wurden zur Zeit der ersten Empörung, am 24. Nov. 1810, mehr als 200 gefangene Spanier vom Pöbel niedergemetzelt. Uebrigens würde ein grösserer Aufwand auf öffentliche Gebäude ziemlich unnütz seyn, denn die Stadt ist zur Regenzeit grossen Beschädigungen durch die den Berg hinabstürzenden Fluthen preisgegeben. Die Bevölkerung beträgt 28000 Seelen, wozu noch an 18000 Bergleute in den benachbarten Silbergruben kommen. Die Stadt ist der Hauptort des gleichnamigen Departements, des volkreichsten der ganzen Republik, indem hier 1200 Menschen auf die Geviert-Legua kommen. Sie war während des ersten Krieges der Schauplatz mehrer heftigen Kämpfe, da die reichen Bergwerke die Habsucht der verschiedenen Partheien in steter Aufregung hielten. Unter den öffentlichen Anstalten ist die *Münze* gegenwärtig durch die Bemühungen des General *Don Luis Cortazar* die am besten eingerichtete in ganz Mexico. Es werden jährlich 2½ bis 3 Millionen Pesos geprägt. Auch verdankt man diesem

thätigen Verwaltungsbeamten die Errichtung der *Bergbau-Schule.*

Der Verf. besuchte die berühmten *Bergwerke* von Guanaxuato, welche ebenfalls von einer englischen Gesellschaft bearbeitet werden. Nur vier Engländer sind als Oberbeamte angestellt. Die Unterbeamten und Aufseher sind, so wie alle Arbeiter, sämmtlich Mexicaner, welche mehr ihren Vortheil, als den der Compagnie im Auge haben, so dass der Gewinn für diese weit geringer ist, als bei den Minen von *Real del Monte.*

Am 3. Aug. setzte der Verf. seine Reise fort und kam über *Silao* nach *Leon*, in dessen flacher und fruchtbarer Umgebung unter andern viel Chile-Pfeffer gebaut wird. Diese Stadt ist eine der betriebsamsten und wohlhabendsten der Republik, obschon sie wie Silao nicht mehr als 2- oder 3000 Einwohner zählt. Man findet hier namentlich viele Weber, welche *Rebosos* verfertigen, eine Art bunter Shawl's, die allgemein von den mexicanischen Frauen getragen werden und in welche selbst die halbnackten Indierinnen ihre Köpfe und Schultern hüllen, die Männer nachahmend, welche sich, in der Umgebung von Leon gleichfalls beinahe ohne andere Kleidung, selbst bei der grössten Hitze in ihre weiten *Serapes* einwickeln.

Die kleine Stadt *Lagos* hat ihren Namen von den Seen (*Lagos*), die sie umgeben. Die Gegend von Leon bis Lagos wird zuletzt unfruchtbar und

öde, und bleibt diess auch mehre Leguas über letztere Stadt hinaus, wo das Land bergig wird, mit Haidepflanzen bedeckt und von tiefen Schluchten durchschnitten ist. Man findet hier Ameisenhaufen von solcher Grösse, dass der Boden auf einen Umkreis von 1 bis 2 Klafter davon zu Grunde gerichtet wird.

In *San Juan de los Lagos*, 12 Leguas von der Stadt Lagos, in einer Bergschlucht zwischen unfruchtbaren Felsen gelegen, überrascht den Fremden der Anblick einer schönen Kirche mit einer Kuppel und zwei Thürmen. Sie führt die Inschrift *Basilica lateranensis* und ist als eine der grössten und schönsten Kirchen von ganz Mexico dieses Titels würdig. Die Stadt ist jetzt ziemlich verödet, scheint aber, nach den reich verzierten hübschen Häusern zu urtheilen, während der spanischen Herrschaft sehr wohlhabend gewesen zu seyn. Sie hatte besondere Privilegien, die sie auch noch gegenwärtig besitzt. Im Dezember wird ein grosser Jahrmarkt (*Feria*) gehalten, welcher acht Tage dauert und eine Menge Menschen herbeizieht, so dass die Stadt um diese Zeit einen höchst lebhaften und malerischen Anblick gewährt.

Die Gegend blieb über *San Juan* hinaus viele Leguas weit meist unfruchtbar und wenig angebaut. Als der Verf. am 6. Aug. die Hacienda *San Antonio* und das schlechte *Mezon*, wo er übernachtet hatte, verliess, war ein kleiner Fluss vom

Regen so angeschwollen, dass er nicht durchwatet werden konnte. Menschen und Gepäck mussten daher in einem schlechten, aus einem hohlen Baume bestehenden Kahne übergefahren werden, während man die Pferde und Maulthiere nebenher schwimmen liess. Die Arbeit und die Beschwerden, welche das Abladen und Einschiffen des Gepäcks, so wie am andern Ufer das Ausschiffen und Wiederaufpacken verursachten, waren unbeschreiblich, um so mehr, da beide Ufer nur aus Sumpf und Koth bestanden. »Welche Contraste in diesem Lande!« — ruft der Verf. aus — »hier prachtvolle Paläste, Kirchen von Quadersteinen erbaut, und ungeheure Wasserleitungen, und einige Leguas davon, auf einer Hauptstrasse, nicht einmal eine einfache hölzerne Brücke!«

Die Gegend wird jenseits des Flusses fruchtbarer und besser angebaut. Man sieht Tausende von Haasen, denen aber nie ein Jäger nachstellt. Die Hütten des Landvolks bestehen aus grossen vulkanischen Steinblöcken, die ohne Mörtel oder Moos zwischen den Fugen auf einander liegen, und sind mit Stroh gedeckt. Unweit *Tepatitlan* entdeckte der Verf. die oben erwähnte Pyramide, deren Bauart von den östlichern, bei Mexico, abweicht. Sie ist die einzige bekannte im westlichen Theile der Republik. Die Stadt Tepatitlan hat eine hübsche Lage auf einer kleinen Anhöhe. Der höchst fruchtbare Boden besteht aus einem rothen

Letten. Die Kirche und die auf der Anhöhe zerstreut gelegenen, aus demselben Letten gebauten, übrigen Häuser, mit Giebeldächern versehen und mit Schiefer oder Stroh gedeckt, gewähren durch ihr rothes Aeussere und den Abstich gegen das Grün umher einen heitern Anblick. Die ganze Landschaft verliert hier den orientalischen Charakter. Der Cactus- und noch mehr der Aloe-Pflanzen werden immer weniger. Auch tritt an die Stelle des *Pulque* die *Aguardiente* (Branntwein); die an Europa erinnernde Bauart der Häuser scheint zu beweisen, dass ein grosser Theil dieser Gegenden erst nach der Eroberung bevölkert worden ist. Alterthümer sind selten und die wenigen, welche man findet, sind mit Ausnahme der Pyramide von Tepatitlan nur rohe Bauwerke. Die Indier scheinen sich bei ihrer Einwanderung nur vorübergehend hier aufgehalten zu haben; erst weiter nördlich trifft man zahlreichere Spuren derselben an. Ihre Rasse hat sich hier zuerst mit den aus Afrika eingeführten Negern vermischt.

In *Guadalaxara* angelangt, erfuhr unser durch die vierzehntägige Landreise abgemattete Verfasser mit Vergnügen, dass das Schiff, welches ihn nach den Sandwich-Inseln bringen sollte, in Mazatlan noch nicht angekommen sei. Er konnte sich daher einige Zeit in dieser grossen und merkwürdigen Stadt aufhalten. »Der Theil des Landes,« — bemerkt er — »welchen ich von der Hauptstadt

bis hieher durchschnitten hatte, verspricht, wenn einst Ruhe und Ordnung hergestellt seyn werden, der Mittelpunkt der Bildung und Betriebsamkeit zu werden, deren Fortschritte, aller Hindernisse ungeachtet, schon jetzt bedeutend sind. Ein fast jungfräulicher, höchst fruchtbarer Boden, und gewerbfleissige Städte müssen fortwährend die Bevölkerung vermehren, welche schon jetzt sehr ansehnlich genannt werden kann, wenn man sie mit den andern Provinzen der Republik vergleicht, namentlich mit den südlich von der Hauptstadt gelegenen, wo zwar die Cultur des Zuckers, des Tabaks und der Cochenille einen weit grössern Nutzen bringen, das tropische Klima aber jenem Grade von Civilisation und Thätigkeit entgegen ist, welchen man nur in gemässigten Landstrichen antrifft.«

*Guadalaxara*, die vornehmste Stadt in diesem westlichen Theile und die zweite der Republik, verspricht einst der Haupt-Stapelplatz für den gesammten Verkehr der Küste des Stillen Meeres zu werden. Sie enthält 60- bis 80000 Einwohner, worunter nur wenig Fremde. Die Gebäude sind, obwohl mit Giebeldächern versehen, im Ganzen doch im maurischen Styl, wie in der Havaña, aufgeführt, die Hofräume mit Bogengängen (*Portales*) umgeben und mit Orangen oder andern Fruchtbäumen und Blumen geziert. Die Strassen sind schnurgerade angelegt und es giebt einige

schöne Plätze. Die *Portales*, welche in andern mexicanischen Städten nur den Hauptplatz einzufassen pflegen, erstrecken sich hier auch längs den Hauptstrassen und geben diesen, in Verbindung mit der stets herrschenden Regsamkeit, einen heitern Anblick. — Unter den öffentlichen Gebäuden sticht die neuerrichtete Kathedrale durch ihre Einfachheit vortheilhaft gegen die andern mexicanischen Kirchen ab, welche in der Regel mit Kostbarkeiten überladen sind. Das vom Erzbischof *Alcalde* (*par l'évêque Alcalde*) gestiftete Krankenhaus ist eine der merkwürdigsten Anstalten dieser Art. Es enthält 1000 Betten. Die Einkünfte beliefen sich ursprünglich auf die *jährliche* Summe (*une somme annuelle*) von einer *Million Pesos*. Seit der Revolution sind sie auf 24000 Pesos herabgekommen.

Die Schönen Künste werden in Guadalaxara nicht ohne Erfolg gepflegt. Es ist kürzlich eine *Akademie* für Zeichenkunst, Malerei, Baukunst und Bildhauerei errichtet worden. Aber was der Stadt besondern Glanz verleiht, ist die *Universität*, mit welcher ein Gymnasium, *Claustro* genannt, verbunden ist, welches aus den Doctoren der vier Facultäten besteht. Die Studenten tragen, wie in Mexico, einen schwarzen Leibrock mit rothen (in Mexico blauen) Aufschlägen, und auf der Brust mit einer Stickerei verziert, welche fast wie ein Ordensstern aussieht. So altväterisch wie diese Tracht ist auch der Geist, der auf den mexica-

nischen Universitäten herrscht. Die gebräuchlichen akademischen Titel, wie *Bachiller* (Baccalaureus), *Licenciado*, hört man häufig im gesellschaftlichen Umgange, doch ist man nicht so eitel darauf wie der Anglo-Amerikaner auf seinen *Doctor* oder *Professor*. Ueberhaupt ist der Mexicaner nicht so titelstolz wie sein nördlicher Nachbar; nur gebietet die dem Spanier angeborne Höflichkeit, die vor der Revolution gebräuchlich gewesenen *adeligen* Prädikate beizubehalten, ungeachtet diese gesetzlich abgeschafft sind. Er sagt daher immer noch: *el conde de Regla* (Graf Regla), *el conde de Penasco* u. s. w.

Die Geistlichkeit ist zahlreich und die kirchlichen Feierlichkeiten werden mit dem grössten Gepränge begangen. Jeden Sonn- und Feiertag finden öffentliche Prozessionen zu Ehren der Schutzheiligen der verschiedenen Kirchen Statt. Das Bildniss des Heiligen wird dann unter militärischer Musik, umgeben von der Geistlichkeit, den geistlichen Bruderschaften mit brennenden Wachskerzen, und von den Truppen begleitet, durch die Strassen der Stadt getragen. Letztere sind bei dieser Gelegenheit mit Shawls, seidenen Tüchern und andern Stoffen, Blumen und Laubwerk geschmückt, welche Letztern die Frauen an Schnüren befestigen, die von einem Fenster zum andern gehen. Die Damen sitzen in weisser Kleidung vor den Hausthüren, und das gemeine Volk drängt sich in seiner buntfarbigen Nationaltracht in den

Strassen, während alle Glocken der Kirchen läuten und aufsteigende Raketen in der Luft zerplatzen.

Die Sitten und Gebräuche sind fast dieselben wie in der Hauptstadt; doch wollte der Verf. bemerken, dass der Fremde hier besser aufgenommen werde als in irgend einem andern Orte der Republik. Auch die Tracht ist wenig von der in Mexico verschieden; doch tragen die Damen weder Mantillen noch überhaupt schwarze Kleidung, sondern lichte Farben werden vorgezogen. Man sieht sie, wie in der Havaña, Nachmittags an den Fenstern des Erdgeschosses, wo sie Besuche annehmen und sich mit vorübergehenden Bekannten unterhalten; oder sie ergehen sich des Abends unter den *Portales*. Diese *Portales* zeigen auch den Tag über viel Leben und Regsamkeit. Hier haben die Kauf- und Handelsleute ihre Gewölbe und Kramstellen, wo man die mannichfaltigsten Gegenstände beisammen antrifft. Neben der reichen *Merceria*, die alle Luxus-Artikel von Europa enthält, steht der Tisch der indischen Obsthändlerinn und Limonaden-Schenkerinn, welche mit derselben Hand, die so eben die Toilette ihres Säuglings gemacht hat, *Atolle* (ein aus Mais und Zucker bereitetes Getränk), Limonade und andere Erfrischungen kredenzt. Die Kaufläden haben, wie reich sie auch sortirt seien, keine Auslagen, welche etwa die Diebe in Versuchung führen könnten. Wie in der Hauptstadt werden alle Lä-

den und Gewölbe aus Furcht vor Diebstählen mit Sonnenuntergang geschlossen und nur die Wirthshäuser und Höklergewölbe bleiben bis neun Uhr offen. Dasselbe ist der Fall während der *Siesta*, von ein bis drei Uhr Nachmittags. Die *Portales* sind den ganzen Tag hindurch von *Leperos* besetzt, welche auf und ab gehend Gelegenheit suchen, irgend einen kleinen Handstreich auszuführen, während ihre liebenswürdigen Weiber und Töchter die Tische der öffentlichen Schreiber umlagern, die mit der Brille auf der Nase kalt und ernst die ihnen dictirten Liebesbriefchen abfassen, oder die Beileidsschreiben an unglückliche Anbeter, welche, trotz der Lauigkeit der hiesigen Gerichtspersonen, dumm genug gewesen, sich ins *Carcel* (Gefängniss) einsperren zu lassen. Erst am Abend zieht sich das Lumpengesindel zurück und die *Portales* werden nun der Sammelplatz der »Schönen Welt.«

Es giebt in Guadalaxara eine Menge Miethkutschen, die man auf einer Art von Boulevard beisammen findet, und ausserhalb der Stadt einen *Paseo*, eben so eine kleine *Alameda*, die aber wenig besucht zu werden scheint. Auch ein ziemlich geräumiges Theater ist hier, wo mehre Mitglieder der italiänischen Oper in Mexico jährlich zwei Monate Vorstellungen geben. Der Verf. wohnte dem Benefiz der Prima Donna, Signora *Albini*, der beliebtesten Sängerinn Mexicos bei. Die Art, wie

man ihr Talent würdigte, war für sie eben so schmeichelhaft als gewinnvoll. Man schmückte sie am Ende der Vorstellung (*Norma*) mit einer Lorbeerkrone, die ganz mit *Onzas* (Goldstücken von beiläufig 36 fl. C. M.) besetzt war.

Man lebt in Guadalaxara wohlfeiler als in jeder andern Stadt der Republik, und die Kost bietet, obschon nach der Landessitte, mehr Abwechslung als selbst in der Hauptstadt, da man hier nicht nur dieselben Produkte wie dort, sondern auch die Erzeugnisse der nicht weit entfernten *Tierra caliente* (des heissen Landes) haben kann. Eine Frucht ist vorzüglich geschätzt, die *Aguacate*, welche man in Suppen oder auch als Salat mit Granaten gemischt geniesst. Fische erhält man aus dem See *Chapala;* sie sind die besten, die man im Innern des Landes antrifft. Gefrornes ist selten; man kann es nur haben, wenn es hagelt die Hagelkörner werden dann sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. — Man bereitet in Guadalaxara besonders viel in Zucker eingemachte Früchte (*Dulces*), namentlich Quitten (*Membrillos*), Birnen (*Peras*), Aepfel (*Manzanas*) und Pfirsiche (*Duraznos*). Sie werden in hölzernen Schachteln in grosser Menge auch nach den andern Departements versendet. Hauptsächlich die Nonnen der zahlreichen Klöster beschäftigen sich mit diesem Zweige der Zuckerbäckerei. In dem Kloster *Santa Maria de Gracias* verfertigen die Nonnen auch eine Art Ess-

geschirr aus einer wohlriechenden Erde, welche man nach dem Orte, wo sie gegraben wird, *Tonola* nennt. Die Gefässe behalten viele Jahre lang den dieser Erde eigenthümlichen angenehmen Geruch.

Guadalaxara zeichnet sich nicht nur durch die Bereitung dieser Gegenstände der Gastronomie und des Luxus aus, sondern auch durch seine zahlreichen Manufakturen von *Rebosos* (groben Shawls) und andern Geweben, hauptsächlich aber durch Lederartikel, wie die *Botas vacqueras*, eine Art kurzer Stiefel, nach Umständen mit Stickereien, welche man auf der Reise als Fussbekleidung gebraucht. Ueberhaupt erschien diese Stadt unserm Verfasser als die gewerbfleissigste in ganz Mexico. Die verschiedenen Gewerbe sind, wie im Orient, jedes in besondern Strassen beisammen. Die arbeitende niedere Volksklasse ist aber auch hier, wie in den europäischen Fabrikstädten, die sittlich verdorbenste und übertrifft in dieser Hinsicht selbst die in der Hauptstadt.

Der Verf. verliess Guadalaxara am 22. Aug. und kam nach einer ungemein beschwerlichen Reise während der Regenzeit, deren Leiden ihm noch durch seine boshaften Diener vermehrt wurden, nach der nur wenige Leguas von der Küste des Stillen Meeres entfernten Stadt *Tepic*. Er hatte mehre Maulthiere auf der Reise verloren und die übrigen waren so erschöpft, dass es ihm unmöglich war, weiter zu gehen. Da auch das erwartete Schiff

noch nicht angekommen war, so verweilte er einige Wochen hier im Hause des Kaufmanns *Forbes*.

Tepic ist eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern und in gerader Linie nur 7 Leguas vom Hafen *San Blas* entfernt; die gewöhnliche Strasse aber beträgt der vielen Krümmungen wegen, die die Gebirge verursachen, 20 Leguas. Da in *San Blas* zur Regenzeit das Wechselfieber herrscht, so haben sich die über diesen Hafen ihre Waaren beziehenden Kaufleute in *Tepic* niedergelassen, welches höher liegt und sehr gesund ist, und diese Stadt ist daher der wichtigste Handelsplatz der Westküste geworden. Wenige Städte in Mexico zählen unter ihren Bewohnern so viel reiche Leute, ohne dass jedoch die Vermehrung der Glücksgüter einen besonders günstigen Einfluss auf höhere Gesittung bis jetzt geäussert hätte. Gleichwohl steht Tepic in dem Rufe eines angenehmen Aufenthalts und diesen verdankt sie den englischen Seefahrern, die sich von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise hier erholen und besonders von dem Hause *Barron* und *Forbes* gastfrei aufgenommen werden. Der reichste Mann in Tepic ist ein *Mestize*, ein gewesener Lieferant, welcher eine Million Pesos besitzt.

Der Verf. wohnte einem Maskenballe und andern Festlichkeiten bei, welche zu Ehren der mexicanischen Unabhängigkeitserklärung von der Stadt veranstaltet wurden. Man hatte, da ebendamals die Franzosen die Festung *San Juan de Ulua* be-

lagerten, auf einem öffentlichen Platze eine Nachbildung dieses Castells von Pappendeckel errichtet, und zugleich ein französisches Kriegsschiff dargestellt, Alles mit Raketen und anderm Feuerwerk angefüllt, welches jedoch, da ein Donnerwetter im Anzuge war, noch vor Einbruch der Nacht angezündet werden musste. Es versteht sich von selbst, dass das Castell den tapfersten Widerstand leistete und dass das Schiff in die Luft springen sollte. Aber das Feuer nahm eine verkehrte Richtung und die Raketen flogen auf die Zuschauer, welche voll Verwirrung nach allen Seiten davon liefen. Auf dem Maskenballe ging es ziemlich still zu. Die guten *Tepiquenos* spazierten wie Bildsäulen hin und her, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Die meisten waren als Türken und Schweizer maskirt. Nur zwei Masken, eine als Karl V., die andere als Indierinn, würden auch in einem europäischen Salon angenehm aufgefallen seyn. Die Tänze waren Walzer, Quadrillen und Contretänze. Die National-Tänze sind ganz in Vergessenheit gerathen, nur der *Xarabe* (Jarabe) wird noch vom gemeinen Volke getanzt. Uebrigens ging es sehr zwanglos zu. Die Zofe sass oft auf derselben Bank neben ihrer Gebieterinn.

Auf die Nachricht, dass das ersehnte Schiff in *Mazatlan* angekommen sei, verliess *Löwenstern* am 26. Sept., während die schlechte Jahreszeit noch anhielt, die Stadt *Tepic* und zwar mit ge-

mietheten Maulthieren. Jenseits *Santiago*, einer kleinen Stadt am *Rio Grande de Tololotlan* (auch *Rio de Santiago* genannt) von 5000 Einwohnern, welche von Baumwollen- und Maisbau leben, wurde die Gegend immer wilder. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt, in welchen sich reissende Thiere (*Pumas* und *Kuguare*) aufhalten. Auch Wölfe, Bären, wilde Katzen mit einer gefleckten Haut wie die Leoparden, Dachse (*Texones*), Gürtelthiere (*Armadillos*) und ungeheure wilde Schweine bevölkern diese Landstriche. Weiterhin kam man an den *Rio Grande de San Piedro*. Alle Flüsse sind hier, selbst der Rio de Santiago, während der trockenen Jahreszeit zu durchwaten; aber gegenwärtig konnten sie nicht ohne Kähne übersetzt werden, was natürlich grossen Aufenthalt verursachte. Eine Legua weiter erreichte der Verf. die Stadt *Rosa Morada*, von 3- bis 4000 Einwohnern. Sie liegt in einer ziemlich flachen Gegend und man findet hier, mitten in einer Wildniss, sehr fruchtbare Kleefelder nebst einigen Kaffeh- und Indigo-Pflanzungen. Die Citrone wächst wild und taugt nicht viel.

Der Verf. hatte sich beim Uebersetzen der Flüsse ein Fieber zugezogen und wollte sich in *Rosa Merida* einige Tage pflegen. Aber leider fand er die Stadt in der grössten Aufregung, da so eben die Nachricht eingelaufen war, dass *Mazatlan* vom General *Urrea* im Namen der Föderalisten mit

500 Mann Truppen besetzt worden, welche aus *Guaymas* in Californien gekommen waren, wo dieser General ein *Pronunciamento* (eine Revolution) zu Gunsten seiner Parthei veranlasst hatte. Es hiess sogar, er sei auf dem Marsche über Rosa Morada nach *Tepic*. Die Nachricht setzte die Einwohner, welche es mit der Central-Regierung hielten und für ihr Eigenthum fürchteten, natürlich in grossen Schrecken. Niemand wollte unsern Reisenden aufnehmen, und er musste sich glücklich schätzen, dass er endlich bei einem armen Schuhflicker, in einer halb offnen, dem Wind und Regen preisgegebnen Hütte ein Unterkommen fand.

Mit grosser Niedergeschlagenheit überblickte er seine Lage und es bangte ihm vor der Fortsetzung der Reise, um so mehr, da die Arrieros sich nur um ihre Maulthiere bekümmerten und der Mozo an alles Andere dachte, nur nicht an seinen Herrn. Der Schuhflicker suchte ihn zu beruhigen, indem er versicherte, dass der General *Urrea* ein »rechtschaffener Mann« (*Hombre de bien*) sei, welcher sich nur der Regierungskassen und des Vermögens seiner politischen Feinde bemächtigen, einen Reisenden aber ungehindert ziehen lassen würde. Der Verf. hatte, trotz dieser schönen Worte, hinlänglich Spanisch gelernt, um zu wissen, was die Worte *Hombre de bien* in Mexico zu bedeuten hatten, und er beschloss daher, seiner Krankheit ungeachtet, am folgenden Tage sich

wieder auf den Weg zu machen. Unglücklicherweise war der Fluss hinter der Stadt so angeschwollen, dass er nicht durchwatet werden konnte, und da auch keine Fahrzeuge zu bekommen waren, so musste der Reisende umkehren und abermals zwei Tage in der Hütte des Schusters zubringen, wo er dem Regen und einer erstickenden Sonnenhitze preisgegeben war. Das hunderttheilige Thermometer zeigte am 29. Sept. um 2 Uhr Nachmittags in der Sonne 50° (= 40° R.) und im Schatten 32° (= 28° R.).

Erst am 1. Oktober war das Wasser so gefallen, dass der Fluss passirt werden konnte. *Escuinapa*, etwa mit 2- oder 3000 E., war der erste bemerkenswerthe Ort, durch welchen der Verf. im Departement *Sinaloa* kam. Die Landschaft gewann jetzt ein anderes Ansehen. Bis hieher ging der Weg ohne Unterbrechung durch Sümpfe, Wiesenfluren (*Prairies*, *Savanen*) und Urwälder; überall der üppigste Pflanzenwuchs, der die Luft mit den mannichfaltigsten und stärksten Wohlgerüchen erfüllte. Hauptsächlich findet man die *Guaco*-Pflanze (*Micania Guaco* oder *Huaco*), die den durchdringendsten Geruch hat, in grösster Fülle. Diese Pflanze und ihre Wurzel sind das wirksamste bekannte Mittel gegen den Biss der giftigen Reptilien, von welchen diese Gegend wimmelt. Die Indier reiben den frischen Saft der Pflanze in die Wunde ein; am gewöhnlichsten aber bedient man

sich dazu der mit Branntwein destillirten Wurzel, während man zugleich einige Tropfen davon innerlich einnimmt. Der Verf. kannte eine Person, welche von einem Skorpion *(Alacran)* gebissen war und schon die gewöhnlichen Folgen. Schmerzen in allen Gliedern und Lähmung der Zunge, empfand, aber durch den Gebrauch des *Guaco* auf der Stelle geheilt wurde. Bekanntlich hat man diese Pflanze vor einigen Jahren als Heilmittel gegen die Cholera gerühmt und selbst nach Europa sind Sendungen davon für die Apotheken gemacht worden. Man hat in Mexico eine Volkssage, dass die erste Entdeckung der Heilkraft des *Guaco* durch einen Vogel vom Geschlechte der Weihen oder Hühnergeier *(Milan)* veranlasst worden sei. Ein Hirt sah dem Kampfe dieses Vogels mit einer Schlange zu und bemerkte, dass der Vogel, so oft er gebissen war, nach der Pflanze flog, davon etwas genoss und auch mittelst des Schnabels etwas in die Wunde steckte, hierauf aber den Kampf erneuerte, bis er die Schlange besiegt hatte. Die Guaco-Pflanze wächst nur in den tiefern heissen Gegenden (*Tierras calientes*), gerade da, wo es die meisten giftigen Thiere giebt.

Hinter *Escuinapa* wird das Land weniger wild, aber gebirgiger und mit Felsblöcken bedeckt. Auch die fliessenden Gewässer werden immer seltener und das wenige Wasser, das man findet, hat einen brakischen Geschmack. *Rosario* hat, 7 Leguas von

Escuinapa, eine hübsche Lage am Ufer eines Flusses, zwischen Bergen, und mag über 5000 Einwohner haben. Die Stadt ist gut gebaut und sieht reinlich aus. Es waren sonst hier beträchtliche Gold- und Silber-Bergwerke, die aber jetzt aufgegeben sind. Sogar der Strassenkies soll Erze enthalten. Rosario ist der Hauptplatz für den Handel zwischen Mazatlan und den Städten des Innern. Man findet daher viel wohlhabende und selbst sehr reiche Leute hier.

Der Verf. hörte mit Vergnügen, dass der General *Urrea* unweit von hier geschlagen worden sei und dass er nun ungehindert seine Reise fortsetzen konnte. Am 7. Okt. erblickte er den Hafen von *Mazatlan* und den Spiegel des Stillen Meeres. »Ich hatte jetzt« — schreibt er — »meine Reise vollendet und während der ungünstigsten Jahreszeit ein ganzes Festland durchschnitten. Gar Vieles hatte ich von Regen, Klima und Krankheit zu erdulden, aber mehr noch von der Schlechtigkeit der Einwohner. Was war das für ein Leben auf dieser Reise, wo ich ganz der Willkür von Menschen preisgegeben war, deren Hass gegen die Fremden ihrer Treulosigkeit nur als Vorwand diente. Und dennoch ist mir die Rückerinnerung an diesen Abschnitt meines Lebens eine der angenehmsten!«

Da die Abfahrt des Schiffes noch nicht Statt finden konnte, so musste der Verf. einige Zeit in

Mazatlan verweilen. Er bezog eine Wohnung der einfachsten Art bei einer armen mexicanischen Familie, wo er am Tage von Millionen Ameisen und des Nachts von andern Gästen gepeinigt wurde, während ihn eine dünne Wand vom Wohnzimmer seiner Wirthsleute trennte, das zugleich einigen Vierfüssern zum Aufenthalt diente.

*Mazatlan*, unter 22° nördlicher Breite, ist jetzt der wichtigste Handelshafen an der Nordwestküste von Amerika und hat die Stelle eingenommen, welche unter der spanischen Herrschaft *Acapulco* besass, wohin jährlich eine Gallione aus den Philippinen die Reichthümer des Orients brachte. Heut zu Tage hat Acapulco fast allen seinen Handel verloren; es betreibt nur noch Küstenfahrt und ist der Landungsplatz für den Cacao, welcher aus *Guayaquil* in Ecuador nach Mexico gebracht wird. Die Häfen *San Blas* und *Mazatlan* sind jetzt diejenigen, wo sich aller Handel, sowohl mit Europa als mit dem übrigen Amerika und mit China, concentrirt. Gleichwohl sind sie nichts weniger als von der Natur begünstigt, denn sie bieten den Schiffen während der Stürme der Regenzeit keine Sicherheit dar und haben noch überdiess das Unbequeme, dass die zahlreichen Flüsse an dieser Küste nur selten schiffbar sind. Die Rios de *Tololotlan*, de *San Pedro*, *d'Acaponita*, de la *Bayona* und de *Mazatlan* sind zwar von beträchtlicher Breite, können aber selbst beim grössten Wasser-

stande wegen ihrer seichten und höchst unebenen Betten nur von Kähnen befahren werden. Der Hauptvortheil *Mazatlans*, obwohl der Hafen kleiner und seichter ist als der von *San Blas*, besteht in seiner gesunden Lage, welcher den Kaufleuten gestattet, ununterbrochen hier zu wohnen, während die von San Blas den grössten Theil des Jahres in *Tepic* zubringen müssen.

Der Handel Mazatlans besteht vornehmlich in Waaren, die über *Valparaiso* nach Amerika kommen, in teutschen, englischen und französischen Fabrikaten. Auch werden aus Nord-Amerika und Frankreich Cigarren, Weine und Esswaaren eingeführt. Der Handel mit *Canton* ist eben so lebhaft als einträglich. Man bringt von dort Seidenwaaren, verschiedene elfenbeinerne Sachen und Thee, welcher an dieser ganzen Küste unter dem chinesischen Namen *Tscha* bekannt ist. Alle aus den hiesigen Häfen zurückkehrenden Schiffe nehmen als Rückfracht Silberstangen, Pesos und californische Färbehölzer mit.

Eine bemerkenswerthe aber wenig bekannte Thatsache ist, dass die englischen Kriegsschiffe in den westmexicanischen Häfen herrliche Geschäfte machen, indem sie sich hauptsächlich mit der Ueberbringung von Baarsummen befassen, welche die Kaufleute von *San Blas*, *Mazatlan* und *Guaymas* theils für Waaren, theils zum Behuf von Curs-speculationen nach *Chili* und *England* schicken.

Dieser Weg der Versendung ist natürlich viel sicherer als der Transport zu Lande nach Veracruz. Es kommt daher jährlich im Monat Januar ein englisches Kriegsschiff von der Station des Stillen Meeres nach der Westküste von Mexico, unter dem Vorwande den brittischen Handel zu beschützen, in Wahrheit aber, um im März mit der Kleinigkeit von 1,200000 bis 1,800000 Pesos in Baarem oder in Barren wieder abzureisen. Die Provision für diesen Transport beläuft sich auf etwa 2 Prozent, von welchem ein Drittel der Capitän des Schiffes, ein Drittel der Admiral der Station und ein Drittel das Seehospital in Greenwich erhält, so dass die christliche Liebe ausgleichen muss, was etwa zu viel Merkantilisches in diesem Verfahren liegen könnte. Die *Anglo-Amerikaner*, welche keine Gelegenheit sich einzumischen versäumen, wo es Geld zu verdienen (*money making*) giebt, haben sich mit ihrer Marine zu denselben Dienstleistungen, wenigstens bis *Valparaiso*, erboten, sind aber weder von den mexicanischen Kaufleuten der Küste, noch von ihren eignen Landsleuten dieser Ehre gewürdigt worden.

Am häufigsten sind die Verbindungen Mazatlans mit *San Blas* und vorzüglich mit *Californien*. Die Häfen *La Paz* und *Loretto* beziehen ihren Bedarf von hier. Die Häfen von Neu-Californien, wie *San Diego*, *San Francisco* und der wichtigste von allen, *Monterey*, verkehren sowohl mit *San*

*Blas* als mit *Mazatlan*, am meisten aber mit Letzterm, obwohl sie auch viele Bedürfnisse von den *Sandwich-Inseln* erhalten. Am lebhaftesten jedoch ist der Verkehr zwischen *Guaymas*, am Californischen Busen, und *Mazatlan*.

Ausser dieser Handelswichtigkeit, welche Mazatlan seit etwa sechzehn Jahren gewonnen hat, kann der Ort auch durch seine Umgebung später zu noch grösserer Bedeutsamkeit gelangen, wenn manche zur Ausfuhr geeignete Artikel in grösserm Massstabe gepflegt werden sollten. Darunter gehören namentlich der *Guaco* und der *Kautschuk-Baum*, hier *Igera* genannt. Den grössten Gewinn aber dürfte die *Perlenfischerei* versprechen, wenn sie sich über den ganzen Busen von Californien verbreitete. Man verwendet dazu in Mazatlan *Kanakas*, Eingeborne der Sandwich-Inseln, welche vortreffliche Taucher sind. Sie springen aus dem Kahne oder der Schaluppe ins Meer, bleiben hier eine halbe Minute und brechen die Austermuschel mit den Händen ab. Diese Muscheln sind sehr gross und haben etwa 18 Centimeter (beinahe 7 Wiener Zoll) im Durchmesser. Die Perlen sind von einem schönen Wasser, aber sehr ungleich, was allerdings ihren Werth im Vergleich mit den orientalischen vermindert. Zuweilen findet man sehr grosse und schöne Perlen von birnenförmiger Gestalt. Gewöhnlich bezahlt man den Tauchern 6 Realen für das Dutzend Austern. Die Muscheln

werden dem Unternehmer der Fischerei uneröffnet übergeben, welcher sie selbst untersucht.

*Mazatlan* hat ungeachtet seiner Handelswichtigkeit doch wahrscheinlich nicht mehr als 3000 Einwohner. Die vornehmsten Kaufleute sind Eingeborne, eigentlich Chinos, ausserdem Anglo-Amerikaner und Teutsche. Unter diesen verschiedenen Nationen herrscht übrigens der grösste Brodneid und unverkennbarer Hass, so dass sie einander das Leben, welches hier ohnediess langweilig genug ist, nur noch mehr verbittern. Die hiesigen Mexicaner sind der Auswurf des ganzen Volks, und kommen nur hieher, um sich, gleichviel auf welche Weise, zu bereichern. Die niedrigste Volksklasse sind eine Art *Leperos*, wie in der Hauptstadt. Der Hafen, wenn man anders eine Art Lagune zwischen der Stadt, einem Vorgebirge und einigen Klippen so nennen darf, ist fast allen Winden und Gefahren ausgesetzt, ohne dass die Hand des Menschen etwas gethan hätte, den natürlichen Unvollkommenheiten abzuhelfen. Er ist wenig geräumig und so seicht, dass Schiffe, die 4 bis 5 Meter tief gehen, nicht hineinfahren können. Der Hafen gewährt nur sieben Monate im Jahre, wo das Stille Meer wirklich diesen Namen verdient, hinlängliche Sicherheit, keineswegs aber zur Regenzeit, wo täglich auf einen ruhigen, von der erstickendsten Hitze begleiteten Morgen furchtbare Donnerwetter mit Stür-

men, Regengüssen und Hagel folgen. Vorzüglich gegen das Ende dieser Jahreszeit, um die Herbst-Nachtgleiche, entfaltet die Natur alle ihre Schrekken, bis sie sich in dem *Cordonazo*, dem letzten Orkane, welchem nichts widersteht, vollkommen erschöpft. Es tritt nunmehr wieder Ruhe ein; bloss ein mässiger Nordwest beginnt anhaltend zu wehen. Kein Schiff wagt sich in den Hafen während der Regenzeit, welche in der Regel von Anfang Juli bis gegen Anfang Oktober anhält. Wenn der Cordonazo nicht 14 Tage vor oder nach diesem Schluss-Termine eintritt, so pflegt er nach der Versicherung der Einwohner manches Jahr gänzlich auszubleiben. Der Verf. machte jedoch die Erfahrung, dass man sich auf diese Versicherung nicht verlassen könne. Er hatte bis zum 31. Okt., nachdem schon einige Wochen der Regen aufgehört, bereits sein Gepäck auf das Schiff gebracht, welches nach den Sandwich-Inseln abzugehen im Begriff war, als in der letzten Nacht der *Cordonazo* mit einer Wuth ausbrach, die selbst die Einheimischen noch nie erlebt zu haben behaupteten. Das Schiff ging zu Grunde und der Capitän verlor das Leben.

Der Verf. sagt nicht, auf welche andere Weise er seine Seereise fortgesetzt habe.

# IV.

# SKIZZEN AUS BADAKSCHAN.

Nach Wood*).

Vom 26. Dezember bis zum 30. Jänner 1837 wurden wir durch das rauhe Winterwetter in *Dscherm* (*Jerm*, dem grössten Ort in Badakschan mit dem Sitze des Gouverneurs, links am Kokscha, einem vom Hindukusch kommenden Nebenflusse

*) *A Personal Narrative of a Journey to the Source of the River Oxus, by the Route of the Indus, Kabul and Badakshan*, performed nuder the sanction of the *Supreme Government of India*, in the years 1836, 1837 and 1838, by Lieut. *John Wood*, of the East India Company's Navy. London, 1841. Mit einer Karte. — Eine vorläufige Nachricht von dieser Reise gab unser neunzehnter Jahrgang (1841), S. XCIX. u. ff.

des Oxus) festgehalten. Der Schnee hatte die guten Badakschaner völlig überrascht. Da sie keinen so frühzeitigen Winter erwartet hatten, so waren sie in der Anschaffung von Lebensmitteln und andern Vorräthen saumselig gewesen, und kaum hatte der Schnee den Boden bedeckt, als ein allgemeines Geschrei nach Viehfutter und Brennholz entstand. Wir wohnten bei *Hussein* (einem Tadschik), welcher uns zwar Anfangs mit einigem Misstrauen begegnete, aber bald unser warmer Freund und fast stetiger Gesellschafter wurde. Es ist in diesen Ländern Sitte, dass Verwandte, oft 6 bis 8 Familien, in dem nämlichen Dorfe beisammen leben. Eine Mauer umschliesst dann diese kleine Genossenschaft, wo jede Familie ihr besonderes Wohnhaus mit Stall und Vorrathshaus inne hat. Eine Anzahl solcher geschlossener Weiler bildet ein Kischlak oder Dorf. (Selbst *Dscherm* ist nichts weiter als ein grosses aus solchen zerstreuten Weilern bestehendes Kischlak von 1500 Einwohnern.) Husseins Wohnsitz bestand aus vier Häusern, deren eines seit dem Erdbeben 1832, wo die Bewohner umkamen, leer geblieben war und uns jetzt eingeräumt wurde. Die Bauart ist im ganzen Lande dieselbe. Die Häuser stehen am Abhange einer Anhöhe und einige Schritte von der Thüre ist meistens ein kleiner Bach, dessen Ufer von einigen verbutteten Walnuss-Bäumen beschattet werden, während

der anstossende freie Platz mit Maulbeer-Bäumen in regelmässigen Reihen bepflanzt ist. Unten im Thale, wo der Bach in ein grösseres Gewässer fällt, liegen die spärlichen Getraidefelder der kleinen Gemeinde. Gleich hinter dem Dorfe erheben sich die Gebirge, deren entfernte Gipfel den grössten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind..... Die Ställe und Vorrathsgebäude stehen gewöhnlich zwei Fuss tief im Erdboden, die Wohngemächer der Familie aber sind einen Fuss oder mehr über den Boden erhöht. Alle Gebäude haben flache Dächer. Der Rauch entweicht durch ein Loch im Dache, welches durch einen hölzernen Laden gegen Regen und Schnee geschlossen werden kann. Das ebenfalls hölzerne Dach ist dick mit Lehm überzogen und wird bei grössern Gemächern von vier starken Pfosten unterstützt, welche ein Viereck auf dem Fussboden bilden, der hier merklich tiefer ist, so dass ringsum vier Bänke entstehen, die, mit Stroh oder Filzdecken belegt, zum Sitzen und Schlafen dienen. Die Wände des Hauses sind beträchtlich dick und sowohl in- als auswendig mit Lehm überzogen. Wo der Abhang des Hügels steil ist, wird die Ringmauer weggelassen und die obern Häuser stehen so, dass man von den Dächern der untern hineingeht. In den Wänden sind Vertiefungen angebracht, welche allerlei Geräthschaften enthalten.

Die Sitte, dass nahe Verwandte so beisammen

wohnen, hat ihr Gutes und Nachtheiliges. Manches Ungemach des Armen wird durch die Unterstützung der Seinigen erleichtert. Das enge Beisammenseyn erzeugt Anhänglichkeit und Zuneigung, und wenn ein Todesfall eintritt, so finden die traurigen Hinterbliebenen wechselseitig Trost und Aufheiterung. Aber ein neues Ehepaar muss diese Vortheile oft theuer bezahlen und die Geduld der jungen Frau wird durch eine mürrische und zänkische Schwiegermutter auf harte Proben gesetzt. Die Vortheile sind indess überwiegend und die ganze Sitte wird überdiess durch die in diesem unfruchtbaren Gebirgslande herrschende Armuth nothwendig gemacht. So klein die Bevölkerung in manchem Thale ist, so ist sie doch zu gross für die beschränkte Ausdehnung ihres Getraidebodens. .....

Die häusliche Einrichtung dieser Leute ist so einfach wie bei andern Gebirgsbewohnern. Während wir in *Dscherm* verweilten, verheurathete sich ein Nachbar Husseins. Diess verschaffte uns Gelegenheit zu erfahren, mit wie wenig Kosten das Landvolk in dieser abgeschiedenen Gegend einen Haushalt beginnen kann. . . . (Der Verf. giebt hier ein Verzeichniss aller einzelnen Artikel mit ihren Preisen, welches wir weglassen. Die Summe beträgt 57¾ Rupien oder etwa eben so viel Gulden. Der theuerste Posten in dieser Rechnung ist die Frau = 25 Rupien. Ihr Brautstaat kostete

4½ R., der des Bräutigams 18¾ R., Küchen- und anderes Geräthe 1½ R.)- Die Wassergefässe sind von Tannenholz und die Mehlgefässe von Weidenholz; letztere sind rund und mit Reifen umgeben. Irdengeschirr ist selten; nur in einigen Familien findet man hübsche Porzellain-Gefässe. Das Brod wird auf einem heissen runden Steine gebacken. Auch die Lampen und die Formen zum Kugelgiessen sind von Stein. Zur Beleuchtung dient ausser den Lampen, welche fast wie ein Schuh aussehen, auch der Stängel einer Rohrgattung, *Luz* genannt, ungefähr ein Zoll im Umfang. Es wird ringsum mit zerstossenen Hanfkörnern umklebt und man findet ganze Bündel dieser Art in jedem Hause, wo sie oben an den Dachsparren aufgehängt sind. Wenn ein solcher brennender Rohrstängel ausgelöscht werden soll, so schält man die Rinde ringsum ab, und die Flamme erlischt, wenn sie bis zu dieser Stelle kommt, von selbst. Ich bemerkte in ganz Badakschan eine grosse Abneigung gegen das Ausblasen eines brennenden Lichtes.

Die Bergbewohner gehen stets bewaffnet, die Leute in den flachen Thälern aber selten. Gleichwohl ist in ganz Badakschan kein Haus, wo nicht einige verrostete alte Luntenflinten anzutreffen wären. In der Kleidung unterscheiden sich die Einwohner wenig von den Usbeken. Sie tragen dieselben spitzigen Mützen, und wenn ein Turban

dazu kommt, so ist er gewöhnlich von weisser Farbe. Zu der Zeit, als wir hier waren, trug fast jeder Mann dicke und bunte gestrickte Wollstrümpfe und warme wollne Mäntel. An kalten Tagen hatte mancher oft drei solche Mäntel über einander an. Die gewöhnliche Fussbekleidung sind eine Art Halbstiefeln aus Ziegenhaut und diese verfertigen sie sich meistens selbst. Anstatt des schweren Shawls um die Hüften binden sie ein Tuch um, und kein Eingeborner geht einen etwas längern Weg zu Fuss, ohne einen Stab in der Hand zu tragen.

Ehemals war *Badakschan* durch die Geselligkeit seiner Einwohner ausgezeichnet, und wir fanden noch Spuren dieser Tugend; leider sind jetzt nur wenige noch im Stande, gastfrei zu seyn. Seit der Unterjochung durch die Usbeken hat die Verarmung eine gewisse Selbstsucht hervorgebracht, welche man bei den freien Tadschiks nicht antrifft. Unter den sogenannten *Yaghis* (Rebellen) fanden wir stets eine herzlichere Aufnahme als bei ihren Landsleuten in den tiefern Thälern, wo der Druck der Usbeken Groll und Erbitterung erzeugt hat. Wenn jetzt der Fremde ein Dorf in Badakschan betritt, so sucht Jedermann ihn von sich abzuhalten und dem nächsten besten Nachbar zuzuschieben. Nach alter Sitte ist in jedem Dorfe ein *Mehman Chana*, und der Schulze oder Vorsteher (*Aksichail*, d. h. der Ael-

teste) ist verantwortlich für die gute Aufnahme des Gastes, welcher, wenn er mit der Regierung in Verbindung steht, nicht Ursache hat, sich über Mangel an Aufmerksamkeit zu beschweren. Der Arme aber erhält nichts weiter als ein Unterkommen und ist für Speise und Trank an das Mitleid der Bewohner angewiesen.

Der Winter ist in Badakschan die Zeit der Unthätigkeit. Die meisten Männer sind Feldbauern und verstehen nichts von jenen Handarbeiten, mit welchen sich das Landvolk anderer Länder in dieser Jahreszeit zu beschäftigen weiss. So lange der Erdboden mit Schnee bedeckt ist, machen sie sich mit ihren Hofräumen zu thun, ziehen kleine Gräben, dass das Wasser abfliessen kann, werfen dann und wann ihrem Vieh ein Büschel Stroh vor, oder reinigen die flachen Dächer vom frisch gefallnen Schnee. So bringen sie ihre Zeit hin und glauben wirklich, recht geschäftig zu seyn, während die einzigen wahrhaft thätigen Glieder der Familie die Frauen sind, welche theils *Zoghur* (Oelsamen) für die Lampen pressen, theils das Vieh in den Ställen beschicken, theils die Küche besorgen. Ist ein Weberstuhl vorhanden, so wird es noch lebhafter im Hause, denn ausser der Weberinn sind zwei oder drei andere Frauen oder Mädchen mit der Bereitung der Wolle und Spinnerei beschäftigt. Die Frauenspersonen sind von lichterer Farbe, sehen ziemlich gut aus und

tragen, mit Ausnahme der Reichen, keinen Schleier über dem Kopfe. Sie sind bescheiden, von gefälligen Manieren und gute Wirthschafterinnen. Wir wurden gegen das Ende unsers Aufenthalts mehr als alte Bekannte denn als Gäste betrachtet. *Hussein* empfing zuweilen Besuche sowohl von Männern als von Frauen, und diese unterliessen selten, auch mit uns einige freundliche Worte zu wechseln. Wir sassen dann gemächlich bei einem Kohlenfeuer und liessen uns die Neuigkeiten oder, wie sie es nannten, den *Gup*, des Tages erzählen. Sonderbar war es, dass man mich während der ganzen Zeit, die ich in diesen Gegenden zubrachte, für einen echten Muselmann hielt, obwohl Hunderte wussten, dass ich ein »*Firingi*« (Frank, Europäer) sei, worunter sie jedoch mehr nur einen Mann von höhern Einsichten und grösserer Geschicklichkeit verstehen. Dasselbe war auch mit ihren Vorstehern der Fall. Selbst ein heiliger Mann in Dscherm, aus Hindustan gebürtig, der es besser wissen musste, trug zur Vermehrung der Täuschung bei. Ich liess die Leute natürlich gern bei ihrem Glauben, da mein Verkehr mit ihnen dadurch wesentlich gefördert wurde.

Am letzten Tage des Jahres trat einiges Thauwetter ein, so dass der Schnee von den Dächern wegging. Verhungerte Rebhühner, durch die dunkele Farbe der Dächer angelockt, kamen jetzt schaarenweise, um Futter zu suchen. Sie waren

so entkräftet, dass wenn sie sich einmal niedergelassen hatten, sie erst nach einiger Ruhe auf eine kurze Strecke wieder auffliegen konnten. Alles in Dscherm machte nun Jagd auf die armen Vögel, und was den Männern entging, wurde die Beute der Hunde. Das Gemetzel war gross und viele Tage nachher dampften Rebhühner auf dem *Dusterchan* (Tischtuch) jeder Familie. Wir selbst lebten den grössten Theil unsers hiesigen Aufenthalts von diesen Vögeln. Das hiesige Rebhuhn ist das gemeine von Afghanistan; Rücken und Flügel sind braun, die Seiten schwarz gestreift, Füsse und Schnabel roth, und die Flügelspitzen kurz.

Am Neujahrstage 1838 besuchten wir *Ahmed Schah*, den *Pir* oder obersten Mullah von Dscherm, welcher zur Zeit der brittischen Gesandtschaft 1809 (unter *Elphinstone*) in Peschauer, aus Hindustan ausgewandert war. Er hatte grosse Reisen gemacht und sich lange in *China* aufgehalten, wohin er auf der Strasse von *Wachan* (Wakhan, längs dem obern Laufe des Oxus) gegangen und über *Kokan* zurückgekehrt war. Er schilderte die Beschwerlichkeiten des erstern Weges, die hauptsächlich durch die Höhe des *Pamir*, die Strenge des Klimas und die fast gänzliche Entblössung der Gegend von Einwohnern verursacht wurden, als sehr gross, sprach aber günstiger von der Rückreise. Der Pir war ein grosser, starker, hei-

ter aussehender, alter Mann, der aber viel jünger aussah, als er zu seyn behauptete. Er sagte, dass er sich, wie alle seine Standesgenossen, auf seinen Reisen überall mit Betteln durchgeholfen habe. Er war zu derselben Zeit in China, als der Bote des unglücklichen *Moorcroft* in *Yarkand* ankam, um für seinen Herrn die Erlaubniss zum Besuch dieser Stadt auszuwirken. Ein Mandarin von Ahmed Schahs Bekanntschaft sagte ihm bei dieser Gelegenheit, dass die Chinesen beschlossen hätten, Hrn. *Moorcroft* nicht herein zu lassen; »denn« — setzte er hinzu — »wir sind überzeugt, dass wenn ein Firingi ins Land käme, uns ein furchtbares Unglück widerfahren würde.«

Von der Eifersucht der Chinesen und ihrem Misstrauen gegen Fremde, von der regen Wachsamkeit, mit welcher sie ihre Gränzen beaufsichtigen, und von der Wirksamkeit ihrer diessfallsigen Massregeln wusste *Ahmed Schah* viele Anekdoten zu erzählen, während er jedoch wie jeder andere Eingeborne dieser Gegenden, den ich über diesen Punkt befragte, ihrer Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit alles Lob ertheilte. *Yarkand* liegt, wie bekannt, nicht innerhalb der Gränzen des eigentlichen China, ist aber dennoch dem Kaiser unterworfen und ein neutraler Grund, wo den benachbarten Völkern gestattet ist, mit den Unterthanen des Reiches der Mitte in persönlichen Handels-

verkehr zu treten. Aber Niemand von hier darf, mit alleiniger Ausnahme des Statthalters, China selbst betreten, und auch dieser besucht die Gränzstadt *Ekla* nur Ein Mal im Jahre. Zu der Zeit, wo *Yarkand* und *Kaschkar* der mohammedanischen Familie, die es früher besessen, von den Chinesen entrissen wurde, trieben die Einwohner dieser Städte Handel mit *Ekla*. Die Veranlassung zum Verbot dieses Verkehrs und zur Beschränkung desselben auf *Yarkand* war folgende. Ein ausländischer Kaufmann machte bei der Behörde von *Ekla* die Anzeige, dass er sein *Korgin* oder Sattelgepäck verloren habe. Er wurde aufgefordert, den Inhalt desselben genau anzugeben und diese Angabe zu beschwören. Er gab nun eidlich den Werth des Inhalts zu hundert Silber-Yambos an und wurde mit der Weisung entlassen, dass er an einem bestimmten Tage sich wieder einfinden solle, wo ihm dann, falls das Gepäck nicht gefunden worden, sein Verlust vom Staate ersetzt werden würde. Der Kaufmann erschien pünktlich und sah zu seinem Verdruss das noch uneröffnete *Korgin*. Es wurde nun in seiner Gegenwart amtlich aufgemacht und anstatt des beschwornen Inhalts fanden sich Dinge darin, die nicht über einige Yambos werth waren. Auf den darüber nach *Peking* erstatteten Bericht verordnete der Kaiser, dass zum Besten seines Schatzes sowohl als seiner Unterthanen allen ausländischen

Kaufleuten und andern Personen der Eingang ins Reich von jetzt an verboten seyn solle.

Alle, die uns besuchten, sprachen höchst lobpreisend von *Yarkand*, seinem Klima und seinen Bewohnern. Sie liessen sich weitläuftig über die Eigenheiten der Chinesen im Vergleich mit andern Nationen aus. Manches, was ich in Dscherm über ihre Sitten und Gebräuche erfuhr, wurde mir später durch einen reisenden Juden bestätigt, welcher das chinesische Gebiet, aber ohne Erfolg, zu durchwandern versucht hatte. Er war aus Russland gebürtig und hatte viele Jahre die Länder am Kaspischen Meere und dem Aral-See bereist. Als er hörte, dass Nachrichten über die verlornen zehn Stämme (des jüdischen Alterthums) in *Kaschmir* oder *Tübet* zu erhalten wären, machte er sich auf den Weg dahin und traf in *Balch* (*Balkh*) mit *Gholam Hussein* zusammen. Der ursprüngliche Plan dieses Juden war, auf dem Wege von *Kokan*, über *Kaschkar* und *Yarkand* ins Reich einzudringen; aber obschon er alle Sprachen von Hochasien kannte und in Kleidung und Manieren den Eingebornen zu gleichen suchte, so scheiterte doch die seinem Volke eigenthümliche Verschlagenheit an der Diensttreue der chinesischen Beamten in *Kaschkar*; er kam nicht weiter als bis hieher und musste wieder umkehren. Nach seiner Aussage befindet sich auf einem Thurme über jedem Thore dieser Stadt eine starke Wache, welche

schon in weiter Ferne die ankommenden Karawanen erblickt. Ehe diese die Stadt betreten dürfen, wird jede einzelne Person genau untersucht. Ihr Aeusseres wird genau zu Papiere gebracht, und wenn ein Verdächtiger sich zeigt, ist sogar ein Maler bei der Hand, welcher ihn abbildet. Auch Dolmetsche für alle gangbare Sprachen sind dabei zugegen. Doch wird jede einzelne, diesen lästigen Untersuchungen preisgegebene Person von den Chinesen mit einigen *Tangas* (kleinen Kupfermünzen) beschenkt. Derselbe Jude erwähnte auch einer wirksamen Bestrafung des Diebstahls, die in den chinesischen Städten gebräuchlich ist. Der Dieb wird nicht eingekerkert, sondern muss mit einem schweren Klotz an den Füssen, oder auch mit einem grossen und schweren Brett um den Hals, eine der Grösse des Verbrechens angemessene Zeit lang in den Strassen umhergehen. Ich selbst überzeugte mich einst von der Wirksamkeit einer ähnlichen Strafe auf einem (ostindischen?) Schiffe, wo ein Portugiese so viel Diebstähle beging, dass alle Peitschenhiebe keinen Eindruck mehr auf ihn machten. Aber was Körperschmerzen nicht vermochten, bewirkte das Gefühl der Scham. Ein schwarzes Brett ward ihm auf den Rücken gebunden, worauf mit grossen weissen Buchstaben *Ladrone* (Dieb) geschrieben war. Der Mann stahl nicht wieder.

Am 5. Jänner wurden wir angenehm durch

den Besuch eines *Afghanen* überrascht, den wir schon in *Peschauer* kennen gelernt hatten. Der Leser muss wissen, dass im August 1837 Capitän *Burnes* einen Hadschi*) in Peschauer angeworben hatte, den er nach *Tschitral* schickte, um sich zu überzeugen, ob sich wirklich daselbst Götzenbilder und Inschriften befänden, welche nach Versicherung der Eingebornen von sehr hohem Alter seyn sollten. Unser Afghane war der Reisegefährte des Hadschi und seine Geschichte eine sehr traurige. Bis *Tschitral* war Alles gut gegangen, aber hier kamen sie unglücklicherweise mit einem *Pirzada* (zu einer gewissen Klasse von Geistlichen gehörigen Mohammedaner) in Verbindung und der Freundschaft dieses Mannes schrieben sie ihre nachfolgenden Unfälle zu. Auf dem Wege nach *Badakschan* wurden die Reisenden krank, fanden aber in *Cheirabad* (*Khyrabad*), einem Dorfe unweit Dscherm, eine gastfreundliche Aufnahme beim *Pir* oder dem vornehmsten Mullah des Orts. Unglücklicherweise beging der arme Hadschi in seiner Ungeduld über diese Verzögerung seines Vorhabens die Unvorsichtigkeit, seinem leichtgläubigen Wirthe zu versichern, dass er das Geheimniss besitze, Gold zu machen und ihm, wenn er ihn bald wiederherstellte, diese Kunst lehren wolle.

*) *Hadschi*, Pilger; so heisst jeder Mohammedaner, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat. D. H.

Der Wirth that sein Möglichstes; er gab dem Kranken eine eigne Sklavinn zur Bedienung und brachte es durch eigne geschickte Behandlung dahin, dass der Kranke wieder genas. Nun bestand aber der Pir auf der Erfüllung seines Versprechens, wozu natürlich der arme Hadschi nicht geeignet war. In Folge dessen liess der betrogene Heilige beide Reisende ins Gefängniss werfen, wo der Hadschi täglich mit einem glühenden Eisen gefoltert wurde, damit er den Stein der Weisen, in dessen Besitz man ihn glaubte, herausgebe. Zuletzt konnte der Hadschi die Qualen nicht mehr aushalten und bald schien ihn der Tod davon erlösen zu wollen. Da der Pir fürchtete, dass sein eigner Ruf unter diesen Umständen leiden würde, so liess er mit der Folter nach und setzte die Gefangenen in Freiheit, hielt aber Beide, den Hadschi und seinen Gefährten, noch immer zurück. Ohne Zeitverlust brachten wir es beim Statthalter dahin, dass die armen Leute *Cheirabad* verlassen durften, und schickten den Hadschi nach *Kunduz*, wo er durch die Geschicklichkeit und freundliche Pflege des Dr. *Lord* schnell geheilt wurde und zum Capitän *Burnes* zurückkehren konnte.

Um diese Zeit wurden wir mehrmals durch Erdstösse erschreckt. Die Empfindung war mehr die eines plötzlichen Rucks als die einer zitternden Bewegung. Der erste Stoss kam am 7. Jänner, fünf Minuten nach vier Uhr Nachmittags, und

das Erdbeben wiederholte sich mit grösserer Heftigkeit am 8. gegen Mitternacht. Die Einwohner verliessen jedes Mal ihre Häuser und kamen, durch das schreckliche Unglück im Jänner 1832 vorsichtig gemacht, erst einige Stunden nach der Erschütterung zurück. Damals verloren in dem Weiler, wo wir jetzt wohnten, von 25 Personen 12 das Leben. Die Verheerung war so gross, dass am folgenden Tage der Gouverneur, um den Verlust an Menschenleben im Allgemeinen schätzen zu können, eine genaue Aufnahme von drei der grössten Weiler vornehmen liess, wobei sich ergab, dass von 310 Menschen 156 vermisst wurden. . . . . Das Erdbeben beschränkte sich nicht auf das Thal des *Kokscha*, sondern erstreckte sich auch auf alle Seitenthäler. Sogar die Berge wurden erschüttert und zahlreiche Erdschlipfe und eingestürzte Felsmassen verkündigen noch jetzt die Gewalt einer Convulsion, welche von *Badakschan* bis *Lahore* reichte, obwohl sie im obern Thale des *Oxus* am heftigsten war. In *Wardodsch* fiel ein Stück Berg ins Thal und verdämmte den Strom ganzer acht Tage lang, bis das Wasser die Höhe des Dammes erreichen und abfliessen konnte. Ueberhaupt hat das Wardodscher Thal mehrmals sehr durch Erdbeben gelitten. An einer Stelle ist ein Theil des Gebirges von einer halben (engl.) Meile Länge ins Thal herabgestürzt. Auf diesem Erdschlipfe wächst jetzt die Zwergtanne, welche sonst nirgends im

Thale, wohl aber auf dem Gebirge gefunden wird, von dem die Masse herabgefallen ist.

Von allen unsern Bekanntschaften in Dscherm sahen wir Niemanden lieber bei uns als einen jungen *Kaffir* (oder eigentlich *Siahposch*), einen ungewöhnlich hübschen Mann von etwa 25 Jahren, mit einer offnen Stirn, blauen Augen, buschigen stark gebogenen Augenbrauen, schwarzen Haaren und regelmässigem, kräftigem Wuchse. Er machte uns zuweilen einige Rebhühner zum Geschenk, erwiederte den mohammedanischen Gruss, mit welchem wir ihn bewillkommten und nahm ohne Umstände einen Sitz am Feuer neben uns ein. Mit untergeschlagenen Beinen konnte er nicht sitzen; denn in diesem Punkte unterscheiden sich die Kaffirs von allen östlichen Völkern und sitzen lieber auf einem Stuhl oder sonst einem erhöhten Platze als auf dem Fussboden. Er gab uns eine lebhafte Schilderung von seinen Landsleuten und bat uns, sie zu besuchen, wann die Wege wieder frei seyn würden. Wir würden dort einen Ueberfluss an Honig und Wein finden. Seine Schwester war mit *Mirza Suliman* (dem Statthalter) verheurathet, und obgleich er dadurch mit den Mohammedanern in Verbindung stand, so war er doch ihr bitterster Feind und zählte selbst in ihrer Gegenwart diejenigen her, welche durch die Pfeile oder Speere seiner Landsleute gefallen waren. »Die Muselmänner« — sagte er — »waren selbst Schuld an die-

sem Blutvergiessen, denn sie machten Jagd auf die Kaffirs, um sie in die Sklaverei zu führen, und diese übten nur das Recht der Wiedervergeltung aus, da sie eher das Leben als die Freiheit verlieren wollten.« Der Statthalter von Badakschan hatte sich viel Mühe gegeben, die beiderseitigen heftigen Leidenschaften zu besänftigen, und seit seiner Anstellung war mehrmals Waffenstillstand zwischen den Seinigen und den Kaffirs geschlossen worden und Letztere hatten während dessen Salz für ihren Honig und ihr Wachs erhalten. Es bestand auch zwischen ihm und einigen der vornehmsten Häuptlinge der Kaffirs ein gutes Vernehmen, welches durch die erwähnte Heurath noch mehr befestigt wurde. Aber unter einer Regierung, wie die von *Kunduz*, welche sich nur durch Raub und Plünderung erhält, konnte das milde System des Statthalters bei *Murad Bey* keinen Beifall finden. *Mirza Suliman* erhielt die Weisung, entweder jährlich ein Mal über die Kaffirs herzufallen, oder seine Statthalterschaft aufzugeben. Als rechtschaffener Mann wählte er das Letztere und erhielt noch, ehe wir das Land verliessen, einen Nachfolger, welcher wahrscheinlich die Befehle des Mir besser auszuführen verstanden haben wird.

Die Muselmänner ertheilen unbewusst den Kaffirs das grösste Lob, wenn sie bereitwillig anerkennen, dass ein Kaffir-Sklav so viel werth ist, als zwei von jeder andern Nation. Sie sagen auch,

dass sie durch grössern Verstand und mehr Geschicklichkeit den Europäern gleichen, und ich selbst finde nach Allem, was ich von ihnen gesehen oder gehört habe, dass sich hier der Thätigkeit der Missionäre ein weit ergiebigeres Feld als irgend anderswo auf dem asiatischen Festlande darbieten würde. Sie rühmen sich, um ihre eignen Worte zu gebrauchen, »Brüder der *Firingi*« zu seyn, und diese Meinung würde an sich schon den frommen Boten des Evangeliums den Weg bahnen. Ihre Religion beruht zwar nicht, wie die der Hindus und Mohammedaner, auf Lehren einer göttlichen Offenbarung, aber sie glauben, so weit ich mich davon überzeugen konnte, an ein höchstes einiges göttliches Wesen und an einen Zustand himmlischer Seligkeit für alle Menschen, welche gut gelebt haben und gastfrei gewesen sind. Gegenwärtig sind die Hindernisse, welche sich ihrer Bekehrung zum Christenthume entgegenstellen, allerdings zahlreich und vielleicht unübersteiglich; aber wir hoffen, dass die kriegerischen Unternehmungen, die jetzt westlich vom Indus im Zuge sind, zur gehörigen Zeit dazu beitragen werden, das durch Afterweisheit noch nicht verdorbene Gemüth der Kaffirs auf den Weg der wahren Gotteserkenntniss zu leiten *).

*) Leider sind diese auf den *Afghanen-Krieg* gebauten Hoffnungen nicht erfüllt worden, und der unglückliche Ausgang dieses Krieges dürfte überhaupt für eine lange Reihe

Ob die angebliche Blutsverwandtschaft der Kafirs mit den Europäern sich auf Ueberlieferung gründet, oder bloss von ihnen angenommen wird, kann ich nicht bestimmen. Ich glaube eher, dass sie, wie die Eingebornen von Badakschan, mit den *Tadschiks* verwandt seyn mögen, und dass sie sich bei dem Einfalle der Mohammedaner in die unzugänglichen Gebirgsgegenden geflüchtet haben, während ihre übrigen Landsleute sich dem Eroberer unterwarfen, den Islam annahmen und ihre Ländereien in der Ebene behielten.

Am 27. speisten wir beim vornehmsten Kaufmanne des Ortes. Es waren mehr als ein Dutzend Gäste geladen. Die Mahlzeit bestand in Pillaw, Schöpsenfleisch und Rebhühnern; dann wurde Thee servirt, ohne Zucker, aber stark geschmalzen und nach Usbekischer Sitte dienten die ausgekochten Blätter als Dessert. Vor und nach der Tafel wurde gebetet. Der Wirth selbst sass nicht bei den Gästen, sondern stand und sorgte für die gehörige Bedienung. . . . .

Beim Rückblick auf die in Dscherm verlebten Tage darf ich einen wackern Eisengiesser und Eisenhändler, *Ismael*, unsern nächsten Nachbar,

---

von Jahren jedem Europäer auf den von *Burnes* und *Wood* betretenen Wegen den Zugang zu diesen Ländern verschlossen haben.

D. H.

nicht unerwähnt lassen. Er war der einzige seines Gewerbes im Lande und, da die Einwohner in Bezug auf die Unentbehrlichkeit seiner Artikel grossentheils von ihm abhingen, gewiss ein Mann von nicht geringer Wichtigkeit. Die russischen Töpfe, sagte er, wären nicht mit den seinigen zu vergleichen und diese ständen stets höher im Preise. Indessen muss ich, trotz dieser Behauptung, bemerken, dass die ausländischen Eisentöpfe hier häufiger angetroffen werden und dass die nomadischen Kirgisen von *Pamir* gar keine andern kennen. Einer Handelsunternehmung *Ismaels* muss ich gedenken, da sie für die Betriebsamkeit und Ausdauer der Bewohner dieser Gegend ein sprechendes Zeugniss ablegt. Mit 40 Eisentöpfen auf 5 Lastthieren begab er sich nach *Tschitral*. Hier verkaufte er die Waare und zog dann, nachdem er für einen Theil des gelösten Geldes Honig eingekauft hatte, weiter gegen die chinesische Gränze. Beim Uebersetzen des Flusses ging ein Maulthier zu Grunde, welches unglücklicherweise auch das baare Geld des Kaufmanns trug. Auf dem Pamir-Gebirge erfror ein zweites. Dieser Verluste ungeachtet, setzte Ismael seine Reise nach *Yarkand* fort, wo er glücklich ankam und seinen Honig von Tschitral so vortheilhaft verkaufte, dass er auf den Werth der ursprünglichen 40 Töpfe 1400 Prozent gewann. Aber durch die Vergnügungen, welche dieser Platz darbietet, verlockt, hielt er sich drei

Jahre daselbst auf und verliess endlich *Yarkand* ärmer als er es betreten hatte. — Das Erz bezieht Ismael aus den Eisengruben von *Argandschika*, in der Nachbarschaft des Dorfes Cheirabad. Zum Schmelzen gebraucht er Holzkohlen und als Zusatz (s. g. Fluss) Kalkstein.

Auch ein *Hund*, den ich mir hier verschaffte und nach seinem Geburtsorte *Dschermy* nannte, muss unter den Wesen angeführt werden, denen ich ein freundliches Andenken bewahre. Er war uns bei der Fortsetzung der Reise von grossem Nutzen. Wehe dem Fremden, der, sein warnendes Bellen nicht achtend, sich bei einbrechender Nacht in den Kreis unsers abgeladenen Gepäckes gewagt hätte! Ich wollte bei der Abreise von Dscherm unserm gastfreundlichen Wirthe Hussein ein kleines Geschenk machen; aber dieser glaubte, es sollte eine Bezahlung für den uns überlassenen Hund seyn und nahm es erst an, als ich ihn bat, dass er es bloss als eine Erkenntlichkeit für die mit unserer Beherbergung gehabte Mühe betrachten möge. Die Tadschiks sind in diesem Punkte eben so von Vorurtheilen eingenommen, wie die Usbeken. Beide halten den Namen »Hundeverkäufer« für die grösste Beschimpfung.

---

Ich habe schon anderwärts die Meinung geäussert, dass *Badakschan* ursprünglich von *Balch*

(Balkh) aus bevölkert worden sei, und gründe diese Meinung darauf, dass seine Bewohner *Tadschiks* sind und Persisch sprechen; indessen finden sich weder Urkunden noch Ueberlieferungen im Lande, welche diese Vermuthung unterstützen. Dass die Rubingruben Badakschan schon in einer sehr frühen Zeit in Ruf gebracht haben mögen, lässt sich wohl denken; doch fehlt es über seine Zustände und Verhältnisse vor dem Einfalle der *Usbeken* im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts an glaubwürdigen Nachrichten. Dieses Ereigniss begründete eine mohammedanische Dynastie in Hindustan, und *Balch* sowohl als *Badakschan* scheinen während der ganzen Herrschaft derselben ein und dasselbe Loos getheilt zu haben. Auch trat mit dem Verfall jener Dynastie keine Trennung beider Länder ein, da sie bei der Gründung der Durani-Monarchie an *Kabul* fielen. Was diese Verbindung bestätigt, ist eine Urkunde, die sich noch im Besitz einer Familie in *Mondschan* (Munjan), einem kleinen Dorfe auf dem Kamme eines von Kabul nach Badakschan führenden Passes, befindet, und aus welcher hervorgeht, dass die Einwohner ihre Ländereien nur gegen die Verpflichtung besassen, die königlichen Boten mit Herberge und Lebensmitteln zu versehen.

Wenn schon die Entfernung und die Unzugänglichkeit von Badakschan die Befehle der Kaiser von Delhi unwirksam machten, so dass die

Abhängigkeit mehr nur dem Namen nach bestand, so lässt es sich denken, dass diess unter der schlaffen Regierung der Duranis in noch höherm Grade der Fall gewesen seyn werde. Wir finden daher auch, dass der letzte Angriff auf das Land durch *Murad Beg*, den Herrscher von *Kunduz*, in Kabul gar nicht beachtet wurde, und dass Badakschan erst seit dieser Unterjochung die Leiden eines eroberten Landes zu fühlen begann.

Keiner von den drei grossen Eroberern des Mittelalters, *Dschengis-Chan*, *Tamerlan* und *Schebani-Chan*, scheint bis in das Thal des obern Oxus vorgedrungen zu seyn, obschon einige Nachfolger *Babers*, als sie durch die Usbeken aus den reichen Ebenen von *Soghdiana* vertrieben wurden, Zuflucht hier suchten und ihre Nachkommen, da sie sich mit den Badakschis nicht verheuratheten, noch heutiges Tages sowohl durch ihre Körperbildung als ihre Namen kennbar sind. Der Hauptgrund jedoch, warum ich die Badakschis für persischer Abstammung halte, ist ihre Religion. Diese scheint vor der Eroberung durch die Usbeken, wie in Balch, die der *Schiahism* gewesen zu seyn. Es giebt zwar keinen unwidersprechlichen Beweis dafür, aber folgende Thatsachen leiten auf diese Annahme. Die letzten tatarischen Eroberer waren *sunnitische* Mohammedaner, welche sich sämmtlich für verpflichtet halten, jede andere Sekte durch das Schwert zu ihrem alleinigen wahren Glauben

zu bekehren, und sie sind darin, wie bekannt, unermüdlich thätig gewesen. Aber mit welchem Erfolg? — Der im flachen und offenen Lande ausgerottete Schiahism hat sich in die unzugänglichsten benachbarten Gebirge, in kalte und unfruchtbare Schluchten, wohin man nur in den Sommermonaten gelangen kann, geflüchtet. Daher finden wir in dem offenen Thale des Kokscha sunnitische Einwohner, während die Tadschiks in den Gebirgen ringsum Schiahs (Schiiten) sind. Auch muss die Bekehrung der Thalbewohner zum Sunnism erst in neuerer Zeit geschehen seyn, da *Murad Beg* mehrmals gewisse Bezirke eines Rückfalls in Ketzerei beschuldigte und die Einwohner als Sklaven nach *Bochara* hat verkaufen lassen.

Die *Tadschiks* sind ein zahlreiches, über eine weite Gebirgstrecke sowohl am nördlichen als am südlichen Abhange des *Hindukusch* zerstreutes Volk. Sie sind ein hübscher Schlag der kaukasischen Rasse und sprechen in der Regel Persisch. Obschon man eine kleine Zahl jenseits der Gränzen des einst so weit ausgedehnten persischen Reiches antrifft, so verräth doch Manches, dass ihr Schicksal stets mehr an das der persischen Monarchie als jeder andern geknüpft gewesen. Die Tadschiks selbst aber bezeichnen *Arabien* und das Land um *Bagdad* als den Ursitz ihrer Vorältern, und dieser Glaube verdient wegen seiner Allgemeinheit nicht übersehen zu werden. Ihr Name, sagen sie,

kommt von *Tadsch*, einem gewissen Hauptschmuck, her und wurde ihren Urvätern ertheilt, weil man sie beschuldigte, dieses Sinnbild der königlichen Würde von Mohammeds Haupte gestohlen zu haben. Sie sind indessen zu zahlreich, als dass sie von jenen arabischen Kriegern abstammen könnten, welche im ersten Jahrhundert der Hedschra einen so grossen Theil von Asien überschwemmten. Die wirklichen Nachkommen jener ersten Verbreiter des Islam sind zwar noch zahlreich in diesen Ländern, stehen aber nicht im Verhältniss zu dem tadschikischen Theile der Bevölkerung.

Man hat auch gesagt, das Wort *Tadschik* bedeute den in einem fremden Lande gebornen Abkömmling eines Arabers; aber wenn diess richtig wäre, so müssten wir auch Tadschiks in Afrika finden. Die Araber haben ja in viele Länder dieses Erdtheils mit ihrer Religion auch ihre Sprache verpflanzt und wenn der Name *Tadschik* wirklich jene Bedeutung hätte, so begreift man schwer, wie ihn ihre Nachkommen nur in dem einen und nicht auch in dem andern Lande führen könnten.

Ich glaube, dass die Bewohner von *Kaferistan* und den andern Gebirgsländern, wohin die Eroberer nicht gekommen sind, von derselben Abstammung wie die *Tadschiks* seien und dass Letztere ursprünglich das offene Land, wo wir sie jetzt finden, bewohnt haben. Die Gebirgsbewoh-

ner, die ich meine, haben zwar eigenthümliche Dialekte, aber doch herrscht zwischen ihnen und den Tadschiks des offenen Landes eine sehr grosse Aehnlichkeit; die Verschiedenheiten sind nur physischen Einwirkungen zuzuschreiben und liegen aber augenscheinlich nicht im Blute. Sehr wahrscheinlich sind die Bewohner von *Kaferistan*, so wie auch die von *Tschitral*, *Wachan* (*Wakhan*), *Schagnan* und *Roschan*, schon in einer sehr frühen Zeit, wenn nicht vor, doch wenigstens gleichzeitig mit der ersten Ausbreitung des Islam in ihre jetzigen Gebirgsvesten getrieben worden. Von diesen verschiedenen Staaten haben aber nur die *Kafirs* dem Eindringen der neuen Religion mit Erfolg widerstanden. Im Besitz eines von der Natur selbst stark befestigten Landes unterhalten sie noch jetzt einen steten Kampf gegen die Mohammedaner und haben zehnfach die Beleidigungen vergolten, welche ihre Voräitern zu der Zeit, wo die Götzentempel den Moscheen Platz machen mussten, zu erdulden hatten.

Die *Tadschiks* sind gute Gesellschafter, besonders die vielgereisten Mullahs, welche weit freisinniger über Menschen und Dinge urtheilen als ihre nicht über die Berge hinausgekommenen Schüler. Sie freuten sich stets, wenn wir sie besuchten, und sagten gewöhnlich, wir wären keine *Usbeken*, obschon wir ihnen an Gesichtsbildung und Farbe ähnlich sähen. Sie sind zwar ernster

Gemüthsart, gehen aber gern mit aufgeweckten Leuten um. Man hört am Schluss eines lebhaften und unterhaltenden Gesprächs nichts häufiger als den Ausruf: »Das ist ein guter Gesellschafter! der spricht vortrefflich!« Wenn wir den Mullah nach längerer Unterhaltung verliessen, pflegte er nicht selten uns 10 oder 20 Schritte nachzulaufen und nachzuschreien: »Wir sind gute Freunde! Nicht wahr?«

Nirgends spricht sich der gesellschaftliche Unterschied zwischen Europäern und Mohammedanern stärker aus als in den niedern Lebenskreisen. Die breite Linie, welche in der bürgerlichen Gesellschaft den Reichen von dem Armen trennt, ist in Mittel-Asien nur schwach gezogen. Hier hat ein zwangloser Verkehr mit den Höhern die Sitten der untern Volksklassen verfeinert, und statt Geringschätzung beim Untergebenen hervorzurufen, vielmehr Selbstachtung erzeugt. Ein *Kasid* (Bote) z. B. wird bei einer öffentlichen Behörde erscheinen, seine Depesche im vollen *Durbar* (Amtssitzung) übergeben und sich dabei so anständig und würdevoll betragen, dass ein Europäer ihn schwerlich für einen Mann so geringen Standes halten wird, als er wirklich ist. Nachdem er seine Briefe abgegeben, setzt er sich unter die Uebrigen und beantwortet ruhig und schnell die an ihn gerichteten Fragen oder theilt die mündlichen Aufträge seines Vorgesetzten mit, die oft wichtiger sind als die Briefe selbst. Ueber-

haupt besitzen alle niedern Klassen ein angebornes Selbstgefühl und ein würdevolles Benehmen, welches eben so weit von der Unterwürfigkeit des Hindustaners als von der plumpen Rohheit des englischen Bauers entfernt ist. . . . . Selbst die Kinder wissen sich in diesen mohammedanischen Ländern mit einem gewissen natürlichen Anstand zu betragen. Begegnet man ihnen auf dem Wege durch ein Dorf, so kreuzen sie die Hände über der Brust und grüssen den Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen »Salam Ali-kum« . . . . .

# V.

# DIE MARQUESAS-INSELN.

Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz *).

Der Archipel der im Grossen Weltmeere (oder Stillen Ocean) zwischen 7° 55′ bis 10° 30′ südlicher Breite und 141° bis 143° 6′ westlicher Länge (von Paris) gelegenen *Marquesas*- oder *Nukahiwa-Inseln* breitet sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten über einen Raum aus,

*) *Iles Marquises ou Nouka-Hiva. Histoire, Géographie, Moeurs et Considérations générales.* D'après les relations des navigateurs et les documens recueillis sur les lieux. Par MM. *Vincendon-Dumoulin*, Ingénieur hydrographe de la Marine etc. et *C. Desgraz*, Commis de Marine. Paris, 1843. (Mit 1 Uebersichtskarte und 8 Karten einzelner Inseln und Häfen.)

dessen grösste Länge ungefähr 195 und die grösste Breite 48 Seemeilen beträgt. Sie bestehen aus zwei Gruppen, der südöstlichen, welche *Mendaña* und *Cook* entdeckt haben, und der nordwestlichen, deren Kenntniss man den spätern Seefahrern *Ingraham* und *Marchand* verdankt *). Der ganze Archipel zählt zusammen 12 Inseln und Inselchen oder Klippen. Davon gehören 5 zur südöstlichen Gruppe: *Fatu-Hiwa*, *Tauata*, *Motane*, *Hiwaoa* und die Klippe *Fetu-Huku*, und 7 bilden die nordwestliche: *Hua-Pou*, *Nu-Hiwa* (oder *Nukahiwa*), *Hua-Huna*, die Klippen *Motu-Iti*, die Inselchen *Hiau* und *Fetu-Uhu* und die *Korallen-Insel*. Beide Gruppen sind etwa 20 Lieues von einander entfernt, haben aber eine und dieselbe Naturbeschaffenheit, und können auch, da sie von der nämlichen Rasse mit gleichen Sitten und Gebräuchen bewohnt sind, nicht von einander getrennt werden. Die Einwohner selbst betrachten beide Gruppen als einen einzigen Archipel und nennen ihn *Nuka-Hiwa*.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der einzelnen Inseln und zwar zuvörderst der *südöstlichen Gruppe*.

---

*) Balbi begreift beide Gruppen unter dem Namen *Mendaña-Archipel*. Die südliche Gruppe heisst vorzugsweise die Gruppe der *Marquesas* (welchen Namen ihr Mendaña 1595 zu Ehren des Marquis de Mendoza, Vicekönigs von Peru, beilegte), die nordwestliche *Washington*.

*Fatu-Hiwa* war die erste, welche der Spanier *Mendaña* entdeckte und *Magdalena* nannte. Sie ist gebirgig und erhebt sich 1120 Meter über das Meer. Die grösste Länge ist von Süden nach Norden 7½, die Breite von Osten nach Westen 4 Seemeilen. Sie hat jetzt 1500 bis 1800 Einwohner.

*Motane* (von Mendaña *San Pedro* genannt) ist gebirgig, 520 Meter hoch, 4½ M. lang und 2 M. breit, von unfruchtbarem Ansehen, obwohl auf den Höhen und in den Thälern nicht ohne Vegetation, und hat keine Einwohner, scheint auch den Schiffen keinen Zufluchtsort zu gewähren.

*Tauata* (*Tawata*) ist von allen Seefahrern häufig besucht worden. Mendaña nannte sie *Santa Christina*. Eine schmale Bergkette mit hohen Gipfeln durchschneidet die Insel der Länge nach und erhebt sich in der Mitte bis 2000 Meter. Die Berge sind steil und gut bewaldet; auch in den Thälern finden sich eine Menge Bäume, und die ganze übrige Fläche der Insel ist mit einer gelblichen Pflanzendecke bekleidet. Die Ostküste ist steil und wenig eingeschnitten; an der Westküste ist unter andern die *Bay Waïtahu* (*Madre de Dios*) zu bemerken, an welcher sich schon früher englische und französische Missionäre niedergelassen haben. Die Insel hat von Süd nach Nord 7½ M. Länge und von Ost nach West 4½ M. Breite. Die Volkszahl ist jetzt 700 bis 800. *Tauata*

war die erste Insel, welche die französische Expedition unter dem Contre-Admiral *Dupetit-Thouars* in Besitz nahm, der Capitän der Corvette *Halley* blieb mit einem Posten in der Bay Waïtahu beim Häuptling *Yotété*, und wurde bekanntlich später mit seinem Lieutenant *Lafont-Ladebat* ermordet. Der Hafen ist schwer zu finden und hat keine natürliche Vertheidigung; er wird daher stets plötzlichen Ueberfällen der Feinde ausgesetzt seyn.

*Hiwaoa* ist die grösste Insel nicht nur der Südost-Gruppe, sondern auch des ganzen Archipels. Sie ist von Osten nach Westen 22 M. lang und vom Südost-Cap bis Norden 10 M. breit. Die Naturbeschaffenheit gleicht der der übrigen Inseln; doch ist sie bisher nur wenig von Seefahrern besucht worden.

*Fetu-Huku* ist ein kleines unbewohntes Felsen-Inselchen.

In der *nordwestlichen* Gruppe hat *Hua-Pou* die südlichste Lage. Wie alle übrigen ist diese Insel sehr hoch und vulkanischen Ursprungs, gewährt aber einen malerischern Anblick als irgend eine andere Insel der Marquesas. Von einer reizenden Vegetation bedeckt, wird sie durch eine Menge seltsam geformter Piks beherrscht, welche wie Obelisken oder wie Spitzthürme gothischer Kirchen des Mittelalters aussehen. Die Küste hat keine guten Ankerplätze. Die Insel hat 8 M. Länge und 5 M. Breite; der höchste Berggipfel

misst 1190 Meter. Die Volksmenge mag 2- bis 3000 Seelen betragen. Die Einwohner wurden schon von *Cook* als die umgänglichsten des ganzen Archipels gerühmt.

*Hua-Huna*, die östlichste Insel der Nordwest-Gruppe, hat von dem Amerikaner *Ingraham* auch den Namen *Washington* erhalten. Sie ist fast kreisrund, 5½ M. lang, etwa eben so breit, 740 Meter hoch, und gut bewachsen. Die Einwohner, etwa 2- bis 3000, leben mehr im Innern der Insel als an der Küste.

*Nu-Hiwa* oder *Nuka-Hiwa* ist in neuerer Zeit ebenfalls sehr oft von Europäern besucht worden; doch haben fast alle Seefahrer nur an der südlichen Küste gelandet. Sie bietet dieselben geologischen Verhältnisse dar, wie der übrige Archipel. Eine hohe Bergkette mit meist kahlen Gipfeln, bis 1170 Meter hoch, durchstreicht die Insel in einem flachen Bogen von Osten nach Westen und fällt gegen das Meer durch steile Nebenketten ab, zwischen welchen fruchtbare Thäler sich erstrecken, die die Wohnungen der Eingebornen umschliessen. Es giebt mehre schöne Wasserfälle, worunter einer im südlichen Theile der Insel von 60 Meter, welcher einen kleinen Fluss bildet, der sich in die Bay *Akani* ergiesst. Ausser der Letztern (auch *Tschitschagow* genannt) findet man weiter östlich an dieser Küste noch die Bayen *Taïohaé* (oder *Anna Maria*) und *Taïpi* (oder die

*Comptrollar-Bay*). Die Taïpi-Bay hat im Innern noch drei andere Einbuchten oder kleinere Bayen, welche *Humi*, *Hakahaha* und *Hakahappa* heissen. Die grösste Länge der Insel ist von Osten nach Westen 17 Meilen, die grösste Breite von Norden nach Süden 10 M. Das von den Stämmen der *Taïs*, der *Happas*, der *Taïpis* und der *Taïoas* bewohnte Land, das einzige, welches die Seefahrer besucht haben, nimmt beinahe ein Drittel der ganzen Oberfläche ein und wird östlich von der Martin-Spitze, westlich von der Bay Akani, nördlich von der Gebirgskette im Mittelpunkte der Insel und südlich vom Meere begränzt. Die Volkszahl scheint von *Porter*, welcher sagt, dass die ganze Insel 19000 streitbare Männer habe, was eine Gesammtzahl der Einwohner von 80- bis 100000 voraussetzt, sehr übertrieben hoch geschätzt worden zu seyn. Admiral *Krusenstern* giebt der Bay Taïohaé 800, der Bay Taïpi 1000, und mit einigen andern Bezirken der ganzen Insel 5900 Krieger, so dass die Gesammtbevölkerung höchstens 18000 betragen würde. *Dupetit-Thouars* nimmt für die ganze Insel gar nur 5- bis 6000 Seelen an. Die Bevölkerung des Archipels hat sich überhaupt in den letzten Jahren sehr vermindert.

Die Inseln *Hiau* und *Fetu-Uhu* sind die nordwestlichsten des ganzen Archipels. *Hiau* ist 610 Meter hoch, von Südwest nach Nordost 6 Meilen lang und von Nordwest nach Südost 4½ M. breit.

Sie hat zwei gute Ankerplätze und ist sehr fruchtbar. *Fetu-Uhu* hat eine Höhe von 420 Meter, eine Länge von $3\frac{1}{2}$ und eine Breite von 1 Meile, ist aber weniger fruchtbar als Hiau. Beide Inseln sind ohne bleibende Einwohner. Nur um des Fanges der zahlreichen Seevögel willen, deren Federn als Schmuck dienen, werden sie von Zeit zu Zeit von den benachbarten Insulanern besucht. Auch hat man auf Hiau ein Grabmahl gesehen.

---

Das *Klima* der Marquesas gleicht dem aller übrigen zwischen den Tropen liegenden Inseln, obschon während der die Stelle des Winters vertretenden Jahreszeit, vom November bis zum April, heftige Regengüsse und Stürme herrschen. Zuweilen tritt jedoch eine lange anhaltende Trockenheit ein, welche den Nahrungsfrüchten schadet. *Krusenstern* erwähnt, auf das Zeugniss des Engländers *Roberts* sich berufend, dass eine solche Dürre einst zehn Monate angehalten habe, was aber unter die Ausnahmen gehört. Auf *Mangarewa* (oder den *Gambiers-Inseln*) werden auch zuweilen Stürme aus Nordwesten verderblich. Auf *Nukahiwa* schützt davor die Richtung der Gebirge, welche die angebauten Thäler umgeben.

Lieut. *Gamble*, der einzige Berichterstatter, welcher fünf Monate auf Nukahiwa zugebracht hat, bemerkt, dass vom 17. Dez. 1813 bis zum 13. Mai

1814 selten ein Tag ohne Regen oder starken Nordostwind war. Am meisten aber findet diess von Ende Dezember bis Ende Februar Statt, wo zugleich der westliche Mousson herrscht, der sonst in diesen Meeresgegenden nicht regelmässig weht. Man hat vielmehr den grössten Theil des Jahres sanfte und frische Südostwinde und während dieser Zeit das herrlichste Wetter, mit stets reinem Himmel und dem prachtvollsten Sonnenschein. Die Temperatur der *Nadeshda* (*Krusenstern*), während ihres Verweilens in der Bay *Taïohaé*, war 23° bis 25° R.; am Lande konnte sie 2° höher seyn. Die von *Dumont d'Urville* an Bord des *Astrolabe* Ende August 1838 gemachten Beobachtungen gaben, am Tage, 25° bis 27° Centigr. Wo aber kein Seewind blies, konnte sie auf 30° steigen. *Cook* empfand, als er mit der *Venus* in den Häfen der Insel Tauata vor Anker lag, eine Hitze von 26° bis 29° (R. ?), welche bei der Nacht nur wenig nachliess. Die mittlere Temperatur von 24 Stunden war 25° bis 26°. — Die Temperatur des Meeres war fast überall die der Luft.

---

Wie die meisten Inseln Ozeaniens*) ist auch der *Nukahiwa-Archipel* durchaus vulkanischer (oder

*) Die französischen Geographen begreifen unter *Océanien (Océanie)* nicht bloss Australien, sondern auch den ganzen *Ostindischen Archipel.*

doch plutonischer) Entstehung. Man sieht auf mehren Berggipfeln ganze Reihen kahler, von allem Grün entblösster Basaltsäulen. Die Abhänge der Gebirge aber sind fast überall mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Am meisten jedoch entfaltet sich der vegetabilische Reichthum in den Thälern. Gewächs an Gewächs drängt sich hier seit Jahrhunderten, altert, stirbt und hinterlässt eine dicke Schicht Humus, welche ohne Unterlass zunehmend dem überdiess durch zahlreiche Flüsse und Bäche bewässerten Boden eine noch grössere Fruchtbarkeit sichert. Man kann, die Gränzen der bewohnten Bezirke überschreitend, nicht ohne Bewunderung jene noch im Urzustande der Natur befindlichen Theile der Inseln betreten, wo dichtes Gesträuch, riesenmässige Bäume und von tausend Krautpflanzen bedeckte Wiesenfluren kaum einen Fusspfad zu bilden gestatten und nicht selten alles Vordringen des Menschen ganz unmöglich machen. Ist man jedoch nach vieler Mühe auf den Gipfel eines Berges gelangt, so entschädigt die prachtvolle Aussicht reichlich für alle Beschwerlichkeiten. Am Horizont vermischt sich das blaue Meer mit dem Himmel und in den Thälern zu den Füssen des Beobachters entfaltet sich der Luxus der Vegetation. Zerstreute Pflanzungen, zum Theil von schützenden Einfriedigungen umgeben, bezeugen die Fruchtbarkeit des Bodens, der

fast ohne alle Cultur die Bedürfnisse der Einwohner im reichsten Masse befriedigt.

Unter den Nahrungspflanzen sind, wie auf allen tropischen Inseln Australiens, der *Brodbaum* (*Inocarpus edulis*), die *Kokospalme*, der *Pisang*, die *Gujave*, der *Pandang* (*Pandanus odoratissimus*) und die *Baniane* (*Ficus indica*) zu bemerken. Andere kleinere nicht minder nützliche Gewächse schmücken die Umgebungen der bewohnten Ortschaften, sind jedoch nicht zahlreich. Darunter gehören die *Süsskartoffel* (*Convolvulus patatas*), die *Igname*- oder *Jam*-Pflanze, das *Taro* (*Arum esculentum*), der *Pepeyer* oder *Papaja*, die *Tacca pinatifida*, deren Wurzel einen ähnlichen mehligen Stoff enthält wie die Pfeilwurz (*Arrowroot*) u. a. m. An den Ufern der Bäche findet man eine Art *Kresse* und *Portulak*, welche als Salat genossen werden kann. — Ausserdem sind hier *China-Rosen* (*Hibiscus rosa chinensis*), *Rosenkranz-Erbsen* (*Abrus precatorius*), ein kleiner Strauch, dessen kleine und rothe, erbsenähnliche Samenkörner den Eingebornen zum Schmuck dienen, etc. Zahlreiche und mannichfaltige Grasarten bieten gute Viehweiden dar. Eine in neuerer Zeit erst eingeführte Pflanze ist der *Tabak*, der den Eingebornen bereits zum Bedürfniss zu werden beginnt. *Zuckerrohr* wächst ohne Pflege, und wahrscheinlich werden sich auch andere Produkte der Antillen, wie *Kaffeh*, *Baumwolle* etc. mit Vortheil nach den Marquesas verpflanzen lassen. Mit Hilfe

der Bäche könnte man künstliches Sumpfland zum Anbau des *Reisses* schaffen. *Orangen* und *Citronen* würden auf Nukahiwa eben so gut gedeihen, wie auf Taïti, wo sie der Capitän *Bligh* einheimisch gemacht hat.

Der Archipel hat keine ihm eigenthümlichen *Säugthiere*. Man kennt nur *Schweine*, *Ratten* und *Katzen*, welche durch die Europäer hergebracht worden sind. Das *Schwein*, dessen Fleisch hier viel besser ist als das des europäischen, wird von den Eingebornen nicht geachtet. Man hat es gänzlich verwildern lassen. Aber auch *Rinder*, *Pferde* und *Schafe* würden, bei dem Ueberfluss an herrlichen Weiden, gut fortkommen.

Von *Vögeln* hat man etwa 4 oder 5 Arten. Diese sind: der *Kurukuru*, eine hübsche Taube, etwas kleiner als die europäische, oben überall grün, unten gelb, mit einem rothen Fleck auf der Brust und einer Kappe vom schönsten Carmin auf dem Kopfe; der *Gupil*, ein schöner Papagei, nicht grösser als ein Sperling, auf dem Rücken schön blau, am Bauche grünlich-blau, mit korallenrothem Schnabel und eben solchen Füssen. Die Zunge endigt sich in einen Pinsel, mit dem er den Honig aus den Blüthen der Kokospalme holt, welcher seine einzige Nahrung ist. Man sieht auch einen kleinen *Fliegenschnäpper*, dessen Gefieder einen der auffallendsten Contraste darbietet. Das Weibchen ist falb, das Männchen in der Jugend schwarz,

erwachsen aber glänzend weiss. Es sind sehr lebhafte und muthwillige Vögel, die sich ohne Furcht dem Menschen nähern. In der Nähe eines ungeheuern Banianen-Baumes auf Nukahiwa, unweit vom Ufer eines Baches, findet man kleine *Salanganen*, eine Schwalbenart, und auch eine Gattung weisser Möwen von sehr zartem Gefieder und anmuthigem Fluge hält sich zuweilen in dem dunkeln Laube jenes Baumes auf. — *Wasservögel* sind in den Umgebungen des Archipels sehr häufig, aber die nämlichen, die man anderwärts in diesen Meeren findet. *Hühner*, dieses dem Seefahrer so schätzbare Geflügel, sind ziemlich selten und überdiess schwer zu bekommen; ein abergläubisches *Tabu* hält die Einwohner von der Zucht derselben ab. Es ist zu verwundern, dass die englischen Missionäre nicht für Anlegung von Hühnerhöfen gesorgt haben.

Von *Reptilien* giebt es eine kleine, kaum zwei Fuss lange *Boa*, welche zu einem neuen Geschlecht zu gehören scheint; eine *Eidechse* mit himmelblauem Schweife, der im Sonnenscheine wunderbar glänzt, und unter den Steinen einen kleinen *Gekko* von dunkler Farbe. Keines dieser Thiere ist schädlich.

Die Bay *Taïohaé* ist arm an essbaren *Fischen*; reicher daran ist die Bay *Waïtahu*. Häufig ist der *Hay*. Von *Schalthieren*, die ebenfalls selten sind, hat man *Porzellanmuscheln*, den grossen *Triton*, den die Eingebornen als Kriegsposaune gebrau-

chen, *Leda-Eier*, *Schlangenköpfe*, *Kauris* etc., aber Alles in geringer Menge.

Auch *Insekten* sind selten. Man kennt zwei oder drei Arten von *Lepidopteren* und etwa eben so viel von *Orthopteren* und *Coleopteren*.

Die Bewohner der Marquesas sind unwidersprechlich das schönste unter den Völkern der malayischen Rasse, welche sich auf den Inseln Ozeaniens niedergelassen haben. Sie sind wohlbeleibt, jedoch nicht in dem Grade, wie die Tahitier oder die Sandwich-Insulaner. Ihre zierlichen Hände und Füsse haben vielleicht nicht das Athletische wie die Glieder der Eingebornen von Tonga und Neu-Seeland, aber sie sind nicht weniger muskelkräftig und an Körperbau übertreffen die Nukahiwer im Ganzen weit die Bewohner des Samoa-Archipels. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen lichter als bei den Eingebornen der eben genannten Inseln. Sie kommt fast mit der der Araber in Algerien überein. Die dunklern Schattirungen einzelner Individuen scheinen mehr von der grössern oder geringern Einwirkung der Sonnenstrahlen herzurühren; denn auch die auf den Inseln einheimischen Europäer erlangen, wenn sie die leichte Landestracht annehmen, dieselbe Hautfarbe wie die Eingebornen. Unter den Letztern giebt es Einzelne, besonders Frauen, welche eben so weiss sind wie die Europäer; aber sie bewirken diess auf künstliche Weise mittelst der Wurzel der *Papa*-Pflanze.

Bei den Männern verschwindet die natürliche Farbe gewöhnlich unter der schwärzlichen *Tätuirung*, welche alle Theile des Körpers bedeckt. Die Zeichnungen und Muster sind bei den Nukahiwern fast dieselben wie bei den Neu-Seeländern; nur sind die Linien zarter und hinterlassen keine so tiefen Furchen in der Haut, wie bei diesen. Vorzüglich unterscheiden sich die ältern Häuptlinge durch die Menge und kunstreiche Anordnung der Zeichnungen, welchen unstreitig eine gewisse Bedeutung zum Grunde liegt. Alle Theile des Körpers sind damit bedeckt, sogar bei Manchen die Lippen und die Augenlider und selbst das Innere des Mundes und der Nasenlöcher. Auch die Frauen sind tätuirt, doch nicht über den ganzen Körper. Nur die Arme, Hände, Füsse, Lippen und Ohrläppchen werden auf diese Weise verziert und die Muster und Bilder sind ganz anders als bei den Männern. Die zur Familie eines Häuptlings gehörigen Frauenspersonen sind an den Armen mit Zeichnungen von Fischen, Muscheln, verschiedenen Wellenlinien etc. tätuirt, so dass es aussieht, als ob sie lange schwarze Spitzen-Handschuhe anhätten. Die Operation des Tätuirens ist im Wesentlichen dieselbe, wie bei den Neu-Seeländern*).

Was die verschiedenen *Klassen* der Bevölke-

*) S. den XVI. Jahrgang (1838) dieses Taschenbuchs, S. 173 u. f.

rung anbelangt, so unterscheidet man zuvörderst zwei grosse Abtheilungen: die *tabuirte* (nicht anrührbare, d. h. heilige) und die *nicht-tabuirte.*

Zu den tabuirten Klassen gehören vor Allem die *Atuas.* Mit diesem Namen bezeichnet man zwar im Allgemeinen die Gottheiten der Nukahiwer, aber auch gewisse Männer aus der weiterhin zu erwähnenden Klasse der *Tauas,* welche bei ihren Lebzeiten unter die Götter versetzt worden sind. Die *Atuas* beherrschen die Elemente, geben reiche Aerndten oder machen den Boden unfruchtbar, strafen mit Krankheit und Tod, und die Furcht vor ihnen ist so gross, dass man, um sie zu versöhnen, Menschenopfer bringt. Zum Glück ist ihre Zahl nicht gross. Es giebt höchstens einen oder zwei solche Göttermänner auf jeder Insel; sie leben in geheimnissvoller Zurückgezogenheit. Zuweilen erben ihre Würde und die Ehrenbezeigungen, welche sie vom Volke erhalten, auch auf ihre Nachkommen fort.

Die *Akaïkis* oder *Kakaïkis* sind die bürgerlichen Häuptlinge; die Frauen dieser Klasse heissen *Atépéïu.* Sie geniessen keine besondern äussern Auszeichnungen. Sie mischen sich unter das übrige Volk, fahren auf ihren Piroguen ins Meer hinaus, fangen Fische zum Unterhalt ihrer Familie und bauen sich ihre Häuser selbst, wie die Geringsten ihres Stammes. Sie dürfen ihren Unterthanen keinerlei Steuer auflegen, und was sie brauchen, er-

langen sie von diesen entweder durch Tausch oder als freiwilliges Geschenk. Indessen gesteht man ihnen ein Erbrecht auf ihre Ländereien zu und ihre Personen so wie ihr Eigenthum sind unverletzlich (*tabu*). Auch hilft ihnen das Volk bei gewissen Arbeiten, zu welchem Ende sie ein Fest geben und dann den Gästen ihre Wünsche vortragen.

Die *Tauas* (*Tawas*) sind, wie schon gesagt, eine Klasse von Männern, welche nach ihrem Tode Götter werden, aber schon bei ihren Lebzeiten die angeerbte und forterbende Fähigkeit besitzen, von den Göttern oder auch von den schon verstorbenen Tauas höhere Eingebungen zu empfangen. Sie kennen daher die Ursache der Unglücksfälle, welche das Volk betreffen, und sagen die Gefahren voraus, welche es bedrohen. Man hört sie zuweilen in der Nacht ein heftiges Geschrei in rauhen und seltsamen Tönen ausstossen, worauf sie ihre natürliche Stimme wieder annehmen und mit einem unsichtbaren Wesen zu sprechen vorgeben, mit einer Gottheit, die ihnen ihren Willen offenbart. Sie fallen bei solchen Gelegenheiten in heftige Verzuckungen, oder laufen wie toll in der ganzen Gegend umher, weissagen Tod und Verderben und schreien nach Opfern, die erzürnten Götter zu versöhnen. Die *Tauas* sind ausserdem auch Aerzte und Beschwörer bei allen innerlichen Krankheiten. Die

Nukahiwer betrachten nämlich jede Krankheit, deren Sitz nicht unmittelbar wahrnehmbar ist, als eine Strafe der Götter. Die Tauas nehmen an, dass der erzürnte Gott in den Eingeweiden des Leibes sitze und suchen ihn daher durch Streicheln mit der flachen Hand oder Reiben etc. zu besänftigen. Lässt der Schmerz nach, so ist der Gott versöhnt. Sind aber diese Mittel nicht wirksam, so setzt man den Kranken ins Wasser, begiesst ihm den Kopf und peitscht ihn mit Ruthen. Dass dergleichen Mittel zuweilen helfen, ist nicht zu verwundern und erhält die *Tauas* in ihrem Ansehen. Ueberhaupt ist der Einfluss, den sie auf die Gemüther des Volks ausüben, sehr gross. Wenn ein Tatua stirbt, so werden seinen Manen sogar Menschen geopfert, mehr oder weniger, je nachdem der Verstorbene in grösserm oder geringerm Ansehen stand. Zu diesen Opfern sind die Gefangenen bestimmt, welche bei feindlichen Ueberfällen der benachbarten Thäler gemacht werden.

Die *Tahunas* oder *Tuhunas* sind die eigentlichen Priester des nukahiwischen Cultus und bilden eine zahlreiche, obwohl nicht so wie die vorige gefürchtete, Klasse; auch ist ihr Amt nicht erblich. Sie müssen eine Lehrzeit aushalten und ihr Amt besteht hauptsächlich in der Verrichtung der den *Atuas* oder Göttern darzubringenden Opfer, so wie der übrigen religiösen Feierge-

bräuche, worunter auch das Hymnensingen und das Trommelschlagen an festlichen Tagen, bei Begräbnissen und chirurgischen Operationen, die ihnen ausschliesslich obliegen, gehören. Durch Letzteres unterscheiden sie sich von den *Tauas*, welche sich nur mit innerlichen Krankheiten befassen. Sie verbinden die Wunden der Krieger, heilen gebrochene Glieder und sollen sich sogar aufs Trepaniren verstehen, welches sie mittelst eines Hayfischzahnes verrichten. Man erkennt die *Tahunas* äusserlich an einer Art Mütze, die sie tragen und aus einem Kokosblatte machen. Der Stiel kommt auf die Stirn und das Blatt bedeckt den übrigen Kopf. Auch tragen sie ein ähnliches Kennzeichen um den Hals, indem sie einen Kokospalmen-Zweig spalten und den Kopf durch die Oeffnung stecken. Die von den Blättern entblössten Rippen hangen über den Rücken und die Brust herab. Dieser Schmuck ist der gewöhnlichste und wird unabänderlich bei allen religiösen Feierlichkeiten getragen.

Die *Uhus* sind Leute, welche das Geschäft haben, den *Tahunas* bei den Menschenopfern behilflich zu seyn. Nur solche Männer, welche im Kriege einen Feind mit dem *Uhu*, einer Art Keule (daher der Name), erschlagen haben, können zu diesem Amte befördert werden. Ausserdem haben die *Uhus* das Recht den Festen der *Tauas* beizu-

wohnen; welches den untern, nicht-tabuirten, Klassen verboten ist.

Welchen Rang die *Toas*, oder die durch Heldenthaten berühmten Kriegerhäuptlinge, haben, ist nicht genau bekannt; doch scheint dieser Titel wesentlich verschieden von dem des *Akaïki* oder bürgerlichen Häuptlings, obschon ein und dieselbe Person beide Titel zugleich führen kann. Uebrigens ist der Ehrenname *Toa* nichts weiter als ein Titel und giebt keine Ansprüche auf irgend eine Obergewalt, ausgenommen das Recht, im Kampfe voranzugehen. Vielleicht ist der *Toa* eines bestimmten Stammes mit der Leitung des Gefechts beauftragt, obgleich im Allgemeinen jeder einzelne Krieger nach seinem Gutbefinden kämpfen oder sich zurückziehen kann, ohne von einem fremden Willen abhängig zu seyn.

Die *Nati-Kaha* sind Leute, welchen man Zauberkräfte zuschreibt; sie scheinen zur Klasse der *Tauas* zu gehören oder sind vielleicht einerlei mit diesen, so dass »Nati-Kaha« nur eine besondere Benennung ist.

Die *nicht-tabuirten* Klassen umfassen das gemeine Volk oder alle diejenigen, welche kein Grundeigenthum besitzen oder weder als tapfere Krieger noch sonst als geschickte Leute bekannt sind. Man unterscheidet folgende einzelne Klassen:

Die *Peïo-Pekeïos*, die von den Häuptlingen unterhalten werden, bei welchen sie Sklavendienste

verrichten, das Land bauen, die Früchte einsammeln und die Speisen bereiten müssen.

Die *Awerias*, eine mehr unabhängige Klasse, welche sich ausschliessend von der Fischerei nährt und vorzugsweise die Küsten bewohnt. Die übrigen Eingebornen treiben nur zufällig Fischfang und nur dann, wenn sich kein anderer Nahrungszweig darbietet.

Die *Hokis* oder *Kaïoas* sind eine Art wandernder Sänger, welche von Stamm zu Stamm herumziehen und bei den grossen Festen auch die Tänzer machen. Sie sind sehr eitel in Bezug auf ihren Putz und färben sich weiss, wie die Weiber, mit dem Safte der Papa-Wurzel. Trotz ihrer Geschicklichkeit stehen sie in keiner besondern Achtung bei einem Volke, das von Schöner Kunst noch keinen Begriff hat.

Eine noch niedrigere Stufe nehmen die *Nohuas* ein. Sie sind die elendeste Volksklasse, leben von der Bearbeitung des Bodens und liefern zu den religiösen Festen der Tauas die Menschenopfer.

Obgleich die Ländereien ausschliesslich den tabuirten Klassen gehören, so werden doch zuweilen einzelne Grundstücke solchen nicht-tabuirten Personen geschenkt, welche sich durch irgend eine Geschicklichkeit, z. B. die Verfertigung von Piroguen, Waffen, oder Fischergeräthschaften, auszeichnen. Diese Gunst verschafft ihnen auch eine

bessere Stellung in der Gesellschaft, so dass sie manche Vortheile der Tabuirten geniessen.

---

Die *geschichtlichen Ueberlieferungen* der Nukahiwer sind dürftig. Was man davon weiss, verdankt man Personen, die sich längere Zeit bei ihnen aufgehalten und ihre Sprache, Sitten und Gebräuche genauer kennen gelernt haben. Das Meiste ist in den heiligen Gesängen der *Tahunas* oder Priester enthalten, welche sich auf den Ursprung der Inseln, die Namen anderer ihnen bekannter Inseln, die Genealogie der Häuptlinge, die Geschichte ihrer Kriege, die Thaten ihrer Helden und überhaupt auf merkwürdige Begebenheiten und Ereignisse beziehen.

Die *Entstehung des Nukahiwa-Archipels* wird auf folgende Weise erzählt. Die Bestandtheile dieser Inseln waren ehemals im *Havaïki* (dem untern Bezirk, oder dem Orte, wo die Seelen der Verstorbenen wohnen) verborgen und wurden durch eine Gottheit emporgebracht, welche daraus die jetzigen Inseln bildete. Damals aber gab es noch kein Meer. Dieses entstand erst durch ein Weib, welches auch die Thiere und die Pflanzen schuf. Die Menschen und die Fische waren tief unter der Erde in Höhlen eingeschlossen. Eine grosse Explosion warf die Menschen auf die Oberfläche der Erde und die Fische schleuderte sie ins Meer. — Die nämlichen heiligen Gesänge enthalten auch die

Namen von 44 andern Inseln ausser Nukahiwa. Darunter sind mehre, welche sich auf einige der *Gesellschaftsinseln* (*Taïti*) beziehen. Eine andere wird als einen kleinen See enthaltend beschrieben, worunter augenscheinlich *Pomotu* zu verstehen ist. Eine der auf diese auswärtigen Inseln sich beziehenden Ueberlieferungen erzählt die Einführung der Kokospalmen auf Nukahiwa. Der Gott *Tao*, welcher von der Insel *Oata-Maaua* oder *Otupeu* kam, brachte diesen Baum in einem Kahne nach Nukahiwa. Die Einzelheiten dieser Begebenheit sind höchst umständlich beschrieben. Die *Tahunas* haben ähnliche Erzählungen von dergleichen Besuchen, welche Götter anderer Inseln auf *Nukahiwa* abgestattet haben. Man sieht daraus, warum die ersten hieher gekommenen Seefahrer *Atuas* (Götter) genannt werden, ein Name, den die Nukahiwer jetzt allen Europäern beilegen, obschon diese in ihren Augen gegenwärtig keine so erhabenen Wesen mehr sind, als sie ihren Vorältern erschienen seyn mögen.

Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts auf dem Archipel hat der Amerikaner *Porter* 1813 vom Häuptling *Keatanui* folgende Mittheilungen erhalten. *Otaïa* (Tagesanbruch) und *Owanowa* (oder *Ananuna*), sein Weib, kamen von einer Insel, *Wawao* genannt, und bevölkerten die Nukahiwa-Inseln. Sie brachten verschiedene Gewächse mit, nach denen ihre 40 Kinder benannt wurden, mit

Ausnahme des Erstgebornen, welcher den Namen *Po* (Nacht, eigentlich schwarz, dunkel) erhielt. *Keatanui* bezeichnete als den Ort, wo sich *Otaïa* und sein Weib niederliessen, das Thal *Taïo-Hae* und rühmte sich von ihm abzustammen. Er führte seinen Stammbaum durch 88 Generationen hinauf und stand deshalb bei den Häuptlingen aller Stämme der Insel im grössten Ansehen.

Denselben Mittheilungen *Porters* zufolge haben die Eingebornen keine Erinnerung an den Spanier *Mendaña* bewahrt, was wohl möglich ist, da dieser Seefahrer die Insel *Tawata* besuchte und Nukahiwa wenig davon berührt gewesen seyn mochte. *Keatanui* erzählte auch die Einführung der Schweine. Etwa 300 oder 330 Jahre vor der Ankunft Porters besuchte ein Gott, Namens *Haïi*, alle Inseln des Archipels und brachte Schweine und Hühner mit, die er zurück liess. In der Bay *Atautua*, an der Ostküste der Insel Nukahiwa, wo er zuerst landete, grub er nach Wasser und fand auch welches. Der Baum, unter dem er wohnte, wird noch jetzt von den Eingebornen als heilig verehrt; doch wissen sie nicht zu sagen, ob er in einer Pirogue oder in einem grossen Schiffe gekommen, auch nicht, wie lange er sich aufgehalten hat. Kein bekannter Reisebericht steigt bis 300 Jahre oder gar darüber hinauf und diese Zeitangabe scheint daher unrichtig. Wahrscheinlich war der sogenannte Gott *Haïi* ein Spanier, was sich aus der Aehnlichkeit

des Namens, welche die Eingebornen dem Schweine geben, *Puaka* oder *Puarka*, mit dem spanischen *Puerco*, schliesen lässt. Auch ist bekanntlich das Stille Meer zuerst von Spaniern befahren worden.

Die Einführung des *Eisens* geschah auf folgende Art. Mehre Jahre später als Haïi hier gewesen war, kamen Leute von derselben Farbe wie die Nukahiwer, aber nicht tätuirt, auf einem Schiffe mit zwei Masten, welches in der Bay *Anahu*, an der andern Küste der Insel, vor Anker ging. Sie brachten Nägel, welche sie gegen Schweine austauschten. Die Eingebornen wussten den Werth dieses Metalls so zu schätzen, dass sie von allen Seiten herbeikamen, um desselben theilhaftig zu werden. Vermuthlich war dieses Schiff die Brick *Solide* aus Marseille, unter Capitän *Marchand*, welche 1791 diese Inseln besuchte und nur zwei Masten hatte.

Zu *Porters* Zeit, 1813, gab es einen oder zwei Hunde und einige Katzen auf der Insel Nukahiwa. Letztere waren vor etwa 40 Jahren (also 1773) von einem Gotte, Namens *Hüa-Hüa*, hieher gebracht worden. Er kam in einer Pirogue, so gross wie eine Insel, nach *Tawata*, wo zuvor nie ein solches Fahrzeug gesehen worden, auch Niemand je etwas davon gehört hatte. Dieser Gott tödtete während seines Aufenthalts einen Menschen. Letzterer Umstand und die Angabe der Zeit passen vollkommen auf den Engländer *Cook*, welcher

1774 diese Inseln besuchte. Ueberdiess kam er von *Taïti*, woraus die Eingebornen den Namen *Hita-Hita* gemacht haben mögen.

Die Ueberfahrt von der Insel *Wawao* nach den Marquesas beträgt zwar 680 Seemeilen, ist aber mittelst des südöstlichen Passatwindes, der den grössten Theil des Jahres herrscht, nicht schlechterdings unausführbar, zumal wenn man erwägt, dass jene Winde oft nach Süden umsetzen und dass der Weg mit zahlreichen Inseln besetzt ist, welche den Schiffern Hilfsmittel darbieten. Ueberdiess sind die Piroguen der Insel *Tonga* unendlich besser als die der meisten andern Völker Ozeaniens; sie gehen sehr schnell und halten oft ziemlich schlechtes Wetter aus.

Die Wanderungen der ozeanischen Inselbewohner sind heut zu Tage unbestreitbare Thatsachen. Niederlagen in Gefechten, die Unterdrükkung eines mächtigen Nachbars, eine zeitweilige Hungersnoth oder die Unfähigkeit des Bodens zur Ernährung seiner Bewohner treiben in Vertrauen auf die Weissagungen der Priester ganze Familien ins Weite, um bessere Wohnsitze aufzusuchen. Man sieht daraus, wie die Inseln Ozeaniens sich im Laufe der Zeit allmählich bevölkert haben. Auch auf *Nukahiwa* hat der Glaube an das Vorhandenseyn zahlreicher Inseln in der Nachbarschaft mehrmals solche Auswanderungen veranlasst, über deren Schicksale indessen nichts bekannt gewor-

den ist. *Keatanui's* Grossvater war einst nebst mehren Familien in vier grossen Piroguen, beladen mit Schweinen, Hühnern und mancherlei Gewächsen, in See gegangen; man hat aber nie wieder von ihm gehört. Andere solche Züge, zum Theil mehre Hundert Mann stark, sind seit 1811 ausgewandert.

Fast immer sind es die Priester, welche dergleichen Auswanderungen betreiben. Wenn einige Familien fortgegangen, so schleichen sie sich des Nachts zu den Häusern der hinterbliebenen Verwandten, schreien als ob sie mit irgend einem verborgenen Feinde kämpften und verkündigen zugleich, dass die Ausgewanderten reizende und fruchtbare Länder gefunden haben, und machen dadurch den Wunsch rege, ebenfalls ein so glückliches Unternehmen zu versuchen.

Der Einfluss der Priester auf die Gemüther des Volks ist überhaupt sehr gross. Die zum Götterdienst bestimmten Häuser (*Meae* oder *Meïe*) unterscheiden sich nur dadurch von den übrigen Gebäuden, dass sie einen grössern und weitern Eingang haben. Im Thale der *Happas* sieht man ein solches Meae, welches aus zwei Hauptabtheilungen besteht; die erste, grössere, war, als es *Stewart* besuchte, mit verschiedenen Opfergaben angefüllt, die zweite, kleinere, enthielt zwei roh gearbeitete Götzenbilder, deren eines, dem römischen Janus gleich, zwei Gesichter hatte. Ein anderes solches Haus im Thale *Haka-Happa* erfüllte den Besucher

mit dem grössten Abscheu. Es war der Ort, wo die Menschenopfer dargebracht wurden. *Porter* bemerkte, dass die Eingebornen ihren Götzenbildern wenig Verehrung bezeigten. Sie zupften sie bei den Ohren und machten ihn auf ihre hässlichen Arme und Beine etc. aufmerksam. Als er sie fragte, warum sie diese Bilder so geringschätzig behandelten, sagten sie, dass diese Gottheiten keinen hohen Rang hätten, sondern nur gleichsam die häuslichen Diener und Begleiter des Hauptgottes seien. Letzterer wurde nun aus einem Behältnisse herausgenommen, das in dem dichten Laubwerke eines Gehölzes versteckt lag. Es war nichts weiter als ein ziemlich schlechtes Stück Holz, aber in einen weissen Stoff eingewickelt und auf einen Kokoszweig gesteckt. Die anwesenden Eingebornen begannen sogleich die Feierlichkeiten ihres Cultus. Einer nahm den Gott in seinen Arm, während die Uebrigen sangen und in die Hände klatschten. Er schwang das eingewickelte Götzenbild mehrmals hin und her, hob es empor oder warf es auf die Schultern, indem er dabei allerlei Sprünge machte. Auf diese Anstrengung folgte eine kurze Pause, dann wurde ein neuer Gesang angestimmt und man trug den Götzen nach und nach zu verschiedenen Punkten des eingehegten Platzes, wo jedes Mal ein wenig angehalten wurde, und am Schluss dieses Umganges brachte man ihn wieder auf seinen ersten Platz unter das Laubwerk des Kokosgebü-

sches. Der Mann, welcher ihn getragen und die beschriebenen Ceremonien verrichtet hatte, wandte sich jetzt mit mehren Fragen an die Menge, und da die Antworten ihn zu befriedigen schienen, so legte er das Götzenbild wieder in das erwähnte Behältniss. *Porter* konnte von *Wilson*, seinem Dolmetsch, keine andere Auskunft über das Vorgefallene erhalten, als dass die Gesänge Lobpreisungen zu Ehren des *Atua* gewesen seien.

Der Missionär *Crook* beobachtete ähnliche Feierlichkeiten auf der Insel *Tauata*. Die Priester schwangen ein Stück Holz, das in weisse Stoffe eingewickelt und mit vier Kriegsmuscheln verziert war, mehrmals auf und nieder, und richteten dann mehre Fragen an die Volksmenge, welche sie in einem und demselben Tone beantwortete. Bei einer andern Gelegenheit legten die Priester auf ein seltsam verziertes Gefäss einen Menschenschädel, von einem Blumenstrauss umgeben. Ein auf einer Stange befestigter Kokospalmen-Zweig stellte den Leichnam eines geopferten Menschen vor, während andere Gegenstände, wie eine kleine mit Haarbüscheln besetzte Pirogue, ein Gürtel und ein gekrümmtes Stück Holz emporgehoben und der Versammlung gezeigt wurden, auf die Art wie die *Tahunas* ihre Werkzeuge zum Himmel emporheben, wenn sie sich anschicken, eine chirurgische Operation zu verrichten. Es scheint, dass man auf diese Weise den Beistand eines höhern Wesens anrufen will.

Die Furcht vor *Zaubereien* ist ein hervorstechender Zug im Charakter der Nukahiwer. Die schon erwähnten *Nati-Kahas* besitzen angeblich das Vermögen, ihre Feinde mit dem schrecklichen *Kaha* zu belegen. Dieser Zauber besteht darin, dass in ein Baumblatt Speichel, Haare und sogar Menschenkoth eingewickelt, dieses dann in einen aus künstlich verschlungenen Knoten zusammengesetzten Sack gethan und das Ganze unter Beobachtung gewisser Gebräuche in die Erde verscharrt wird. Die auf diese Weise bezauberte Person verfällt sogleich in eine Krankheit, welche zwanzig Tage dauert und mit dem Tode schliesst. Das einzige Mittel dagegen ist, die Stelle, wo der Zauber verscharrt ist, ausfindig zu machen und ihn herauszunehmen. Jede anhaltende Unpässlichkeit, die Schwindsucht, überhaupt alle Krankheiten von einiger Dauer, selbst die Blindheit, werden dem *Kaha* zugeschrieben und man sieht beständig einzelne Leute herumgehen und Stellen aufsuchen, wo ein *Kaha* verborgen seyn könnte.

Die Nukahiwer sind zwar noch frei von den zahlreichen *Krankheiten*, welche im Gefolge der Civilisation auftreten; aber gleichwohl leiden sie an mehren, zum Theil schrecklichen Uebeln, die von ihrer Lebensweise unzertrennlich sind. Nur durch eine dünne Matte von dem nackten Erdboden geschieden, auf dem sie schlafen, ziehen sie sich Lungen- und Luftröhren-Entzündungen

und Leberbeschwerden zu, oder leiden in allen Gliedern an schmerzhaften Rheumatismen. Die Wassersucht schreiben sie dem Genusse tabuirter Früchte zu. Ausser den durch das Tätuiren verursachten Entzündungen und Blutgeschwüren, sind sie noch mehren andern Hautkrankheiten preisgegeben, namentlich der Elephantiasis und einer Art Aussatz (Lepra), welche vielleicht aus dem Missbrauch des *Kawa* entsteht, wodurch die Haut mit weissen Schuppen bedeckt wird. Nicht minder häufig sind die Skrofeln. Ueberhaupt ist es nichts Seltenes, Leuten mit ekelhaften Geschwüren zu begegnen. Die Kinder sind meistens mit *Haut*-Ausschlägen behaftet. Eben so sind Augenkrankheiten häufig und gehen zuweilen in gänzliche Erblindung über. Hiezu ist in neuerer Zeit durch den Umgang mit Europäern noch die Lustseuche gekommen, doch hat sie bis jetzt keine grosse Verbreitung gewonnen. Im Ganzen kann man die Bevölkerung der Marquesas für gesunder erklären als die irgend einer andern ozeanischen Insel.

Wenn Jemand schwer erkrankt, so legt er sich nieder und sucht so ruhig als möglich zu scheinen. Die Verwandten sorgen für seine Bedürfnisse und wenn die Krankheit sich verschlimmert, so beschäftigen sie sich offen mit den Vorbereitungen zu seiner Beerdigung, ohne dass der Kranke, der diess Alles mit ansieht, sonderlich davon be-

troffen zu werden scheint. Er betrachtet diese Anordnungen als Beweise ihrer Liebe. Bei Annäherung des Todes kommen eine Menge Weiber ins Haus, während die *Tauas* ihre ganze Kunst aufbieten, den letzten Augenblick noch fern zu halten. Die Weiber sind in Stoffe von weisser Tapa gekleidet, aber nicht, wie sie sonst pflegen, mit Kokosöl oder Papa-Saft gesalbt. Musketen werden abgefeuert; man hört heftiges Schreien und Klagen, und es findet dabei eine gewisse Uebereinstimmung Statt, in der Art, dass dieses Klaggeschrei der Weiber von Zeit zu Zeit mit denselben Cadenzen und Seufzern schliesst. Zuweilen springen sie auch wie rasend um den Sterbenden herum und schlagen und stechen sich mit spitzigen Steinen und Hayfischzähnen. Dann treten Pausen ein und neue Klagweiber treten an die Stelle der ermüdeten, während diese sich unter die Zuschauer mischen, die übrigens wenig von dem ganzen Schauspiel ergriffen zu werden scheinen.

Ist der Kranke verschieden, so wird die Leiche sorgfältig gewaschen, und in einer kleinen für diesen Augenblick neben der Wohnung errichteten Hütte auf eine Matte, die auf einem Gestelle ruht, gelegt. Man bedeckt die Leiche mit einem Stück Tapa, das noch nicht gebraucht worden und die Priester singen mehre Tage lang (?) Trauergesänge, während die Verwandten und Freunde bei der Leiche wachen und sie unaufhörlich mit Kokosöl

salben. Unterdessen wird auch, wenn der Verstorbene zu einer tabuirten Klasse gehört, je nach den Vermögensumständen, ein Festmahl zubereitet, zu welchem die Häuptlinge und alle andern Mitglieder höherer Klassen durch eigene, in Trauerkleidung gehüllte Boten eingeladen werden. Die Gäste versammeln sich nun in einem benachbarten, eigens dazu bestimmten Hause, während die davon ausgeschlossenen Frauen ausserhalb desselben sich aufstellen. Von dem Augenblicke an, wo der Kranke verschieden ist, bis zur Beendigung der Priestergesänge, haben alle Angehörigen fasten müssen. Dann aber beginnt das Mahl, welches vornehmlich aus gebratenen Schweinen besteht. Das Familienhaupt zerlegt das Thier mit einem spitzigen Stück Holz. Der Kopf gebührt dem obersten Priester, das Uebrige wird den Häuptlingen vorgelegt, welche ihrerseits ihren Freunden davon mittheilen. Ausserdem besteht das Mahl in Brodfrüchten, Bananen und Kokosnüssen. Das Fest dauert so lange, als es noch etwas zu verzehren giebt, gewöhnlich aber drei volle Tage. Auch den Göttern wird bei solchen Mahlzeiten ein Theil der Speisen geopfert, indem jeder Gast etwas von dem ihm Vorgelegten auf die Seite wirft oder auch auf das Dach der Hütte legt. Die nächsten Umgebungen der Hütte bieten nach Beendigung des Festes eben keinen wohlgefälligen Anblick dar. — Die Leiche wird zuletzt, sorgfältig

MORAI AUF NUKAHIVA.

Verlag von J.G. Calve in Prag.

mit weissen Binden umwickelt, in einer Art von Sarg in einer besondern Hütte beigesetzt, welche *Tiâ Papao* heisst. Nach etwa einem Jahre wird ein zweites Fest gefeiert, worauf man die Reste des Verstorbenen, die jetzt nur noch in Gerippe bestehen, eigens einpackt und in den *Morais* niederlegt. Dies Alles gilt jedoch nur für die Stammhäuptlinge; dem Verstorbene geringerer Klassen haben weder Vermögen noch Ansehen genug, um so festlich geehrt zu werden; man scharrt sie ganz einfach in die Erde.

Die *Morais* oder Grabstätten haben, wie alle Gebäude der Nukahiwer, eine steinerne Grundlage. Man findet sie zerstreut in den Thälern, ohne dass bei der Wahl der Stellen, wo sie errichtet werden, eine besondere Vorschrift Statt zu finden scheint. An der Bay *Taio Hae* befindet sich ein Morai, welches die Officiere der *Astrolabe* (unter *Dumont d'Urville*) zu besichtigen Gelegenheit hatten. Unter einer Art von [illegible] man etwa anderthalb Meter über [illegible] die Reste des Verstorbenen enthielt. Er war mit einer Hülle von weissem [illegible] und hatte nur an der Kopfseite eine [illegible] Oeffnung, durch die man hineinsehen konnte. [illegible] herum erhoben sich lange [illegible] flatternden schmalen Wimpeln [illegible] stand ein roher steinerner [illegible] hoch, und ebenfalls mit einer [illegible]

mit weissen Binden umwickelt, in einer Art von Sarg in einer besondern Hütte beigesetzt, welche *Tiï Papao* heisst. Nach etwa einem Jahre wird ein zweites Fest gefeiert, worauf man die Reste des Verstorbenen, die jetzt nur noch im Gerippe bestehen, eigens einpackt und in den *Moraïs* niederlegt. Diess Alles gilt jedoch nur für die Stammhäuptlinge; denn Verstorbene geringerer Klassen haben weder Vermögen noch Ansehen genug, um so festlich geehrt zu werden; man scharrt sie ganz einfach in die Erde.

Die *Moraïs* oder Grabstätten haben, wie alle Gebäude der Nukahiwer, eine steinerne Grundlage. Man findet sie zerstreut in den Thälern, ohne dass bei der Wahl der Stellen, wo sie errichtet werden, eine besondere Vorschrift Statt zu finden scheint. An der Bay *Taïo-Hae* befindet sich ein Moraï, welches die Offiziere des *Astrolabe* (unter *Dumont d'Urville*) zu besichtigen Gelegenheit hatten. Unter einer Art von offenem Schuppen sah man etwa anderthalb Meter über dem Boden den die Reste des Verstorbenen enthaltenden Kasten. Er war mit einer Hülle von weissem Tapa bedeckt, und hatte nur an der Kopfseite eine ziemlich breite Oeffnung, durch die man hineinsehen konnte. Rings herum erhoben sich lange Stangen mit malerisch flatternden schmalen Wimpeln und in der Mitte stand ein roher steinerner Pfeiler, etwa zwei Meter hoch, und ebenfalls mit einer Tapa-Decke ver-

hüllt. In der Mitte hatte er ein Loch, welches den Eingebornen viel Mühe gekostet haben mochte. Thierische, schon in Fäulniss übergegangene Stoffe, Reste von Früchten und Blumen, nebst dem Kinnbacken eines Schweines, verriethen, dass dem Todten zahlreiche Opfer gebracht worden waren. Die Bauart dieser Morai's ist so leicht, dass sie nach wenig Jahren ganz verfallen und nur die steinerne Grundlage übrig bleibt.

Den genauesten und zuverlässigsten Berichten zufolge müssen beim Tode jedes angesehenen Häuptlings Menschen geopfert werden. Diese Unglücklichen heissen *Heuna*. Sobald der Tod des Häuptlings erfolgt ist, gehen seine Krieger in die Gegend umher auf den Fang aus. Wehe dann der einzelnen Pirogue, die nicht bei Zeiten entfliehen kann! Wehe der in behaglicher Sicherheit ruhenden Familie! Wehe vor Allem dem einsam auf dem Felde beschäftigten Arbeiter! Er wird ergriffen, gebunden und nach dem Opferplatze geschleppt, wo sein Leichnam neben dem, zu dessen Ehren er unbarmherzig getödtet wird, zu verwesen bestimmt ist.

Der *Cannibalism*, diese schreckliche, bei so vielen wilden Völkern herrschende Entwürdigung der Menschheit, wird auch auf den Marquesas angetroffen, obwohl nicht mehr so häufig als in frühern Zeiten. Wahrscheinlich finden solche scheussliche Mahlzeiten nur dann Statt, wenn die Götter

keine Opfer verlangen, und es sind Gefangene, welche von den Kriegern verzehrt werden. Auf jeden Fall sind die Weiber von der Theilnahme daran ausgeschlossen. Der alte Häuptling *Nia-Hitu* schilderte den Offizieren des Astrolabe das Wohlgefallen, mit welchem er kleine Kinder verzehrte. Der vornehmste Anlass zu dergleichen unnatürlichem Gelüste ist ohne Zweifel das Gefühl der Rachsucht. Es giebt keine Familie, aus der nicht einer oder der andere unter den Streichen der Feinde gefallen wäre, und dafür muss Genugthuung erhalten werden. Daher stammen auch die fortwährenden blutigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen.

Andere Veranlassungen zu diesen immerwährenden *Kriegen* bieten der Besitz gewisser Ländereien und die Eroberungssucht mancher Stämme dar. Dem Ausbruche der Feindseligkeiten geht gewöhnlich eine Kriegserklärung voraus. Fast immer wird ein Häuptling abgeschickt, dem Feinde das kriegerische Vorhaben seines Stammes anzukündigen. Er begiebt sich zur Nachtzeit in das feindliche Dorf, wo sein Charakter als Abgesandter gehörig respektirt wird. Am folgenden Morgen kommt er zurück und giebt Nachricht von der Rede, die er gehalten hat. Nun versammeln sich die Krieger, die Kriegsmuscheln werden geblasen, die Trommeln gerührt und wo möglich auch Menschen, die *in diesem Falle Ne-ata* heissen, den Göttern geopfert.

Vor Einführung der Schiessgewehre bestand der Kampf in langwierigen Scharmützeln. Die streitenden Partheien stellten sich auf Anhöhen, die durch ein Thal von einander getrennt waren. Von der einen Seite traten dann einer oder zwei der Tapfersten hervor und forderten die Gegner durch Schreien und beleidigende Geberden zum Kampfe heraus. Hier war sogleich eine überwiegende Anzahl bereit, die Herausforderung anzunehmen, musste sich aber, da jene schnell von einer grössern Macht unterstützt wurden, zurückziehen und konnte erst nach erhaltener Verstärkung den Kampf fortsetzen. Dieses Vor- und Rückgehen geschah unter einem Hagel von Steinen und Wurfspiessen, denen aber die Meisten geschickt auszuweichen verstanden. Wurde gleichwohl einer niedergeworfen, so schleppten ihn die Feinde siegjubelnd, todt oder lebendig, fort. Diess reizte zu erneuertem heftigen Kampfe, denn die Stammesehre gestattete nicht, die Gefangenen oder Todten in den Händen des Feindes zu lassen, welcher sie entweder den Göttern geopfert oder auch verzehrt und die Köpfe und Haare als Trophäen aufbewahrt haben würde. Dergleichen Schädel zieren die Häuser aller berühmten Krieger, welche ihnen, zum Spott, Augen von Perlmutter, eine hölzerne Nase und Schweinszähne einsetzen. Die Löcher in diesen Schädeln, welche sie im Kampfe empfangen haben, sind oft so gross, dass man fast die Faust hineinstecken könnte.

Gegenwärtig hat diese Kampfart ihren ursprünglichen Charakter verloren. Man bedient sich der Feuergewehre und tödtet damit seinen Feind, der sich dessen nicht versieht, weit sicherer. Doch wird der Krieg dadurch auch mörderischer und man kann daraus die zunehmende Entvölkerung erklären, welche sich in neuester Zeit kund gegeben hat. Die Gefangenen werden nicht immer getödtet. Ein Häuptling oder ein Tahuna kann ihnen das Leben retten, wenn er den Gefangenen an Kindesstatt oder sonst als Familienglied annimmt. Auch gestattet eine besondere Einrichtung solchen Personen, welche Weiber benachbarter Stämme geheurathet haben, zur Zeit eines Krieges mit denselben, frei und unbelästigt zwischen beiden Thälern hin und her zu gehen. Diess ist besonders dann der Fall, wenn sie dadurch mit den Familien der Häuptlinge in Verwandtschaft gekommen sind. Sie machen dann die Parlamentaires, überbringen Friedensvorschläge, tragen Neuigkeiten von einer Parthei zur andern etc.

Die Nukahiwer haben, wie schon aus dem Bisherigen zu ersehen, keine feste *Regierungsform*. Das Ansehen der Häuptlinge beruht bloss auf ihrem grössern oder geringern Reichthum. Nur die tabuirte Klasse besitzt Grundeigenthum und kann dieses vererben, während das übrige Volk von seiner Hände Arbeit oder vom Fischfang lebt. Rohe Ueberlieferungen, die Furcht vor unsicht-

baren bösen Mächten, sind die Bande, welche diesen noch im Zustande der Kindheit befindlichen Staat zusammenhalten. Das einzelne Individuum ist vollkommen unabhängig und fügt sich nur dem äussern Zwang, wenn es gilt, einen gemeinschaftlichen Feind zurückzuschlagen; die Gefahr vereinigt dann alle Kräfte. Ausser derselben ist jeder Einzelne Herr seiner Handlungen. Er nimmt selten die Hilfe seines Nebenmenschen in Anspruch, denn fast alle Bedürfnisse kann er sich selbst befriedigen. Auch im Kriege handelt er oft für sich allein. Er kämpft offen mit dem einzelnen Feinde, auf den er stösst, oder tödtet ihn hinterlistig, wenn es nicht anders geht. Kein bürgerliches Gesetz regelt sein Benehmen, keine festgesetzte Strafe züchtigt ihn für verübtes Unrecht, und daher lässt er sich gehen, wie es seine Neigungen und Leidenschaften gerade verlangen. Er kennt überhaupt keine andern Pflichten gegen die Gesellschaft, als die des Familienbandes und der Verwandtschaft.

In diesem Zustande giebt es nur eine einzige *religiöse* Einrichtung, welche mächtig genug ist, muthwillige Beeinträchtigungen des Eigenthums zu verhindern und verderblichen Ausbrüchen der Leidenschaften Gränzen zu setzen. Diese ist das *Tabu*, welches als gebieterischer Ausspruch der Gottheit betrachtet und von den Priestern als deren Dienern in Wirksamkeit gesetzt wird. Der ursprüngliche Zweck desselben ist ohne Zweifel

der Schutz des Eigenthums, diese Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft, gewesen. Alle die oben beschriebenen Klassen der *Tauas*, *Tahunas*, *Akaïkis* etc. haben unter dem Schutze des Tabu eine grosse Gemeinschaft von Grundeigenthümern gebildet, die in den Augen des gemeinen Volkes, vermöge göttlichen Rechts, eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnimmt.

Das *Tabu* allein hat diese Sicherheit bewirkt; es allein schützt sie gegen die Angriffe ihrer ärmern Nachbarn. Gleichwohl reicht diese Schutzwehr nicht überall aus. Es kommen einzelne Fälle vor, wo der Starke sich des Eigenthums des Schwachen bemächtigt, ein mächtiger Verwandter das Vermögen eines noch unmündigen Erben an sich reisst. *Roquefeuille* war Zeuge eines Streites, der durch die ungerechten Ansprüche eines Oheims auf einen Theil der Güter seines Neffen entstand. Eine Art von Familienrath hatte sich versammelt, aber nichts entschieden. Ausser den beiderseitigen Verwandten und Freunden waren auch die übrigen Bewohner des Thales in verschiedenen Gruppen vereinigt, fast alle bewaffnet, um nach Umständen diesem oder jenem beizustehen. Von Zeit zu Zeit wurde der Zank so heftig, dass man glaubte, es werde zum Handgemenge kommen; indessen lief Alles ohne Blutvergiessen ab. Uebrigens bemerkt man, dass bei solchen besondern Fehden unter den Bewohnern eines und desselben

Thales die Erschlagenen nicht gegessen werden Auch den Kindern geschieht nichts zu Leide.

Das Tabu wird, wie schon gesagt, von den Priestern angeordnet, die sich darüber wahrscheinlich mit den Häuptlingen einverstehen. Es ist in jedem Thale und bei jedem Stamme von anderer Beschaffenheit. Auch wird es bei jeder feierlichen Veranlassung, beim Tode eines Häuptlings u. dgl., erneuert und abgeändert. Die Beschränkungen, die es auferlegt, sind eben so streng als zum Theil höchst sonderbar. Die Umgebung eines heiligen Ortes, das Haus eines Häuptlings, die zu besondern Festen bestimmten Gebäude, die Moraïs, so wie alles Eigenthum der höhern Klassen ist für die niedern Klassen *tabu*. Auch der Kopf des Mannes ist tabuirt; Niemand darf ihn berühren oder darüber hinwegschreiten. Man hat gesehen, wie Frauen sich scheuten, das Hintertheil eines Schiffes zu betreten, während in der darunter befindlichen Kajüte sich Häuptlinge aufhielten. Eben so sind alle Geräthschaften, Kleider, Werkzeuge etc. eines Häuptlings für die Leute anderer Klassen tabuirt. Hat sich ein Tabuirter auf die Matte einer nicht-tabuirten Person gelegt, so darf diese nicht mehr darauf schlafen, sondern muss sie zu einem andern Gebrauch verwenden.

Die Strenge des Tabu lastet vornehmlich auf den Weibern. Sie dürfen keine Pirogue betreten und kommen daher stets schwimmend an Bord

der fremden Schiffe. Vieles, was die Männer essen, ist ihnen verboten; auch müssen sie ihre Mahlzeit abgesondert von ihnen einnehmen. Neben den besondern Tabus giebt es auch allgemeine, z. B. das Verbot, zu einer gewissen Zeit sich dieser oder jener bestimmten Speise zu enthalten. Wenn Mangel an Schweinen eintritt, verbietet ein Tabu, sie zu tödten oder zu verkaufen. Die Offiziere des Astrolabe bemerkten auf ihren Ausflügen häufig, dass es die Eingebornen sehr ungern sahen, wenn man beim Liebkosen der Kinder ihre Köpfe berührte; ja die Kinder selbst bezeigten sich unwillig darüber.

Die Heurathen der Häuptlinge bringen häufig wohlthätige Tabus mit sich, welche den Frieden zwischen zwei Stämmen befestigen. Als einst ein Häuptling von *Tuïo-Hae* ein Mädchen aus dem Stamme der *Taïpis* geheurathet hatte, war die ganze Meeresstrecke, die sie bei der Ueberfahrt zu ihrem Gatten durchschnitten hatte, tabuirt. Es durfte kein Gefecht mehr auf dieser Strecke geliefert werden, und das Verbot erstreckte sich nicht bloss auf die Lebensdauer der Frau, sondern blieb auch nach ihrem Tode noch in Kraft; denn man setzte voraus, dass ihr Geist noch die Stellen besuchen könnte, wo sie gelebt hatte, und dass er jede ihrem Andenken zugefügte Beleidigung rächen würde. Nur in dem Falle, wenn der Häuptling sich von der Frau geschieden und diese

zu ihrem Stamme zurückgeschickt hätte, würde das Tabu erloschen seyn.

Zum Tabu dient vornehmlich die weisse Farbe. Die heiligen Plätze sind mit weissen Wimpeln umgeben. Bei Begräbnissfeierlichkeiten trägt man weisse Kleidung und wenn Streitigkeiten mit europäischen Schiffen entstehen, so giebt sich der Abgesandte, um Frieden zu stiften, durch ein Stück weisses *Tapa* und die Pflanze *Kawa* zu erkennen. Ausserdem bemerkt man aber auch an den eingezäunten Fruchtfeldern, am Stamme einiger Bäume und an den Grabstätten noch ein anderes Tabu-Zeichen, welches in einer Handvoll gewisser dürrer Kräuter besteht. Wahrscheinlich bezieht sich dasselbe nur auf Gegenstände der Nahrung und insbesondere bei den Moraïs auf die den Verstorbenen daselbst dargebrachten und in Lebensmitteln bestehenden Opfergaben.

Einer der wichtigsten Einflüsse des Tabu offenbart sich zu gewissen Jahreszeiten, wo allgemeine grosse Volksfeste Statt finden. Ob diese Feste, *Koïka* genannt, zum Andenken an gewisse Begebenheiten oder bloss nach willkürlichen Anordnungen gefeiert werden, ob sie regelmässig wiederkehren oder nicht, ist den Europäern noch unbekannt. Nur so viel weiss man, dass sich viel Menschen dabei einfinden. Jedes Thal hat seine eignen Feste dieser Art und so lange sie dauern, *gebietet* ein feierliches Tabu, den Fremden, die

daran Theil nehmen und selbst von dem benachbarten Inseln herbeiströmen, durchaus kein Leid zuzufügen. Es herrscht dann ein allgemeiner Waffenstillstand und Feinde sitzen hier vertraulich beisammen, die sich in wenig Tagen bekämpfen werden. Gewöhnlich aber ziehen die Fremden schon in der Nacht des dritten Tages wieder heim, da ihr sicheres Geleite sich nur bis dahin zu erstrecken scheint. Nach *Stewart*, der einem solchen Feste beiwohnte, finden diese Feste zur Zeit der Brodfrucht-Aerndte und auch wohl bei der Bestätigung eines Friedensvertrages zwischen zwei Stämmen Statt. Folgendes ist das Wesentliche der Beschreibung, die der erwähnte Missionär davon giebt.

Das *Tahua* oder der Schauplatz, wo die Feierlichkeit vor sich ging, stellte ein längliches Viereck vor, von etwa 20 Meter Länge und 13 Meter Breite. Ungeheure Steine und Felsblöcke von 2 M. Länge und 1 M. Breite waren regelmässig an und über einander gereiht und bildeten eine Art von Amphitheater für die Zuschauer. Andere niedrigere Steine dienten als Sitze für die Trommelschläger. Die Sänger, etwa 150 an der Zahl, befanden sich auf der für die Häuptlinge bestimmten Plattform. In der Mitte war ein ebener, von Steinen befreiter Platz, von etwa 7 Meter Länge und 4 M. Breite, welcher für die Schauspieler bestimmt war. Jedes Dorf besitzt eine solche Art

von Circus für dergleichen Festlichkeiten. Die Schauspieler waren ein zwanzigjähriger Jüngling und zwei Kinder von zehn bis zwölf Jahren. Alle drei waren seltsam mit langen weissen Haarbüscheln aufgeputzt, welche theils den Kopf bedeckten, theils an den Handknöcheln oder unten an dem weissen Stoffe angebracht waren, aus dem ihre Kleidung bestand. Das Weisse schien also, wie bei religiösen Feierlichkeiten, die herrschende Farbe zu seyn. Die beiden Knaben standen an dem einen Ende des Vierecks, der Jüngling am andern. Beide Theile bewegten sich nun, dem Takte der Trommeln folgend, tanzend gegen einander, anfangs langsam, aber allmählich geschwinder, bis der Tanz im schnellsten Tempo zu Ende ging. Auf diese Scene folgten Gesänge der Frauen, in langsamer und eintöniger Weise, aber nicht eben ganz unharmonisch, wobei durch Händeklatschen der Takt angegeben wurde. Noch Niemand hat den Inhalt dieser Gesänge aufgeschrieben; nur hat man die Namen einzelner Personen und gewisser Gegenstände unterschieden.

---

Obschon die Eingebornen fast nackt gehen, so haben sie doch, unabhängig von der Tätuirung, eine Menge *Schmuck* an sich und zwar ist diess, im Widerspruch mit dem, was bei andern Völkern Statt findet, mehr bei den Männern als bei

den Weibern der Fall. Für gewöhnlich besteht die Kleidung nur in einem schmalen Schurz, von einem aus der zarten Rinde des Maulbeerbaums verfertigten Zeuge, den sie um die Hüften tragen; an festlichen Tagen aber schmücken sich die Krieger das Haupt mit einem Kranze von wallenden Federn; eine Art Visir, mit kleinen rothen Früchten bedeckt, umgiebt die Stirn und ein ähnliches Band den Hals. In den Ohren stecken kleine, aber breite und weiss bemalte Stückchen Holz, oder auch Schweinzähne und Muschelschaalen, während eine Schnur von kleinen Stückchen Menschenknochen, die das rohe Bild des Kriegsgottes darstellen, auf der Brust herabhangt. Armbänder von Haarbüscheln, welche von erschlagenen Feinden herrühren, umschliessen die Handwurzeln und Fussknöchel, oft auch den Leib. Ein kurzer weisser Mantel, der die Brust bloss lässt, flattert im Winde, während der Krieger, seine Keule auf der Schulter, rasch einherschreitet und von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um aus einer Tritonmuschel langgezogene rauhe Töne vernehmen zu lassen, die als Aufforderung zum Kampfe allgemein verstanden werden.

Weit einfacher ist der Putz der Weiber. Keine Haarbüschel schmücken ihre Arme, kein Federbusch weht auf ihrem Haupte. Dagegen salben sie ihre Haare, die sie entweder am Nacken zusammenbinden oder frei um den Hals fliegen las-

sen, mit Oel aus Kokosnüssen. Ein schmales Band oder eine Art Turban, *Pahi* genannt, umgiebt die Stirn, eine Blumenschnur den Hals. Statt des Rockes dient ein von den Hüften bis an die Kniee reichender Schurz, das *Ahuaki*, ein bewundernswürdig feiner Stoff, der fast wie Gaze aussieht. Zuweilen, aber sehr selten, wird auch ein Mantel von einem gitterförmig gestreiften Zeuge nachlässig übergeworfen, so dass nur der eine Arm ganz entblösst bleibt. Man trägt ihn bloss zum Schutze gegen allzugrosse Hitze oder gegen die Kühle des Abends. Insbesondere wenden die Frauen grosse Sorgfalt auf die Pflege ihrer Haut und gleichen darin den Männern aus der Klasse der *Hokis* (oder auch *Kaïoas*), welche, auf Kriegerruhm verzichtend, als die Stutzer unter den Nukahiwern betrachtet werden können. Ein aus der Pflanze *Papa* bereitetes, sehr übel riechendes gelbes Pulver wird in Verbindung mit Kokosöl gebraucht, um die Haut nicht bloss weiss, sondern auch zart und geschmeidig zu machen. Diese Salbe ist die Hauptursache der oft unbescheidenen Neugierde, welche die Weiber in Betreff der weissen Haut der Europäer zu erkennen geben. Sie glauben nämlich, dass hier ebenfalls ein Mittel wie das ihrige angewendet werde, und wollen sich durch eigne Untersuchung davon überzeugen.

Männer und Frauen baden sich häufig, hauptsächlich der Abkühlung wegen. Gegen drei Uhr

Nachmittags sieht man überall am Meeresufer zahlreiche Gruppen, welche, nachdem sie eine Zeit lang sich in den Fluthen herumgetummelt haben, sich in den Schatten der Bäume zur Ruhe legen, um sich dann abermals ins Meer zu stürzen. Auch entfernt vom Meere hat man in den Flüssen und Bächen bei den Wohnorten eigene Badeplätze, die stets stark besucht sind. Dieser Gebrauch ist zuweilen den fremden Seeschiffen sehr unangenehm. Die Matrosen finden, wenn sie frisches Wasser holen wollen, die Schöpfplätze nicht selten mit Badenden besetzt, welche das Wasser nicht bloss trüben, sondern es auch, indem sie ihre kranken Glieder darin waschen, zu anderm Gebrauch ganz untauglich machen.

Bei den Männern ist das Kopfhaar auf dem Scheitel fast immer in zwei Büschel abgetheilt, deren jedes mit einer Binde umwickelt ist, so dass es aussieht, als ob zwei kleine weisse Hörner emporstünden. Diess giebt ihnen in Verbindung mit der schwarzen Tätuirung ein wahrhaft teufelmässiges Ansehen. Ein beträchtlicher Theil des Kopfes ist glatt geschoren. Ehemals bediente man sich dazu scharfer Muschelschaalen; gegenwärtig kennt man schon den Gebrauch vollkommnerer Werkzeuge, und die Muscheln dienen nur noch zum Bartscheeren. Bloss am Kinn lässt man eine Art von Bocksbart wachsen; ausserdem werden alle

andern Härchen im Gesicht und am ganzen übrigen Körper sorgfältig weggeschafft.

Die Entwickelung der *Industrie* richtet sich überall nach den Bedürfnissen der Völker. In dieser Hinsicht sollte man glauben, dass sie bei den Nukahiwern auf einer sehr niedrigen Stufe stehen müsse. Gleichwohl findet man, wenn man die Unvollkommenheit ihrer ehemaligen Werkzeuge betrachtet, einige wahrhaft bewundernswerthe Erzeugnisse ihres Kunstfleisses. Ein auf einem knieförmig gebogenen Stück Holz befestigter Stein diente als Hacke, Beil und Hammer. Mit diesem plumpen Werkzeuge fällte und spaltete man, vor der Einführung des Eisens, das Holz, und haute es zu Bretern für die Piroguen und zu Balken und Pfosten für die Gebäude zu. Andere spitzige Instrumente aus Perlmutter dienten als Bohrer, um Löcher ins Holz zu machen, während man mit scharfen Muschelschaalen oder mit sägeförmig zusammengesetzten Hayfisch-Zähnen die Waffen bearbeitete und verzierte. Gegenwärtig hat jeder Nukahiwer wenigstens ein Beil und es giebt deren schon so viele, dass sie in den Augen der Eingebornen fast keinen Werth mehr haben.

Die Wohnhäuser stehen meistens auf einer vierseitigen Erhöhung, welche aus grossen regelmässig auf einander gelegten Steinen gebildet ist. Diese 1 bis 1½ Meter hohe Plattform scheint den doppelten Zweck zu haben, die Feuchtigkeit des

HÜTTEN DER WILDEN AUF NUKAHIVA.

Bodens und die von den Bergen zur Regenzeit herabstürzenden Gewässer abzuhalten, und die Wohnung des Nachts vor einem unvermutheten feindlichen Anfalle zu schützen. Freilich ist es in letzterer Beziehung ein sehr schwaches Hinderniss; aber es hält doch für einen Augenblick auf und die schlafenden Bewohner gewinnen Zeit, sich zur Wehre zu setzen. Ein zum Wegnehmen eingerichteter, mit tiefen Kerben versehener Balken dient als Leiter oder Treppe, um in das Haus zu steigen, dessen Eingang so schmal und niedrig ist, dass man nur gebückt und gekrümmt hindurchkommen kann.

Alle diese Hütten unterscheiden sich nur durch die Grösse, aber nicht durch die Form. Es giebt deren von mehr als 25 Meter Länge und 2 (?) Meter Breite, während andere nur 7 Meter lang, 3 Meter breit und 2½ Meter hoch sind. Die Bauart ist einfach, aber sinnreich und dem Klima angemessen. Vier in den Boden aufrecht gesetzte Pfosten bilden zuerst die vier Ecken des Gebälkes. Am obern Ende sind sie eingeschnitten, damit die aus glatten und dünnen Kokosstämmen bestehenden Queerbalken darauf befestigt werden können. Der hintere Theil des Hauses ist höher als der vordere, so dass das Dach eine abschüssige Lage bekommt und das Ganze so aussieht, wie die Hälfte eines gewöhnlichen Hauses, das man der Länge nach getheilt hätte. Auf die Pfo-

sten und Balken legt man in die Queere andere Stangen von leichterm Holze, welche an beiden Enden mit Geflechten von Kokosfasern befestigt werden. Die Zwischenräume werden mit Rohr ausgefüllt, jedoch so, dass die Luft frei durchstreichen kann. Das eigentliche Dach besteht aus Stäben, welche mit den langen Blättern der Kokos- und der Zwergpalme umwickelt und dann so auf die Sparren gelegt werden, dass immer eines die Hälfte des andern bedeckt. Die Ränder des Daches gehen ein wenig über die Wände hinaus und schüzzen sie dadurch vor dem Regen. Ein paar viereckige Löcher dienen zugleich als Thüre und Fenster und können durch dichte Rohrschirme gut geschlossen werden. Auf die Erde wird an die hintere höhere Wand ein trockner, reiner und geglätteter Baumstamm gelegt und ein zweiter ähnlicher, etwa 1½ Meter davon und parallel mit ihm, in die Mitte des Hauses. Den Zwischenraum füllt eine Schicht trockener und wohlriechender Kräuter, welche mit groben Matten bedeckt wird und das gemeinschaftliche Bett der Familie vorstellt. Der hintere Balken dient als Kopfkissen, der vordere, um die Füsse daran zu stemmen. — In den Winkeln des Gebäudes sieht man die wenigen Geräthschaften und Werkzeuge der Besitzer. Die Waffen hangen an der Wand, so dass man sie gleich bei der Hand hat. Es giebt jetzt keinen Bewohner der Inseln, der nicht eine, wenn auch

noch so schlechte Flinte neben seinem Bett in Bereitschaft hätte. Im Innern des Hauses, wo man wohnt, wird kein Feuer angezündet. Als Küche dient ein kleiner Platz in einiger Entfernung davon, und daneben sind tiefe mit grossen Steinen bedeckte Löcher im Erdboden, worin man die zubereitete Brodfrucht aufbewahrt.

Die Nukahiwer leben hauptsächlich von Pflanzenspeisen. Schweine und Geflügel kommen nur an Festtagen auf die Tafel oder sind die Speise der reichen Häuptlinge. Auch Fische werden selten gegessen, aber nur weil es an guten Werkzeugen fehlt, sie zu fangen. Das Hauptnahrungsmittel ist die Brodfrucht, die man theils frisch oder in Form eines Teiges geniesst, welcher *Popoi* heisst. Der Geschmack ist süsslich, wenn es von frischen Früchten gemacht wird, aber säuerlich, wenn der Teig längere Zeit aufbewahrt worden war. Die Aufbewahrung geschieht zur Zeit der Reife. Die Frucht wird auf eine Art Rost über ein Feuer gelegt und es steigt ein dichter Dampf daraus empor, während die Schale an der untern Seite schwarz wird. Nach einiger Zeit nimmt man die Schale und das innere Kerngehäuse weg und es bleibt eine zarte schwammichte Masse von fadem Geschmack übrig. Diese Masse wird hierauf in einem Kübel mittelst eines hölzernen oder steinernen Stössels zu einer Art von Teig gestampft und nun in die oben erwähnten runden Löcher gelegt,

welche bis einen Meter oder darüber tief gegraben und sorgfältig mit Bananenblättern ausgelegt werden, damit der Teig nicht mit der Erde in Berührung komme. Wenn das Loch voll ist, bedeckt man es mit Erde und Steinen und nimmt dann für jede Mahlzeit so viel heraus, als zur Bereitung des *Popoï* nöthig ist. Bevor dieses gegessen wird, stampft man es nochmals und vermischt es mit Bananen, geriebnen Kokosnüssen, Süsskartoffeln oder andern Wurzeln.

Die Bananen werden noch im halbreifen Zustande ebenfalls in Erdlöchern aufbewahrt; nach wenigen Tagen sind sie vollkommen reif. Diese köstliche Frucht fehlt bei keiner Mahlzeit der Eingebornen, dient aber fast nur als Nachtisch. Das Taro, die Süsskartoffel etc. werden geröstet, bevor man sie mit dem *Popoï* vermischt. Die Fische isst man roh und taucht sie bloss in Popoï ein.

Das Braten des Fleisches, namentlich der Schweine, geschieht auf dieselbe Weise wie im ganzen übrigen Ozeanien, nämlich mittelst glühendheisser Steine, und ist aus ältern Reisebeschreibungen zur Gnüge bekannt. Auch Menschen, die man verzehren will, werden auf diese Art gebraten.

Ein eigenthümliches geistiges Getränk, worin besonders die Häuptlinge sich gern berauschen und welches innerhalb gewisser heiliger Bezirke mit einer Art von Feierlichkeit getrunken zu werden pflegt, wird auf folgende Art bereitet. Leute der gemei-

nen Klasse kauen die Wurzel der *Kawa*-Pflanze *(Piper metisticum)* und speien sie dann in ein hölzernes Gefäss. Hierauf begiesst man sie mit Wasser und lässt die Mischung gähren. Das daraus entstehende Getränk ist von weisslicher Farbe und stechendem säuerlichen Geschmack. Es verursacht unmittelbar nach dem Genusse einen heftigen Rausch und hinterlässt dann einen gänzlichen Mangel an Esslust und eine gewisse Erstarrung, so dass der Mensch blödsinnig und furchtsam wird und beim geringsten Geräusch erschrickt. Bei häufigerm Gebrauch überzieht sich der Körper mit weissen Schuppen und verfällt in eine Nervenschwindsucht, die in kurzer Zeit den Tod herbeiführt.

Die *Waffen* der Nukahiwer bestehen, ausser den Feuergewehren, in zwei Arten von Mordkeulen. Die eine ist 1¾ Meter lang und hat oben eine starke mit Schnitzwerk verzierte Bauchung. Es ist eine schwere Waffe, zu deren Gebrauch ein starker Arm gehört. Die zweite Art ist flach, mit scharfen Rändern und dient wahrscheinlich nur zum Verwunden, während mit der ersten ein Mensch auf der Stelle todtgeschlagen werden kann. Ein langer Spiess mit entweder glatter oder gezähnter Spitze dient ebenfalls beim Gefechte Mann gegen Mann. Aus der Ferne verwundet man den Feind durch einen Wurfspiess, dessen zerbrechliche und vergiftete Spitze in der Wunde stecken

bleibt. — Die Schleuder wird aus den Fasern der Kokospalme gemacht und hat ein korbartiges Geflecht, worein der Stein gelegt wird.

Eine der hübschesten *Handarbeiten* der Nukahiwer sind die flachen, halbrunden, geschmeidigen und leichten, mit einem dünnen Kalküberzuge versehenen Fächer, welche sich in den Händen der Greise, namentlich der alten Häuptlinge, gar anmuthig ausnehmen. Diese tragen ausserdem gewöhnlich einen langen schwarzen Stab von hartem Holze, an dessen oberm Ende ein Haarbüschel befestigt ist. Wenn man einen Häuptling damit ernst und würdevoll einherschreiten sieht, so sollte man glauben, der Fächer sei sein Szepter und der Stock sein Commando-Stab. Die Offiziere des Astrolabe sahen auch zwei kleine aus Holz geschnitzte Bilder, deren eines einen schlafenden Menschen, das andere einen Seevogel vorstellte; aber sie waren zu gut gearbeitet, als dass man sie für einheimisches Erzeugniss hätte halten können. Wahrscheinlich stammten sie von einem fremden Matrosen her. Aber wahre Meisterstücke der Eingebornen sind ihre Stelzen, besonders die Fusstritte an denselben. Man bedient sich ihrer zur Zeit der Ueberschwemmungen, welche durch das Austreten der Flüsse und Bäche verursacht werden.

Die Bereitung der unter dem Namen *Tapa* bekannten Stoffe ist sehr einfach. Die Rinde des *Papier*-Maulbeerbaums wird eine gewisse Zeit lang

in Wasser eingeweicht und dann mittelst eines viereckigen gekerbten Waschbläuels anhaltend so lange geklopft, bis sie hinlänglich geschmeidig und so ausgedehnt ist, dass man ein Kleidungsstück daraus machen kann. Die Dicke ist verschieden. Will man den Stoff dicker haben, so legt man mehre Stück Rinde auf einander; soll er dünn werden, so wird er länger geschlagen. Am feinsten ist die *Tapa*, welche zur Kopfbekleidung genommen wird. Gewöhnlich werden die alten Weiber mit dieser Arbeit beauftragt, die man daher häufig an den Ufern der Bäche damit beschäftigt sieht.

Die zum *Fischfange* dienenden Geräthschaften bestehen in einem Spiesse, dessen Ende mehre gezähnte Spitzen hat, und in Angelschnuren aus Kokosfasern mit einem Haken von Perlmutter. Letzterer ist je nach der Grösse der Fischgattung, für die er bestimmt ist, grösser oder kleiner. Es giebt deren z. B. so grosse wie eine Hand, welche zum Fange der Hayfische dienen. Manche sind aus Menschenknochen gemacht. Ein noch einfacheres Mittel zum Fischfange besteht darin, dass der Fischer im Wasser untertaucht und auf dem Boden die Blätter einer Pflanze *(Inophyllum Callophyllum)* ausbreitet, welche die Fische betäubt, so dass sie an die Oberfläche kommen und ohne Mühe gefangen werden können.

Das Vorstehende enthält Alles, was von den Sitten, der Lebensweise und dem Kunstfleisse der Nukahiwer bekannt ist. Ihr gesellschaftlicher Zustand steht noch auf den niedrigsten Stufen der Ausbildung. Kein Gesetz stellt die Gränzen der Willkür für den Einzelnen fest. Nur das auf Aberglauben beruhende *Tabu* schützt Leben und Eigenthum der höhern Klassen vor gewaltsamen Angriffen. Diesem gesellschaftlichen Zustande geht ein nicht minder mangelhaftes Familienleben zur Seite. Das Weib ist vollkommen frei. Sie wählt sich ihren Gatten selbst und zwar nach Belieben auf längere oder kürzere Zeit und zuweilen auch mehre Männer zugleich; so dass hier, im Gegensatz zum Orient, nicht der Mann, sondern das Weib ihren Harem hat. Auch vertragen sich diese Männer meistens recht gut mit einander. Die Kinder sind deshalb keineswegs verlassen, und der auf den Sandwich- und den Gesellschafts-Inseln so gewöhnliche Kindermord scheint auf *Nukahiwa* niemals verübt worden zu seyn. Eben so wenig kann die wechselseitige Liebe der einzelnen Familienglieder in Zweifel gezogen werden. Man sieht Männer, die auf einige Zeit von einander scheiden oder nach langer Abwesenheit sich wieder sehen, Thränen vergiessen. Sie umarmen sich, drücken sich die Hände, begrüssen sich, indem sie sich gegenseitig mit den Nasen berühren und werden schon weich bei der blossen Erinnerung

an ihre Trennung. Der Missionär *Stewart* sah einen unverwerflichen Beweis von der Stärke solcher Familienliebe. Er kam in eine Hütte des Stammes Humi, wo sich die Aeltern eines Mannes befanden, den ein amerikanischer Walfischfänger entführt hatte. Sie fingen beim Anblick des Missionärs, der sie an den von seinem Landsmanne verübten Raub erinnerte, bitterlich zu weinen an.

Hier ist der Ort, sich über das schändliche Benehmen mancher Seefahrer auszusprechen. Sie haben auf allen australischen Inseln ein lebhaftes Rachegefühl zurückgelassen, dessen Opfer nicht selten ihre zum Theil unschuldigen Nachfolger geworden sind. Man erzählt von einem Schiffskapitän, welcher sich eines Häuptlings bemächtigte und ihn mit den Armen an einen Mastbaum binden liess, wo er so lange verharren musste, bis man eine bestimmte Anzahl Schweine aufs Schiff gebracht hatte. Zur Vergeltung dafür wurden auf einem Boote desselben Schiffes, welches Wasser holte, zwei Mann mit Flintenschüssen getödtet. Nach solchen Vorfällen muss man sich wundern, dass nur wenige Beispiele von blutiger Wiedervergeltung bekannt sind.

Die Kinder werden im frühesten Alter mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt; aber sobald sie grösser geworden, laufen sie frei herum, oder sind beim Fischfang und Landbau behilflich, bis sie mannbar geworden und sich verheurathen. Bei

dieser Gelegenheit finden keine besondern Ceremonien Statt; ausgenommen zuweilen ein festliches Mahl, zu dem sich die beiderseitigen Familien versammeln. Die Ehe ist geschlossen, sobald sich Mann und Frau das Wort geben; doch sind Fälle bekannt, wo die Aeltern ihre Einwilligung verweigert und die Einigung verhindert haben. Die Folgen davon sind gewaltsame Entführungen und blutige Fehden, an welchen ganze Stämme Theil nehmen. Von der ehelichen Treue der Weiber wissen übrigens die Reisebeschreibungen nicht viel Erbauliches zu erzählen.

Im Allgemeinen nimmt die Bevölkerung der Marquesas-Inseln, wie schon oben bemerkt wurde, mit beschleunigter Geschwindigkeit ab, was vorzüglich der Einführung der Feuerwaffen und der Berührung mit den Europäern zuzuschreiben ist, die übrigens noch grosse sittliche Nachtheile für diese Naturmenschen herbeigeführt hat. Indessen ist zu hoffen, dass unter einer geregelten Verwaltung, wie sie jetzt begonnen hat, sich bald Alles wieder zum Bessern gestalten und dass mit der Zeit an die Stelle der jetzigen eine kräftigere und gesittetere Bevölkerung von Mestizen treten werde. Die Nukahiwer werden leicht gute Matrosen. Viele haben schon auf europäischen Schiffen weite Seereisen mitgemacht; vielleicht können die Inseln auch in dieser Hinsicht für Frankreich nützlich werden.

Die *Sprache* der Nukahiwer ist weich und wohlklingend, und besteht grösstentheils aus Selbstlautern. Von Mitlautern kommen am häufigsten *P*, *T*, *M* und *N* vor, nebst einigen Kehllauten, die sich durch unsere Buchstaben nicht bezeichnen lassen, übrigens nichts Unangenehmes haben.

Was die *Zeitrechnung* betrifft, so theilen die Nukahiwer den Tag in drei Theile: *Popoui*, Morgen, *Uatea*, Mittag, und *Ahi-ahi*, Abend. Die Zeit von einem Neumond zum andern bildet einen Monat, deren sie, mit der Regenzeit beginnend, dreizehn zählen und welche folgende Namen führen: *Uaoa*, *Uamehau*, *Opohe*, *Uapea*, *Mataïki*, *Tuwameatakeo*, *Takuna*, *Oehuo*, *Maïnaïhea*, *Avamanu*, *Uawea*, *Oehua* und *Aweo*. Im Jahre 1836 entsprach der Monat *Uaoa* unserm Jänner. Auch jeder einzelne Tag im Monate hat seinen besondern Namen.

# VI.

# VANDERMAELENS GEOGRAPHISCHE ANSTALT ZU BRÜSSEL *).

Das *Etablissement Géographique de Bruxelles* ist im Jahre 1830 durch Hrn. *Philipp Vandermaelen*, nahe an der *Porte de Flandre*, in einer höchst malerischen Lage, am linken Ufer des Charleroi-Kanals, gegründet worden. Es nimmt einen Flächenraum von beiläufig 20000 Meter ein. Zum Haupteingange führt eine herrliche Pappel- und Kastanien-Allee von hundert Meter Länge, und in dem Masse, als man sich dem Ende derselben nähert, eröffnet sich dem Auge der Anblick eines grossen im englischen Styl angelegten Gartens mit

*) *Notice sur l'Etablissement Géographique de Bruxelles*; par *M. Drapiez*, etc. Bruxelles, 1848. Mit einer Ansicht.

weitläuftigen botanischen Anlagen und prachtvollen Glas- und Treibhäusern. Letztere nehmen die Mitte des Gartens ein; vor und neben ihnen befindet sich der für Küchengewächse bestimmte Theil des Gartens, und im Hintergrunde gelangt man zu den Baumschulen, längs denen die *Senne* von Südwesten nach Nordosten fliesst. Ausserdem durchschlängelt den Garten seiner ganzen Länge nach ein anmuthiger Wasserarm.

Das Hauptgebäude bildet ein längliches Viereck von 30 Meter Länge in der Fronte und 25 Meter an den Seiten. Das Erdgeschoss und das obere Stockwerk enthalten die Sammlungen, eine Steindruckerei und einen Zeichnungssaal; andere Seitengemächer sind für die Arbeiten der Kupferstecher und Illuminirer bestimmt. Die Wohnungen der Angestellten befinden sich in einem besondern Gebäude.

Die Anstalt kann jeden Tag, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von ein bis vier Uhr Nachmittags von Fremden besucht werden. Diese betreten zunächst den grossen *Empfangsaal (Salle de réception)*, welcher einige zoologische Sammlungen von Säugthieren und Vögeln aller Himmelsstriche, besonders aber aus Amerika, ausserdem auch ein Planetarium, nach Copernicus, einen in der Anstalt selbst verfertigten Erdglobus von 2½ Meter Umfang, und eine hauptsächlich aus Pracht- und kostbaren Kupferwerken bestehende Biblio-

thek enthält. Der Fremde wird ersucht, seinen Namen in ein dazu bestimmtes *Album* einzutragen. Ausser 15 fürstlichen Personen, worunter der *König* von *Belgien*, die *Königinnen* von *Belgien* und *Frankreich*, der *König* von *Portugal*, der regierende *Herzog* von *Sachsen-Coburg-Gotha* u. a. nebst zwei ostindischen Prinzen, findet man hier die Namen vieler Hundert Fremden aus allen Ländern des Erdbodens und darunter mehr als 200 der ausgezeichnetsten Staatsmänner, Militärpersonen, Gelehrten und Künstler, welche (bis 1842) die Anstalt besucht haben.

Wenden wir uns jetzt zu den Merkwürdigkeiten der Anstalt im Einzelnen und zwar zunächst zur *Bücher-* und *Kartensammlung* (*Bibliothèque et Mappothèque*).

Die Bibliothek ist durch die Menge und Mannichfaltigkeit von Werken aus allen Wissenschaften, in den verschiedensten alten und neuen Sprachen, ausgezeichnet, und ihr Reichthum, wie der aller übrigen Sammlungen der Anstalt wächst in dieser Hinsicht mit jedem Jahre. Namentlich besitzt sie die Abhandlungen einer grossen Anzahl von Akademien und andern Gelehrtenvereinen, worunter viele sehr seltene Suiten, die gegenwärtig gar nicht mehr im Buchhandel vorkommen. Folgendes ist eine Uebersicht des Reichthums an *geographischen* und *statistischen* Werken und Zeitschriften in Bezug auf die einzelnen Länder und

Staaten: *Europa.* — *Belgien*, über 800 Bände und Broschuren, worunter Vieles aus den Zeiten des französischen Kaiserreichs; *Holland*, etwa 180; *Grossbritannien*, 180; *Dänemark*, *Schweden* und *Norwegen*, 130; *Russland*, 170; *Frankreich*, 600; *Schweiz*, 115; *Teutscher Bund* und *Oesterreichische Monarchie*, 230; *Spanien* und *Portugal*, 140; *Italien*, 300; — *Griechenland* und *Türkei*, 100. — *Asien*, über 300. — *Afrika*, 225. — *Amerika*, über 400. — *Ozeanien*, 150. In Hinsicht der einzelnen Wissenschaften enthält die Bibliothek über *Astronomie* 90 Werke; *Mathematik*, 350; *Physik*, 60; *Chemie*, über 100; *Mineralogie* und *Geognosie*, über 400; *Landwirthschaft*, gegen 100: *Naturgeschichte*, gegen 60 allgemeine und besondere Werke; *Medicinische Wissenschaften*, 250 (worunter 150 allein über Heilquellen); *Allgemeine Geschichte*, 140; *Biographie*, 50; *Bibliographie*, besonders Sammlungen von Katalogen; — *Linguistik*, *Philologie*, Wörterbücher und Sprachlehren; — *Abhandlungen* und *Jahrbücher gelehrter Gesellschaften*; *Zeitschriften* und *Zeitungen*, mehre Hundert Jahrgänge und Suiten aus allen Gegenden des Erdbodens; ausserdem über 3000 Musterblätter von solchen Zeitschriften, die in vollständigen Jahrgängen nicht zu erhalten oder unmöglich aufzubewahren seyn würden; *Allgemeine Geographie*, die Werke der berühmtesten Schriftsteller; an 20 Wörterbücher; 80 Werke über Hydrographie

und Orographie, etc.; *Statistik*; *Politische Oekonomie; Militärische Wissenschaften; Technologische Wissenschaften; Oeffentliche Arbeiten; Handel und Gewerbe; Schöne Künste; Oeffentlicher Unterricht.*

Eine bemerkenswerthe treffliche Einrichtuug in der Anstalt besteht darin, dass jeden Tag aus den einlaufenden Zeitschriften und Zeitungen die wichtigsten *geographischen* und *sonstigen wissenschaftlichen Neuigkeiten* kurz ausgezogen und in besondere Sammlungen vereinigt werden, deren es bereits mehr als 50 mit mehr als *zwei Millionen* einzelnen Notizen giebt, welche sich begreiflich ins Ungeheure vermehren.

Die Mitte des Bibliothek-Saales nimmt die *Mappothek* ein, deren Schubfächer an 1600 Atlanten und Karten-Cahiers, zusammen mit wenigstens 23000 Blättern, enthalten. Ausser den eigentlichen *geographischen* Karten aller Länder der Welt, von welchen dergleichen aufgenommen worden, enthält die Sammlung auch *geognostische, hydro-* und *orographische*, und *astronomische Karten.* Auch befindet sich hier eine abgesonderte Sammlung von Plänen, Nivellements etc. belgischer Ortschaften, Eisenbahnen und Kanäle. Auf dem obern Theile der Mappothek steht ein *Erdglobus* von 10 *Meter* im Durchmesser, der Grösse nach dem von *Coronelli* ähnlich, welcher vom Cardinal *d'Estrées* dem Könige *Ludwig XIV.* verehrt und in der königlichen Bibliothek zu Paris aufgestellt

wurde. Ausserdem sieht man hier ein Relief des *Montblanc* und ein ähnliches von *Frankfurt am Main.*

Das *naturhistorische Museum* besteht 1) aus einer *Mineralien-Sammlung* von beiläufig 2500 Exemplaren aus allen Gegenden des Erdbodens, nach *Hauys* System geordnet; 2) einer Sammlung von Felsarten, 1200 Exemplare, nach *Brongniart* geordnet; 3) einer grössern *geognostischen Sammlung*, nach *Werners* System geordnet; 4) einer besondern Sammlung von *vulkanischen Felsarten*, in chronologischer Ordnung aufgestellt; 5) einer besondern Sammlung von *Aetna-Laven*; 6) einer besondern Sammlung *belgischer Mineralien*; 7) verschiedenen Sammlungen von *Versteinerungen*; 8) Sammlungen von *Krystall-Modellen*, *geometrischen Figuren* etc. etc.; 9) verschiedenen *Herbarien*, *Früchtesammlungen* etc.; 10) verschiedenen Sammlungen von *Säugthieren*, *Vögeln*, *Amphibien* und *Fischen* (in Weingeist), *Insekten* (besonders reich an Exemplaren aller Länder des Erdbodens), *Weich-* und *Schalthieren* etc. etc.; 11) einer *anatomischen Sammlung*; 12) einer Sammlung von *Arzneikörpern*; und 13) einer Sammlung von *Hölzern* und *Sämereien.*

Die *Münzsammlung* umfasst nicht nur die Münzen aller *europäischen* Staaten aus den verschiedensten Zeitaltern nebst Münzen des griechischen, römischen etc. Alterthums, sondern auch zahlreiche Exemplare von Münzen fremder Erdtheile,

namentlich *spanisch-amerikanische*. Auch die Sammlung von *Denkmünzen*, grösstentheils in Gold und Silber, ist sehr reichhaltig und besonders historisch merkwürdig.

Nicht minder zahlreich und sehenswerth sind die *archäologische* und die *ethnographische* Sammlung, welche in Waffen, Geräthschaften, Werkzeugen, Kleidungsstücken, Schmucksachen, Götzenbildern etc. der verschiedensten Völker alter und neuer Zeit bestehen.

Aus dem naturhistorischen Museum gelangt man durch eine Seitenthür unmittelbar in die *Glas*- und *Treibhäuser*, deren Bauart und Einrichtung eben so grossartig und zweckmässig ist, als der Reichthum an exotischen Gewächsen aller Klassen die höchste Bewunderung erregt. Das grösste ist durch eine Glaswand der ganzen Länge nach getheilt in der Art, dass die eine Abtheilung die mittlere Wärme der gemässigten Zonen, die andere eine constante Temperatur von 12 bis 15° Réaum. geniesst. Man kann die Zahl aller Gewächse zu wenigstens 15000 annehmen. Die Orangerie enthält unter andern eine Reihe schöner Bäume, welche dem Könige Stanislaus von Polen gehört haben und über 200 Jahre alt sind. Am wichtigsten ist unstreitig die Sammlung von Fettpflanzen. Es giebt allein an 300 Cactus, worunter ein Exemplar von 1 Meter 85 Centimeter Umfang.

Der *Garten* ist nicht minder reich an seltenen *acclimatisirten* Pflanzen, Bäumen und Sträuchern der verschiedensten Himmelsstriche. Der grosse Teich ist für die Wasserpflanzen bestimmt. Alles ist nach dem *Linné*schen System geordnet. Eine besondere Abtheilung des Gartens ist zum Versuch einer Vertheilung der Pflanzen nach natürlichen Familien bestimmt.

In den Sälen für *Zeichenkunst*, *Lithographie* und *Kupferstich* arbeiten ausgezeichnete Künstler, welche sämmtlich in der Anstalt selbst gebildet worden sind. Vorzüglich berühmt sind die Herren *de Keyser*, Vorsteher der Zeichnungsschule, und *P. Doms*, Vorsteher der Kupferstecher-Schule.

Noch müssen wir der mit diesem geographischen Etablissement verbundenen *Verlags-Buchhandlung* des Hrn. *Vandermaelen* erwähnen, welche seit dem zwölfjährigen Bestehen der Anstalt bereits mehre ausgezeichnete und zum Theil sehr umfangreiche Werke und Karten hat ans Licht treten lassen. Der uns vorliegende Auszug aus dem Verlagskatalog enthält 140 Nummern Atlanten, Karten, Globen, Pläne, Wörterbücher, grössere Werke und Sammlungen, hauptsächlich geographischen, statistischen, geologischen, botanischen, chemischen und kriegswissenschaftlichen Inhalts.

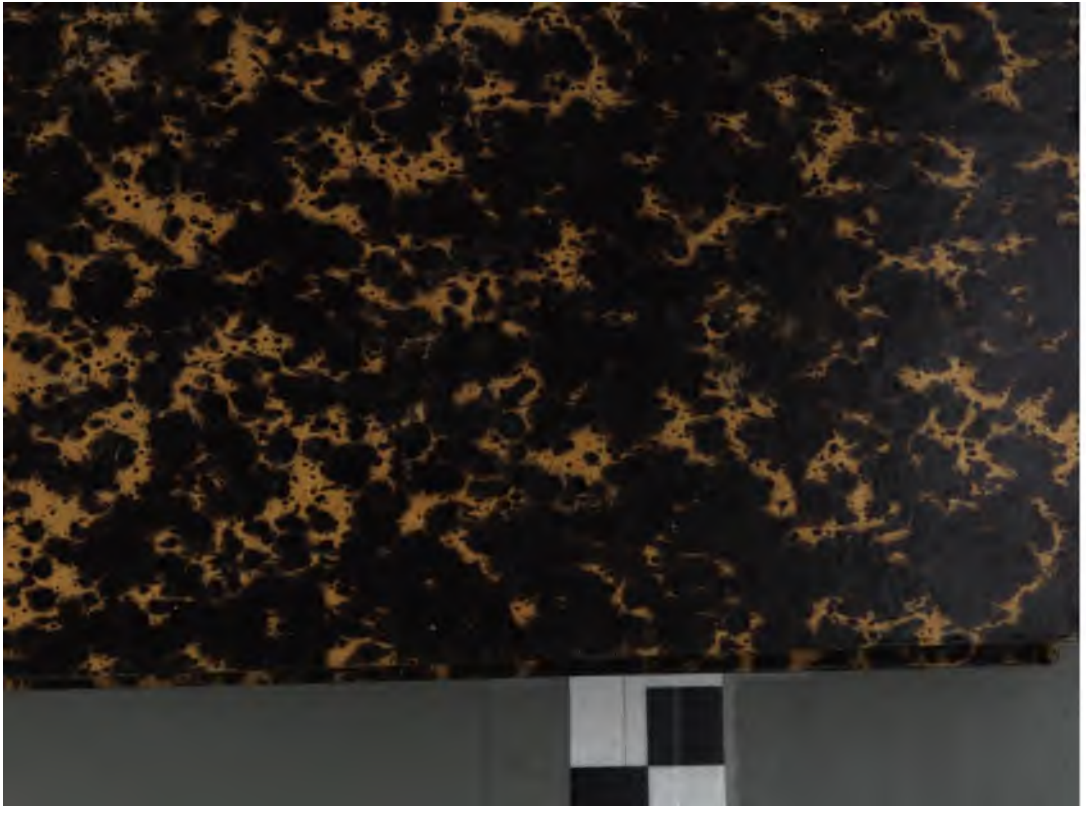
Der in der Anstalt unentgeldlich ertheilte *Unterricht* erstreckt sich auf *Geographie* und *Statistik*, *Zeichnung* (von Landkarten etc.), *Kupfer-*

*stecherkunst* und *Lithographie*. Es kann eine beträchtliche Anzahl von Schülern, im Alter von 14 bis 18 Jahren, aufgenommen werden. Auch sind bereits mehre ausgezeichnete Männer aus dieser Lehranstalt hervorgegangen.

# Verbesserungen.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S. LIX | Z. | 5 | von | oben | statt | *Curfato* | lese | man | *Cursato* |
| — 5 | „ | 4 | „ | unten | „ | *Zioguns* | „ | „ | *Sioguns* |
| — 17 | „ | 1 | „ | oben | „ | *Opperkoofd* | „ | „ | *Opperkoofd* |
| — 36 | „ | 10 | „ | unten | „ | *beseuge* | „ | „ | *beseige* |
| — 89 | „ | 11 | „ | oben | „ | *Nosimono* | „ | „ | *Norimono* |
| — 226 | „ | 3 | „ | unten | „ | *Maguai* | „ | „ | *Maguey* |
| — 230 | „ | 13 | „ | „ | „ | *Alvaredo* | „ | „ | *Alvarado* |
| — 241 | „ | 9 | „ | „ | „ | *welche* | „ | „ | *welcher* |
| — 307 | „ | 6 | „ | „ | (der Anmerk.) | | statt *nuder* lese man *under* | | |
| — 312 | „ | 12 | „ | oben | statt | *Es* | lese | man | *Er* |
| — 331 | „ | 7 | „ | unten | „ | *der* | „ | „ | *des* |
| — 342 | „ | 1 | „ | oben | „ | *Comptrollar* | „ | „ | *Comptroller* |

A 406695

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 06218 6906